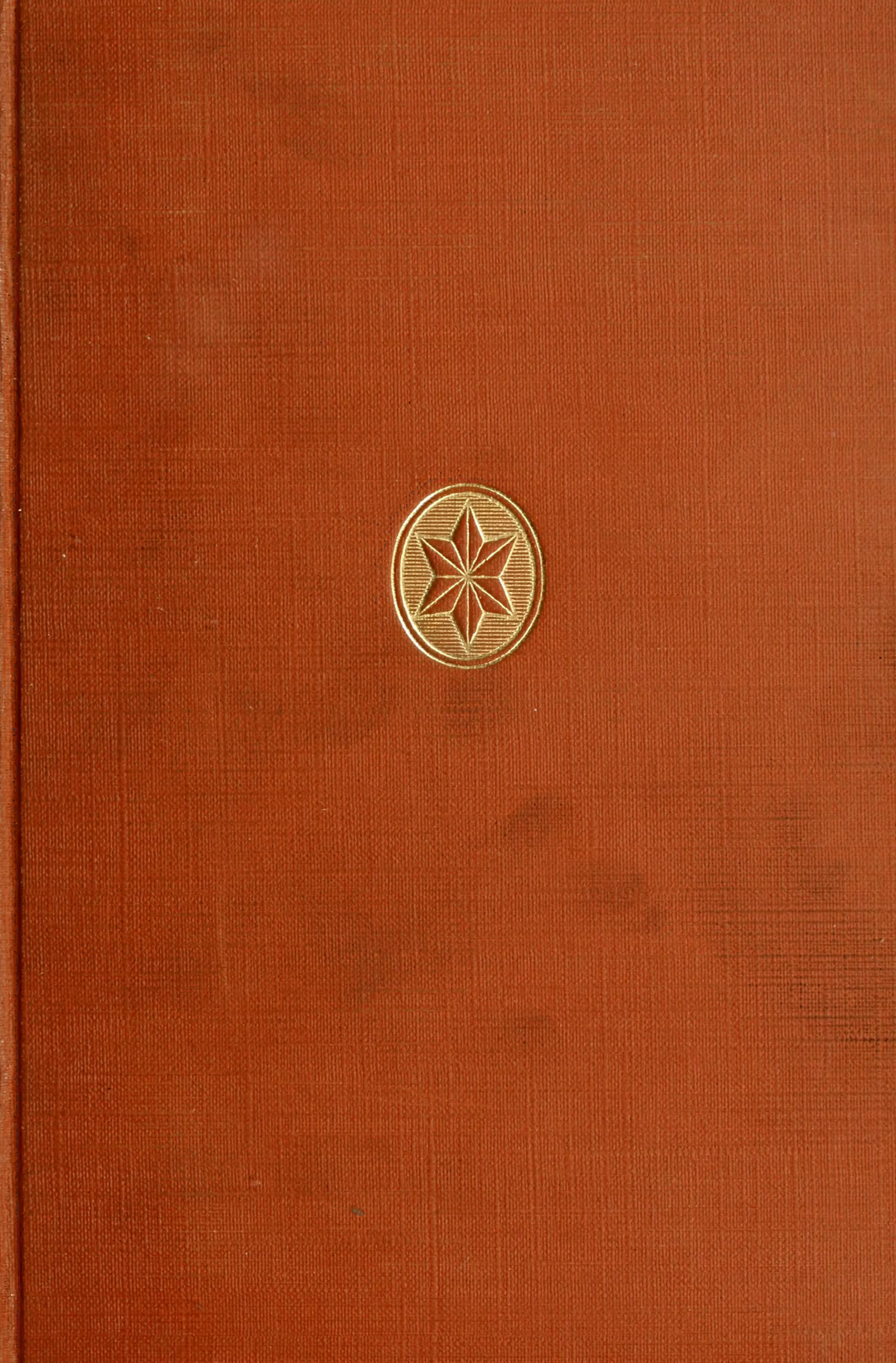












Friedrich Schiller   Charlotte Schiller

Aus dem Stammbuche der Sophie Nösselt

Jahrbuch
der
Goethe-Gesellschaft

Im Auftrage des Vorstandes
herausgegeben
von
Max Hecker

Zwanzigster Band

Weimar / Verlag der Goethe-Gesellschaft
1934

Printed in Germany

Das Jahr Neunzehnhundertvierunddreißig ist ein Schiller-Jahr: am 10. November 1934 werden 175 Jahre seit jenem Tage vergangen sein, an dem Friedrich Schiller, er, dem es vergönnt gewesen ist, durch die „Größe der Welt" des Windes Flug zu fliegen, in eng-kleinbürgerlicher Stube das Licht des Tages erblickt hat.

Von jeher hat die Goethe-Gesellschaft die Weite und Fülle ihrer wissenschaftlich-ästhetischen Arbeit, wie sie ihr als freudig erfüllte Pflicht durch den Namen Goethe auferlegt wird, in freiwilliger Steigerung ausgedehnt zu weitgreifendem Überblick über den gesamten klassischen Zeitraum des deutschen Schrifttums: der anmutig-frivole Wieland, der ernste Herder, der leidenschaftliche Karl August, von den Kleineren zu schweigen, sind der Gesellschaft Gegenstand eindringlicher Betrachtung geworden — wie sollte sie nicht besondere Liebe jenem Großen entgegen tragen, der, gleichberechtigt neben ihrem Dichter stehend, die gelassene Hand zu Goethes Kranz erheben darf, dessen heldisches Bild aufs neue seinem Volke führend und stärkend voranzieht in der großen Gegenwart nationaler Erneuerung. Schon einmal hat Schiller, in Deutschlands dunkelster Zeit, das Preislied von „Deutscher Größe" angestimmt, schon einmal hinaufgewiesen zu den Sternen, über denen des Gedrückten ewige Rechte hangen unveräußerlich, schon einmal sein Volk beschworen: „Seid einig — einig — einig!"

Unter den Namen Schillers hat die Goethe-Gesellschaft die Tagung des Jahres 1934 gestellt; dem Andenken Schillers ist auch der diesjährige Band ihres „Jahrbuchs" geweiht, der zwanzigste, mit dem sich die zweite Dekade der ganzen Reihe schließt.

Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt leuchtet die Schillerverehrung des „Jahrbuchs" in Brennpunkten erhöhten Glanzes auf. Der zehnte Band hatte ein neues Schillerbild und ein bisher unbekanntes Epigramm des Dichters bekannt gemacht; ein neues Schillerbild und ein bisher unbekanntes Stammbuchverschen des Dichters bietet der vorliegende zwanzigste dar, einen eindrucksvollen Schattenriß und einen leichtgefügten Vierzeiler, der, flüchtig wie er sich gibt, doch Schillerschen Hochsinnes nicht entbehrt. Und ein neues Schillerbild will der Leitaufsatz des Bandes vor uns aufrichten, das Bild des unterliegend siegenden Kämpfers, der sich von der Vergötzung des Geistes zum Leben wendet, von dem Ideal zur Wirklichkeit, von der Humanität zur Nationalität, in dessen Werken der germanische Genius zur Tragödie als höchster religiös-heroischer Erhebung durchbricht. Wir haben vor drei Jahren im Sinne zeitgenössischer Philosophie Goethe als den Sucher und Begründer einer biozentrischen Weltauslegung zu erfassen gesucht; in gleichem Sinne erscheint nun Schiller als der Verkünder eines tragisch-heroischen Weltgefühls.

Auch am Ausgang des Buches steht ein Schillerbild, ein ergreifendes, in verjüngtem Maßstab ein literarisches Gegenstück zu Danneckers Schillerbüste: Ernst Bertrams markiger Festvortrag, der mit sicherer Meisterschaft die ernsten, kühnen Züge dieses erhabenen Antlitzes nachzeichnet.

Nur scheinbar führen Aufsätze geschichtlichen Inhalts von dem eigentlichen Thema ab: sie spannen den Hintergrund, vor dem sich Schillers Lebenswerk abspielt, sie deuten auf das vaterländische Ziel, dem seine freiheitatmende Dichtung zustrebt. Schon Goethe hat den abgeschiedenen Freund glücklich gepriesen, den Zusammenbruch von Jena nicht erlebt zu haben; in eindringlicher Darstellung betont nun Bertram des Dichters patriotisch-deutsche Sendung. In zwei Beiträgen zeigen wir hier die Tiefe des nationalen Unglücks und den neu vollbrachten Aufstieg. Napoleon in Weimar: wie deutlich tritt des Siegers rücksichtslose Überheblichkeit, die irrende Schwäche der Besiegten, der Wirrwarr unübersichtlicher Zerrüttung aus der Fülle hastiger Berichte hervor, deren keiner zur Kennzeichnung des chaotischen Zustandes entbehrt werden kann. Und in wirkungsvollem Gegensatz dazu die Schilderung des Einzuges, den Karl August, aus dem Freiheitskriege wiederkehrend, in das aufjubelnde Weimar gehalten hat: die siegreichen Schlachten von Leipzig und Waterloo hat Schillers verklärter Geist mitgeschlagen, und das Landsturmlied, das den Landesherrn begrüßt, wird getragen von den mutigen Klängen seines unsterblichen Reiterliedes.

Vielleicht, daß sich an Napoleon Goethe und Schiller geschieden hätten; nun aber hat es uns das Geschick vergönnt, ihrer ungetrübten Einheit froh zu bleiben. Auf dieser fruchtbringenden Einheit zu verweilen, ist vornehmste Pflicht unseres Bandes. Er spürt einem antiken Kunstwerk nach, vor dem jeder der beiden Dichter einmal in Bewunderung gestanden hat; er deckt den bestimmenden Einfluß auf, den Goethes reifes Kunstverständnis auf Schillers schwankende Theorie

des Schönen ausübt. Und endlich: er gibt aus langer Verschollenheit eine merkwürdige Ergänzung zu jenem Buche, in dem die Einheit der Dichtergenossen ihren sinnfälligsten Ausdruck gefunden, zu ihrem Briefwechsel. Und wenn diese Ergänzung inhaltlich wiederum hinüberführt in die waffenklirrende Zeit französischer Eroberungszüge, so sehen wir auch hier sich den Kreis unserer Betrachtung ründen.

Schiller: er bleibt nach Goethes Wort „mit allem, was wir schätzen, eng verwandt", am engsten mit ihm, den wir am höchsten schätzen — mit Goethe.

Juli 1934.

Max Hecker.

Umrisse eines neuen Schillerbildes

Von Werner Deubel (Affolterbach, Odenwald)

> Ich liebe die, welche nicht zu leben wissen, es sei denn als Untergehende; denn es sind die Hinübergehenden.
> Ich liebe die großen Verachtenden, weil sie die großen Verehrenden sind und Pfeile der Sehnsucht nach dem andern Ufer.
> Friedrich Nietzsche.

Weltanschaulicher Überblick.

Je klarer heute die Begründung der Lebensphilosophie durch Ludwig Klages als säkulare Leistung des deutschen Geistes erkannt wird, desto deutlicher wird es, daß sich damit die weltanschaulichen Voraussetzungen, ja die Ziele und Methoden der Einzelwissenschaften geändert haben.[1]) Welche Folgerungen sich daraus für die Dichtungswissenschaft im engeren Sinne ergeben, habe ich an anderer Stelle ausgeführt.[2]) Zu den großen Aufgaben der literarischen Geschichtsschreibung gehört an erster Stelle die Erneuerung der Bilder derjenigen Gestalten, in denen wir die schöpferischen Präger unseres Kulturerbes verehren. Die Lebensphilosophie[3]) ist der bis zu systematischer Vollendung durchgeführte Ausbau der einen Grundentdeckung, daß das Dasein und Wirken der geschichtlichen Menschheit innerhalb der nurlebendigen Wirklichkeit des Kosmos zu der Annahme

---

[1]) Ein sichtbares Zeugnis dafür ist die von Hans Prinzhorn herausgegebene Festschrift Ludwig Klages zum 60. Geburtstag, die unter dem Titel: 'Die Wissenschaft am Scheidewege von Leben und Geist' Beiträge von dreißig Forschern weit auseinanderliegender natur- und geisteswissenschaftlicher Fachgebiete vereinigt (Leipzig 1932).

[2]) Vgl. das Kapitel über Dichtung in 'Deutsche Kulturrevolution', herausgegeben von Werner Deubel, Berlin 1931.

[3]) 'Der Geist als Widersacher der Seele' von Ludwig Klages.

einer vom Leben (Bios) verschiedenen Macht zwingt, die wir Geist (Logos) nennen. Angesichts der Verflachung, die alles monistische Denken mit sich bringt, hat Hans Prinzhorn die Tiefen- und Dauerwirkung des Christentums damit erklärt, „daß noch im theologischen Gewande der kirchlichen Lehre etwas von diesem biologisch richtigen (dualistischen) Ansatz durchschimmert: der Logos — wie immer sein Wesen umschrieben werden mag — hat den Naturlauf durchbrochen, hat die Erde verwandelt durch seinen einzigen Träger unter den zahllosen Lebewesen, den Menschen. Diesen Sachverhalt hat die christliche Lehre deutlicher gesehen als irgendeine andere. Ein gutes Stück ihrer Überzeugungskraft beruht darauf, daß sie in diesem Punkte ein Urphänomen erkannt und ihrer dogmatischen Deutung zugrunde gelegt hat. Dadurch hat sie einen Vorsprung an Wirklichkeitsgehalt vor sämtlichen monistischen Erklärungsversuchen ..."[1]) Der echte metaphysische Gegensatz zwischen Lebensphilosophie und Christentum erklärt sich allein aus dem Gegensatz ihrer Wertsysteme.

Jede Welterklärung, die sich für den Geist als die Spitze der Wertordnung entscheidet, muß — wie Klages nachgewiesen hat — der Wirklichkeit des Bios die Eigenwürde absprechen und sie am Ende als toten Stoff, den beseelten Menschenleib aber als unbeseelten Reaktionsmechanismus deuten. Daraus ergibt sich jene bekannte Spaltung in die beiden uralten „metaphysischen Heerlager" des „Idealismus", der den Stoff auf den Geist, und des „Materialismus", der den Geist auf den Stoff „zurückführt". Idealismus und Materialismus sind also nur verschiedene Sehweisen eines, nämlich des „logozentrischen" Denkens. Diese Zusammengehörigkeit der beiden Scheingegner wurde von Goethe zuerst gesehen, von Klages zuerst nachgewiesen. Idealismus und Mechanismus (Materialismus) verkennen und — befehden beide, was weder Geist noch toter Stoff ist: das Leben. Oder psychologisch gesprochen: sie verkennen und befehden, was weder Bewußtsein und Wille noch „niedere Natur" und bloßer „Reaktionsmechanismus" ist: die Seele.

---

[1]) Aus Prinzhorn: 'Persönlichkeitspsychologie, Entwurf einer biozentrischen Wirklichkeitslehre vom Menschen', Leipzig 1932.

Die kopernikanische Wendung der Lebensphilosophie besteht demgegenüber darin, daß sie dem außerkosmischen Geist, der nur im Menschen vorkommt, als die weit umfassendere Macht und demgemäß als den „Grund aller weltangemessenen Wertabstufung“[1]) den Bios (Leben und Seele) überordnet. „Während man bisher um den Gegensatz 'Materialismus' und 'Idealismus' kreiste, der nach Klages ein bloß scheinbarer Gegensatz ist, scheiden sich nunmehr alle Religionen, Gesinnungen, Moralen, Geschmacksrichtungen und demgemäß auch die Wissenschaften der Vergangenheit wie der Gegenwart in biozentrische, deren Rangordnung der Werte vom Leben bestimmt wird, und logozentrische, die gewollt oder ungewollt der Diktatur des Geistes gehorchen.“ (Prinzhorn.)

Klages ist also der Systematiker einer biozentrischen (gräkogermanischen) Weltauffassung, so wie Kant der Systematiker des logozentrischen (gräkojudaischen) Weltbildes ist. Da nun das Ringen um eine neue Weltdeutung für das neuzeitliche Europa mit dem biozentrischen Denken Goethes beginnt[2]), so tritt in ihm der Kantischen Denk- und Wertwelt etwas grundsätzlich Neues entgegen. Nietzsche, der als erster die Lebensfeindlichkeit des „Sokratischen“ Geistes erwiesen und das Leben selbst zum philosophischen Prinzip gemacht hat, rechnete darum neben Heraklit folgerichtig Goethe zu seinen „Ahnen“ und brandmarkte die Bemühungen, sich gegen die metaphysische Kluft zwischen Kant und Goethe blind zu stellen, als „Falschmünzerei“. Diesem heute noch regen Bestreben, die kulturrevolutionären Antriebe in Goethes Weltbild durch künstliche Angleichung an die logozentrische Wertwelt unwirksam zu machen, bot und bietet sich Schiller — der „Freund“ Goethes und der „Schüler“ Kants — als willkommenes „Bindeglied“ dar. So ist er das Hauptopfer jener weltanschaulichen Falschmünzerei geworden. Sein Bild von den Entstellungen einer nachgerade schon ehrwürdig ge-

[1]) Klages: 'Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft. Grundlegung einer Wissenschaft vom Ausdruck'.

[2]) Vgl. Klages: 'Goethe als Seelenforscher' (Leipzig 1932) und meine darauf fußende Abhandlung: 'Goethe als Begründer eines neuen Weltbildes' im 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 1931.

wordenen Fehldeutung zu reinigen, sind bisher nur wenige Versuche unternommen worden. Unter ihnen die beträchtlichsten, die bezeichnenderweise — der eine mittelbar, der andere unmittelbar — an Nietzsche anknüpfen, sind die Darstellungen von Max Kommerell[1]) und Harald Jensen.[2])

Der Tragiker.

Sobald wir uns nur einmal der eingefleischten Gewohnheit entschlagen, in Kants Philosophie das zu verehren, was gerade sie am allerwenigsten ist, nämlich einen höchsten Ausdruck germanischen Wesens, so erscheint Schillers Bild sofort völlig anders, als wir es nach den herkömmlichen Darstellungen zu sehen gewohnt sind.

Gemäß Goethes Wort, wonach alle „göttlichen Erleuchtungen" stets „mit der Jugend im Bunde" sind, muß man, um Schillers Naturanlage zu erfassen, nicht von der Deutung der reifen Leistung des Mannes, sondern von der Erkenntnis seines „reinen Dämons" ausgehen, wie er sich, noch unverfälscht von späteren fremden Einflüssen, zumal in den Dichtungen und Briefen des jungen Schiller bekundet. Hier bricht mit voller Wucht jenes vulkanische Flammen hervor, das seinen Dramen den unwiderstehlich mitreißenden Schwung verleiht, bis in die späten Jahre sogar seine kältesten Gedankengefüge überleuchtet und noch aus seinen bürgerlichsten Reimen (man denke an die Brandschilderung in der 'Glocke') lodert. Wenn wir in Klopstock, Lessing, Wieland die großen Formgeber unseres Wesens verehren, weil ihrer jeder ein neues Spracherleben geprägt und damit eine neuentdeckte Schicht unseres Seelentums heraufgehoben und gestaltet hat, so ist der Ton, den Schiller diesem Chore zuträgt, der vordem nie gehörte Klang des Orgiasmus. Wir geben dafür an dieser Stelle einen zunächst nur vorläufigen Hinweis, indem wir andeuten, es habe nicht zufällig der junge Genius, um sich auszusprechen, in frühen Briefen und Gedichten immer wieder die Bilder des „Feuers", des „Funkens", der

[1]) In 'Der Dichter als Führer', Berlin 1928.

[2]) 'Schiller zwischen Goethe und Kant', Oslo 1927.

„Flamme“ gewählt. Von den zahlreichen Belegen hier nur einige Proben: 1783 schreibt er (an Reinwald): „Wenn er [der 'Don Carlos'] einst fertig ist, so wird man mich und Leisewitz an Don Carlos und Julius abmessen — nicht nach der Größe des Pinsels, sondern nach dem Feuer der Farben“. Vom 'Wilhelm Meister' bekennt er bewundernd (zu Körner), man fühle sich von „auffahrenden Funken eines jugendlich feurigen Dichtergeistes ergriffen“, und (an Goethe): „Die kühnen poetischen Stellen, die aus der stillen Flut des Ganzen wie einzelne Blitze vorschlagen, erheben und füllen das Gemüt“. Noch in seinem letzten Briefe an Goethe über dessen „Register der Eigenschaften zum guten Schriftsteller“ vermißt er „doch in der Reihe noch einige Bestimmungen wie Charakter, Energie und Feuer“.

Vergleicht man das Gedicht des Zwanzigjährigen 'Die Freundschaft' mit Nietzsches 'An den Mistral', so wird — unerachtet ihrer sonstigen Verschiedenheit — eine Verwandtschaft der Seelenartung offenbar, die sich, noch über die rhythmische Ähnlichkeit hinaus, in der Ähnlichkeit ihrer Bilder bekundet (sturmhafter Drang nach oben, Wirbel, Tanz u. a. m.):

Aufwärts durch die tausendfachen Stufen . . .
Arm in Arme, höher stets und höher . . .
Wallen wir einmüt'gen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Maß und Zeit.

Schiller.

Kaum erwacht, hört' ich dein Rufen,
Stürmte zu den Felsenstufen . . .
Tanzen wir in tausend Weisen . . .
Nimm den Kranz hier mit hinauf!
Wirf ihn höher, ferner, weiter . . .
Häng' ihn an den Sternen auf.

Nietzsche.

Nun bezeugt zwar dieses Gedicht — und nicht nur dieses — zugleich die Eigentümlichkeit Schillers, den vulkanischen Feuerfluß gleichsam ins Geistige zu verdampfen. Doch lassen wir dies vorerst beiseite und nennen den hier gemeinten Seelenzug vorläufig gemäß der Prägung seines Entdeckers „Dionysisch“. Nicht zufällig erläutert Nietzsche den Dionysischen Zustand, da der

Mensch „auf dem Wege" ist, „in die Lüfte emporzufliegen", am Beispiel des Liedes 'An die Freude'.[1]) Indem wir aber an jenen Dionysischen Regungen, in deren Steigerung das Subjekt „zu völliger Selbstvergessenheit hinschwindet", zumal den ichzersprengenden Zug ins Auge fassen, so wird uns das Dionysische — und das ist eine der tiefsten Entdeckungen Nietzsches — zum Schlüssel des Tragischen. Ehe wir das nun näher ausführen, betonen wir, daß wir damit in der Tat in das Herzgeheimnis des Schillerschen Wesens vorzustoßen glauben, und werden sogleich die Gründe der Meinung dartun, es dürfe eine Deutung Schillers nicht auf den Ideologen und Kantianer, auf den Didaktiker und Balladendichter, auf den ästhetischen Erzieher und „Klassiker" ausgerichtet sein, sondern allein auf den Tragiker Schiller. Das immer neuentfachte Ringen um die deutsche Tragödie, das immer heftigere Suchen nach dem Wesen des Tragischen ist das große beherrschende Thema in Schillers Leben. Mit einer Tragödie tritt er zum erstenmal aus dem Jugenddunkel; um die Tragödie ringt er noch an der Kante des Abgrunds.

Wenn man freilich in geheimer Voreingenommenheit[2]) Schillers Werk allzu geflissentlich bald zur Kantischen Idealphilosophie, bald zu Goethes klassischem Streben in Beziehung setzt, so verstellt man sich künstlich die Sicht in sein wahres Wesen und verkennt, was für Schiller Ziel innerster Berufung war, die Tragödie, als bloße „Lieblingsform" des Dichters. Darum muß methodisch die Forderung betont werden, man müsse, um Schillers Wesen zu verstehen und seine dichtungsgeschichtliche Leistung zu würdigen, seinen Genius von Kant und Goethe abgelöst zu betrachten suchen, unerachtet beide Namen natürlich für die Erkenntnis seines Schicksals die wichtigsten Marksteine darstellen. So — und nur so! — ist es möglich, die üblich gewordene perspektivische Verkürzung seiner Gestalt zu berichtigen: neben dem Systematiker der logozentrischen Weltauffassung Kant und neben dem großen Klassiker und Begründer eines

---

[1]) Wobei er freilich auch an die Vertonung im Schlußsatz der Neunten Beethoven-Symphonie denkt.

[2]) Denn es ist ein unschwer durchschaubares verborgenes weltanschauliches Interesse, das hier wirkt!

biozentrischen Weltbildes Goethe steht ebenbürtig und unvergleichlich Schiller; mit ihm beginnt für unsere Kultur ein neuer, eigenherrlicher Antrieb: der Durchbruch des deutschen Genius zur Tragödie. Um das verständlich zu machen, schalten wir eine kurze Besinnung über das Wesen der Tragödie ein und wünschen damit zugleich auf Schillers geistesgeschichtlichen Ausgangspunkt Licht zu werfen.

Seit Lessing steht die deutsche Dichtung vor dem quälenden Rätsel zweier scheinbar unverbundenen Vorbilder: der antiken Tragödie und Shakespeares. Was unerachtet gewaltiger Verschiedenheiten Shakespeare mit der antiken Tragödie verbindet, das ist sein mächtiges Durchdrungensein von der Allgewalt des Schicksals, dessen triumphierender Wucht der Mensch ausgeliefert ist, ja dessen Walten er gerade durch die Schutzvorrichtungen fördert, mit denen er das geahnte Verhängnis abzuwenden trachtet. (Nur weil dies vergessen wurde, konnte Shakespeares Drama der fehlgreifenden Deutung Vorschub leisten, das Tragische münde in das Ethische und die Tragödie sei die Gestaltung eines Schuld-Sühne-Zusammenhangs, darin der Dichter nach schrecklicher Aufrollung der Spielbreite eines menschlichen Lasters am Ende daran das moralische Exempel statuiere.)

Tränenlos wie die Nornen knüpft Shakespeare das unentrinnbare Gewebe. Sein lichtleerer Himmel kennt nur das medusische Umsonst. Düsterer ist auch bei Aeschylus nicht die Verhängnisseite des Daseins gemalt, und noch aus dem Werk des lichteren Sophokles tönt es ehern herüber: „Nie zu schauen der Erde Licht, Ist des Menschen größtes Glück. Nächstdem aber, sofern er geboren, Früh sie wieder zu verlassen."

Dennoch bricht aus der antiken Tragödie ein unaussprechlicher Glanz, und der ist ein innerstes Geheimnis auch der deutschen Seele und lockt selbst uns Spätlinge noch, obwohl die religiösen Bräuche und Kulte längst versunken sind, die die Vorzeit daraus gewoben hat. Denn vom 'Prometheus' des Aeschylus bis zu den 'Bakchen' des Euripides mischt sich trotziges Frohlocken in die Qual und Klage und verleiht der Tragödie den eigentümlichen Doppelcharakter des totenbeschwörenden Trauer-

spiels und zugleich des Feierliedes auf das Leben, das noch mit Größe krönt, wen es vernichtet. Shakespeares Geschöpfe, das Äußerste versuchend, zerschellen an den Klippen, welche die Grenzen der Menschheit behüten. Der Held der antiken Tragödie aber, an den gleichen Klippen zerstäubend, sprüht orgiastisch aufschäumend noch darüber hinaus, um vom weltdurchwaltenden Element selber ein Teil zu werden. Hier ragt die Tragödie in das Religiöse hinauf, das dem Shakespeare fehlt.

Nietzsche hat diese Wallung das „Dionysische" genannt. Wohl möchten wir im außerdeutschen Schrifttum der letzten zwei Jahrhunderte Geister finden, die — wie etwa Racine oder Alfieri — einen hohen Begriff vom Wesen des Tragischen hatten, aber nicht einen dramatischen Dichter oder Denker, der am Tragischen die Dionysische Seite gesehen oder gar deren Verwandtschaft mit dem Heroischen erkannt hätte. „Die Psychologie des Orgiasmus als eines überströmenden Lebens- und Kraftgefühls ... gab mir den Schlüssel zum Begriff des tragischen Gefühls. ... Der Wille zum Leben, im Opfer seiner höchsten Typen der eignen Unerschöpflichkeit frohwerdend — das nannte ich Dionysisch, das erriet ich als Brücke zur Psychologie des tragischen Dichters. Nicht um von Schrecken und Mitleid loszukommen, nicht um sich von einem gefährlichen Affekt durch dessen vehemente Entladung zu reinigen — so mißverstand es Aristoteles —: sondern um über Schrecken und Mitleid hinaus die ewige Lust des Werdens selbst zu sein — jene Lust, die auch noch die Lust am Vernichten in sich schließt."

Der Durchbruch des Tragischen zum Religiösen geschieht „in einem orgiastischen Sprengen der Menschenform — ein Phänomen, das uns den ... von Nietzsche der Vergangenheit entrissenen Amor fati verständlich macht, jene Liebe zum Schicksal, die auch das Leiden noch als dunklen Trunk aus dem Becher des Lebens schlürft. Im Zeichen dieser Liebe grüßt die Seele gerade im Sturm des Schicksals den Atem höchsten Lebens. ... Denn dies ist ihre adligste Frömmigkeit: die trennende Ferne zwischen Mensch und Gott zu durchfliegen, zu zertrümmern das halbe Glück der Menschenform und — wie die Flocke, der Tropfen, die Eigengestalt opfernd, ins Meer sinkt — teilzuhaben am

ozeanischen Wogengang".[1]) Nicht auf dem Leiden und nicht auf der Schuld liegt der Akzent der Tragödie, sondern auf der Tiefe und Größe der seelischen Spannung. Der orgiastische Drang zum Überfliegen des Menschseins entspringt nicht dem Mangel, sondern der „Not der Fülle und Überfülle" (Nietzsche). Und die Freiheit der Seele, die in der Tragödie mit dem Zerschellen des an einen persönlichen Geist gebundenen Ichs erkauft wird, ist jedesmal eine Heimkehr in mütterliche Geborgenheit.

Fügen wir noch hinzu, daß das Tragische in jeder Form unabtrennbar verbunden ist mit dem Heroischen und daß das Schicksal, indem es ihn „zermalmt", nur den großen Menschen „erhebt", so haben wir die wichtigsten Fäden beisammen, aus denen die Tragödie und — Schillers Seele gewoben ist. Nicht, wie man meinte, eine moralisch-politische Auflehnung gegen die Ungerechtigkeiten der herrschenden Gesellschaftsordnung ist sein Erstlingsdrama, sondern ein stolzer Ekel vor dem „tintenklecksenden Säkulum" und dem „revoltanten Glück der Mittelmäßigkeit", ein Schlachtruf gegen die verzwergte Menschheit, die das Bild des Helden verloren und für Größe keinen Platz mehr hat. „Wenn es zum Unglück der Menschen", heißt es in einer Vorrede, „so alltäglich ist, daß so oft unsere Keime zum Großen unter dem Druck des bürgerlichen Lebens begraben werden, so kann dasjenige Schauspiel nicht zwecklos sein, das den sterbenden Funken des Heldenmuts belebend wieder emporflammt." Und wer danach forschte, der fände gerade in den 'Räubern' so manchen „Bildfunken" aus einer heroisch-tragischen Feuerseele. Die Sonne, die sich erneuernd im Westen stirbt, ist das heiligste Symbol für altgermanisches Wissen um die Verjüngung alles Lebens aus großen Untergängen. Es mutet an wie ein aus Bluttiefen heraufleuchtender Erinnerungsblitz, und wie wäre ein gleich ungeheurer Augenblick in einem Drama Voltaires oder selbst Lessings auch nur zu denken! wenn Moor, in den Anblick der sinkenden Sonne verloren, die Worte spricht: „So stirbt ein Held! — Anbetenswürdig! — Da ich noch ein Bube war, war's mein Lieblingsgedanke, wie sie zu leben, zu sterben

[1]) Aus meiner Abhandlung: 'Das Tragische im Drama' in 'Thespis. Theaterjahrbuch', 1930 (Berlin).

wie sie! ... Daß ich wiederkehren dürfte in meiner Mutter Leib!" Schließlich greifen wir aus zahlreichen gleichsinnigen Äußerungen eine Briefstelle (1785) heraus, die alle bis jetzt namhaft gemachten tragischen Motive zusammenfaßt und an der jedes Wort bezeichnend und wichtig ist. „Ich liebe die schöne ätherische Kraft, sich in eine große Entschließung entzünden zu können. Enthusiasmus ist der kühne kräftige Stoß, der die Kugel in die Luft wirft; aber ... [sie] macht einen Bogen; denn ihre Gewalt bricht sich in der Luft. ... Diese Allegorie ist gewiß mehr als eine poetische Beleuchtung, und wenn du aufmerksam darüber nachgedacht hast, so wirst du das Schicksal aller menschlichen Plane gleichsam in einem Symbol darin angedeutet finden. Alle steigen und zielen nach dem Zenith empor ..., aber alle beschreiben diesen Bogen und fallen rückwärts zu der mütterlichen Erde. Doch auch dieser Bogen ist ja so schön!"

Dionysos Zagreus.

Das mythische Bild des Dionysos Zagreus ist das Symbol für die Zerreißung der ursprünglichen Einheit von Seele und Welt. Der mannbar gewordene willkürmächtige Geist hat die Lebenszelle in „zwei Seelen" auseinandergesprengt, deren eine als bewußtes Ich sich der Welt und ihrer Geheimnisse zu bemächtigen trachtet, indes die andere, die eigentliche Seele, frierend den Verlust an Wirklichkeitszusammenhang und Bergung empfindet. Jeder von uns erlebt diese metaphysische Katastrophe[1]) um das Ende des dritten Lebensjahrsiebents als die wichtigste persönliche Krisis, für deren weiteren Verlauf alles davon abhängt, ob es um die Wende des vierten Jahrsiebents gelingt, den seelischen Blutverlust wieder aufzuholen und einen Ausgleich zwischen Geist und Leben zu finden. Goethe hat diesen Ausgleich in der Form seltensten Glückes erlebt: bei ihm haben die seelischen Wachstumsmächte die Forderungen des ichgestaltigen Geistes in Hut genommen. Demgegenüber ist es Schillers Tragik, daß die metaphysische Entzweiung wie ein

[1]) Ihr metaphysischer Charakter ist am tiefsten von Hölderlin gesehen und im 'Hyperion' dargestellt worden.

tiefer Riß sein ganzes Wesen zeitlebens spaltet und ihn schließlich als zerstörende Krankheit auch leiblich bedroht.

Das Verhängnis des Sturms und Drangs, von dem Goethe nur gestreift wird, ist für Schiller in tieferem Sinne Schicksal geworden. Dieses Verhängnis finden wir bei Klages[1]) folgendermaßen geschildert: „So wenig man bisher den Urgegensatz von Geist und Leben zu klarer Ausprägung brachte, so wirkte er doch als verborgene Triebkraft in jeder Gesinnungsrichtung, die das Recht der 'Leidenschaft', der 'Natur', des 'Herzens' gegen die Satzungen und Gebote des 'Kopfes' zu vertreten unternahm. Leider aber hat ... noch deren jede sich mißverstanden als 'Individualismus' oder treffender als 'Personalismus'. ... Man glaubte, für das Leben Partei zu ergreifen, indem man Partei ergriff für das persönliche Ich, und man hoffte, die Schranken der Gesetzlichkeit durchbrochen zu haben mit der Anerkennung der persönlichen Willkür." Das will zunächst besagen, daß sich dem vollen Durchbruch zum Leben, wie er erst der Romantik gelang, für die „Heroldsgeister aus der Sturm und Drang-Zeit" die „Persönlichkeit" hindernd in den Weg stellte. Sobald man aber einmal das Ich der Wirklichkeit, das Einzelleben der Menschen dem außermenschlichen Lebensganzen entgegenstellt, erhält das „Leben" den Charakter ewiger Wandlung und Vergänglichkeit und quälender Gleichgültigkeit gegenüber den Ichbehauptungswünschen. Aus dem solchergestalt bis zur Verzweiflung gestachelten Todesgrauen hat das bewußte Ich, sofern es zur Hingabe an das Leben nicht mehr fähig war, stets nur einen Ausweg gewußt: die weltfälschende Verlästerung des Lebens, der „bloßen", „gemeinen" Natur und aller an sie gebundenen „niederen Sinnlichkeit", und die Flucht in die „höhere" Welt des „sittlichen Geistes" und des „reinen Willens", der „Freiheit" und der „ewigen Idee".

Diese erste Erschütterung aller natürlichen, mit dem Lebensgrund verbundenen Frömmigkeit, dieses krisenhafte Irrewerden an der Wirklichkeit des Lebens — kennzeichnendes Merkmal

[1]) In 'Der Geist als Widersacher der Seele' in dem Abschnitt: 'Gesetz und Willkür'.

des Dionysos Zagreus — rührt bei Schiller aus dem gleichen Erlebnis her wie bei Goethe. „Erinnern wir uns an Klages' kristallene Formel: 'Der Geist ist — das Leben vergeht', so wissen wir, wer hier [im 'Werther'] fragt: „Kannst du sagen: das ist! da alles vorübergeht? da alles mit der Wetterschnelle vorüberrollt ...? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte ... Und so taumle ich beängstigt! Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer."[1]) Dasselbe lautet mit den Worten des jungen Schiller (1782) folgendermaßen: „Jeder Tropfe Zeit ist eine Sterbeminute der Freuden, jeder wehende Staub der Leichenstein einer begrabenen Wonne. Auf jeden Punkt im ewigen Universum hat der Tod sein monarchisches Siegel gedrückt ..." Die Natur „ist ein unflätiges Ungeheuer, das von seinem eignen Kot ... sich mästet". Aber während Goethes stärkere Lebensfrömmigkeit sich alsbald zu der Deutung hinfindet, die Zerstörung der Einzellebewesen sei nur ein „Kunstgriff" der Natur, „viel Leben zu haben", bleibt für Schillers herrische Forderung der Tod der ewige „Mißklang auf der großen Laute" und breitet über seine Jugend die kranken Schatten weltschmerzlicher Leichenphantasien.

Auf mancherlei Weise kann man das Verhängnis in Schillers Leben beschreiben. Nicht in der denkerischen Leidenschaft ist es zu suchen, mit der er wie kaum ein anderer Dichter um die Probleme seiner Kunst, im Vordergrund wieder und wieder um das Wesen der Tragödie, ja um das Weltgeheimnis gerungen hat; wohl aber darin, daß sein Denken logozentrisch ist. Denn damit verfällt er einer Anerkennung von Werten, die mit der heroischen Anlage seines Wesens in Widerstreit geraten. Demzufolge verliert die Flamme den reinen Glanz, der Held in ihm das gute Gewissen. Sein Blut kann nicht frei erblühen. Unterm Vampyrbiß des Logos wird es bleich; trübe fiebernd quält es sich im „schröcklichen Gefecht" zwischen Wallung und Pflicht, Neigung und Wille. Da aber in der heroischen Anlage seines

[1]) Aus dem Abschnitt 'Hyperion und Werther' meiner Abhandlung 'Goethe als Begründer eines neuen Weltbildes' ('Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 1931).

Wesens seine tragische Sendung wurzelt, so muß er, sobald er nur einmal die Bahn ideologischen Denkens betreten, auch an der Tragödie irre werden. Keines der Elemente der Tragödie, weder Größe noch Heldentum, weder Schicksal noch Preisgebungsüberschwang der Seele hat eine Stelle im idealistischen Wertsystem; denn hier gilt statt des Verhängnisses die „Vorsehung", statt des erhabenen Einzelnen die Ideologie der Gleichheit aller; heldische Leidenschaft wird ans Kreuz der sittlichen Weltordnung geschlagen, aller Glut tritt der Wille entgegen, und was aus trunkener Seele frohlocken möchte, das erstarrt unterm Gorgonenblick der „Idee".

Der Moralismus aber, der in jeder idealistischen Weltauffassung steckt, trägt unverkennbar jahwistische Züge; denn er dient einem eifersüchtigen und grausamen Gotte, der nicht den Helden will, sondern den Willensfanatiker, den Überwinder sogenannter Verführungen, den entsagenden Heiligen, und nicht den reinen Heiligen, sondern den unreinen, den von Sünden und Konflikten Gequälten. So mischen sich in die Bilder der frühen Helden Schillers die fahlen Farben des Lasterhaften und Verbrecherischen. Wir erkennen darin den Widerschein des Gegensatzes von Heldischem und Täterischem in Schiller. Häufig treffen wir auf schwelgerische Ausmalungen dessen, was ihm als „höchster Genuß" vorschwebt: „Größe, Hervorragung, Einfluß auf die Welt und Unsterblichkeit des Namens!" Um jeden Täter ist ein teuflischer Schimmer der Grausamkeit. Im Helden lodert der Drang nach dem Glanz der Größe — und sähe den auch kein Zeitgenosse! Den Täter aber heizt der Durst nach Macht und Unterjochung. Vom Willen zur Macht[1]) aber — und besonders von dem im Dienste der Sinnen- und Sinnlichkeitsfeindschaft — wissen wir seit Nietzsche, daß er die Haupttriebfeder kranken Lebens ist.

Man könnte sagen, es habe sich Schillers Geist mit solcher Leidenschaft des ideellen Gesetzes bemächtigt, um an der Macht

[1]) Über den Scheinwiderspruch zwischen Gesetz und Freiheit unterrichte man sich bei Klages im 41. Kapitel von 'Der Geist als Widersacher der Seele'. Dort findet sich der Nachweis, daß „Gesetz und Willkür aus dem nämlichen Stoffe gewoben" sind.

des Logos selber teilzuhaben und in ihrem Namen seine Helden deshalb moralisch hinzurichten, weil es ihm verwehrt war, seinen Machtwillen in Taten zu verwirklichen. Hier wurzelt Schillers mehr als nur historisches Verständnis für alle großartigen Verruchtheiten der Geschichte, und so möchte man es so „wunderlich" nicht finden — wie Goethe zu Eckermann äußert — „daß ihm von den 'Räubern' her ein gewisser Sinn für das Grausame anklebte, der selbst in seiner schönsten Zeit ihn nie verlassen wollte".

Schiller gegen Schiller.

Der Idealist in Schiller bekämpft den Tragiker in Schiller, indem er ihm die Wirklichkeit des Lebens, der Seele, der Leidenschaften und des Schicksals entwertet, in der allein die Elemente des Tragischen wurzeln. Daraus entsteht eine lebenslange Spannung: die vulkanischen Kräfte des Dichtertums wollen die Einheit des Ideenglaubens sprengen, und der Idealismus des Dichters verfälscht schon im Ansatz seine Bestimmung zur Tragödie.

Deshalb wäre es ein Irrtum, wollte man, um die „Einheit" Schillers zu retten, auch die sittliche Idee aus seinem Wesen herleiten und als ein gleichwertiges Urerlebnis neben das Urerlebnis des Tragikers stellen. Denn einmal wäre ja dadurch der Widerspruch nicht aufgelöst, sondern nur seines metaphysischen Sinnes entkleidet und also bloß verflacht. Ferner aber hätte man dabei übersehen, daß jeder logozentrische Glaube — und kleide er sich ins undurchstoßbare Erz der „Gewißheit" — nur eine Setzung des Kopfes ist, also stets etwas Abgeleitetes, Mittelbares und folglich etwas weniger Wirkliches als ein Wesenszug der Seele. — Jede Tragödie gründet sich auf das Urerlebnis der unheilbaren Gebrechlichkeit des Daseins, auf den unaufheblichen Gegensatz von elementarem Leben und Einzelleben, von Verhängnis und Mensch, und führt daher den tragischen Riß mitten durch das Leben des tragischen Helden hindurch. Jeder Ideologismus dagegen fälscht die Schicksalsmacht zur Weltgerechtigkeit um, die heroische Spannung von Seele und All zum Schuld-Sühne-Verhältnis, das Verhängnis zur morali-

schen Exekution, den tragischen Riß in den moralisch-theologischen Dualismus von „Idee“ und „Sinnlichkeit“.

Damit aber ist die Tragödie zerstört; denn der Konflikt zwischen Idee und Sinnlichkeit ist gar kein tragischer Konflikt. Der Held wird vielmehr einer moralischen Prüfung unterzogen; er kann sie als Heiliger bestehen, indem er das Leben verneint und aufhebt, oder er kann sie als Verbrecher nicht bestehen und wird zwangsweise der Sühne zugeführt: das sind nur Spielarten der Willensentscheidung, nicht aber tragische, weil unausweichliche, Notwendigkeiten.[1])

Nicht ein Verhängnis zerschmettert Karl Moor, den „größetrunkenen Knaben, der sich anmaßte, Jupiters Keule zu führen“, sondern er selbst aus vergiftetem Gewissen erwürgt den Helden in sich und liefert sich unter „Heulen und Zähneklappern“ als bußfertiges Opfer an die Schlachtbank der sittlichen Weltordnung. — Der Zelotismus der Freiheitsideologie entstellt die Cäsarenzüge des Fiesco zum Catilinarischen Zerrbild, trübt sein Herrscherlicht zu heimlich schwelendem Verschwörungsbrand und lockt in die Wollust lasternder Größe immer heißer den Dichter, bis dieser am Ende im Brutushaß des Verrina den ihm selber eigenen Cäsarismus seines Helden verdammt und richtet.

Noch aber gelingt dem heimlichen Immoralismus des geblütigen Tragikers die Gestaltung der Räuberwelt besser als der Gesetzeswelt, und sein Herz steht noch fühlbar gegen Verrina auf der Seite Fiescos. Allein mit der kühnen Bejahung ringt schon der Schrecken[2]) darüber. Im 'Don Carlos' hat der Idealist den Tragiker übermächtigt, und die Selbstzerstörung Schillers ist vollendet. Von Entwurf zu Entwurf schleicht es wie eine Krankheit fort, die Augen erstarren, die Seelen bleichen, bis zuletzt die Idee der „geheime Held der Dichtung“[3]) geworden ist.

---

[1]) Man vergleiche 'Die Räuber' mit 'Michael Kohlhaas', 'Fiesco' mit 'Julius Cäsar', 'Kabale und Liebe' mit 'Familie Schroffenstein' oder 'Agnes Bernauer', die 'Jungfrau' mit 'Penthesilea', und man greift es mit Händen, daß und warum dem Logozentriker Schiller ein jedesmal echt tragischer Stoff mißraten muß.

[2]) Vgl. die vielen Selbstentschuldigungen der 'Räuber'-Vorrede.

[3]) Vgl. Gerhard Frickes ausgezeichnete Abhandlung: 'Die Problematik des

Im 'Don Carlos' drängt sich zum erstenmal einem neueren Dichter ein Thema auf, das wie so leicht kein anderes auf ein Herzensgeheimnis der germanischen Seele hinweist: die uralte „Mythe, wo überm Helm die Zwillingsflamme glühte" (Droste-Hülshoff).[1] Aber unter der Gedankenasche, die sich höher und höher häuft, versinkt und erlischt der Glutkern: das dioskurische Wissen um den unüberwindlich machenden Eros, den der Eintritt zweier Freundesseelen in die gleiche Flamme gebiert[2]) und der im Jünglingsjubel: „Arm in Arm mit dir! So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!" noch heute eine hinreißende Wirkung übt. Der Freundeseros zwischen Carlos und Posa wird von Entwurf zu Entwurf immer angegeistigter, immer lehrhafter, immer entsinnlichter, bis er schließlich zum politischen Zweckverband entartet. Seine Ziele: soziale Brauchbarkeit, sittliche Läuterung, nützliche Tätigkeit und demokratischer Liberalismus, Humanität und Menschheitsbeglückung sind samt und sonders Perversionen vitaler Gemeinschaft. Don Carlos, ursprünglich vom „Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings", wird mehr und mehr zum Muster einer Ideenlehre, der überschwengliche Jugend nur als ärgerlicher Übergang zur Mannesreife, Heldenfreundschaft nur als Schwärmerei, Liebesschauer nur als läuterungsbedürftige Trübung gilt. So löst Schiller seine Gestalten wieder auf, bis sie in das Ideenschema passen. So läßt er seinen Posa die Freundschaft selber als allzu irdische Bindung solange verraten und verleugnen, bis aus dem heidnischen Treutod für den Freund ein christlicher Märtyrertod für die Idee geworden ist. Denn „für einen Knaben stirbt ein Posa nicht. Der Freundschaft arme Flamme füllt eines Posa Brust nicht aus". Aber je mehr

Tragischen im Drama Schillers' ('Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts', Frankfurt a./M. 1930).

[1]) Dem gleichen Seelenzug entstammen Hyperion und Alabanda bei Hölderlin, Walt und Vult bei Jean Paul. — Über das germanische Dioskurenmotiv vgl. Otto Huth: 'Janus', Bonn 1932.

[2]) Die Flammenvereinigung ist für Schiller schon früh ein bevorzugtes Bild des Eros. Vgl. „Wie zwo Flammen sich ergreifen, — Stürzten, flogen, schmolzen Geist und Geist zusammen, — Seele rann in Seele. Erd' und Himmel schwammen — Wie zerronnen um die Liebenden."

mit seinem Malthesergespenst sich der Dichter in einen immer wirklichkeitsflacheren Idealismus verirrt, um so mehr bewundert er Posas Schattenbild, den Tyrannen. Haltlos schwankt seine Sympathie zwischen dem idealistischen Pathetiker der Vernunft und dem realistischen Praktiker der Macht, und es bereitet sich der Augenblick vor, da er gar keine Position mehr hat und im Nichts steht; denn das Leben offenbart sich weder im Reiche der Idee noch im Reiche der Realität.

Die Selbstzerstörung des Dichters Schiller hat ihr genaues Gegenstück in der Katastrophe des Denkers Schiller, von der die Juliusbriefe und die 'Theosophie' Zeugnis geben. Manchmal meint man hinter der bald unsicher tastenden, bald schulmäßig lehrhaften Ausdrucksweise[1]) die Umrisse einer Dionysischen Weltlehre zu gewahren und ahnt, was Schillers Denken möglicherweise hätte finden können, wenn eine reine Flamme es befeuert hätte. Das Wesen des schöpferischen Lebens findet er in der Natur ausgedrückt „wie in seinem Apollo die Seele des Künstlers". Im überquellenden Drang, „jede Blume und jedes entlegene Gestirn ... an den Busen zu drücken", werden wir „selber das empfundene Objekt". Dieser weltoffene Hingabedrang aber ist „Liebe", die sich „verschenkt", und nur der „Widerschein" der „einzigen Urkraft", der „allmächtige Magnet in der

[1]) Schillers frühe Neigung zu logozentrischen Wertsetzungen soll nicht bestritten werden. Gleichwohl ist der Eindruck nicht von der Hand zu weisen, daß sich der erlebte und gemeinte Inhalt mit der Wortgebung gar nicht deckt. Nicht eben selten bemerken wir ein Auseinanderklaffen von Schauung und Deutung, von dem, was er fühlt und sagen möchte, und dem, was er tatsächlich sagt, so daß die Vermutung naheliegt, das Verhängnis, dem sein Genius unterliegt, sei auch ein Verhängnis seiner Sprache. Die Sprache des philosophierenden Schiller ist diejenige der moralistisch-empfindsamen Aufklärung, die ihm für seine Wesensmächte kaum Wortzeichen, geschweige Wertzeichen bietet. So ist nicht zu bezweifeln, daß Schiller oft nur behelfsweise in logozentrischen Wertbegriffen spricht, wenn er tatsächlich Lebenswirklichkeiten seines tragisch-dionysischen Weltgefühls meint. Daß er diesen Widerspruch nicht aufzulösen vermag, gibt seinen Briefen und Abhandlungen trotz prachtvoll federndem Gedankenschwung und rassiger Lebensfülle des Stils immer etwas Zwiespältiges, und vielleicht ist der Ahnung dieser unlösbaren Verstrickung der hellseherische Vers entsprungen: „Spricht die Seele, so spricht ach! schon die Seele nicht mehr!"

Geisterwelt". Liebe durchdringt die Elemente und bringt „die körperliche Form der Natur zustande". „Sphären ineinander lenkt die Liebe. Weltsysteme dauern nur durch sie". Weltenschöpferische Liebe[1]) ist der Lebensurwirbel der Wirklichkeit, und „die Natur ist ein unendlich geteilter Gott".

Aber in diese Weltschau hat sich schon unvermerkt das Platonische Gift eingeschlichen. „Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahnde ich einen Geist. — Wo ich Bewegung merke, da rate ich auf einen Gedanken". Was eben noch schöpferische Liebe war, heißt nun auf einmal „das denkende Wesen", und kaum, daß sich so in die herzoffene Anschauung der Welt der Logos eingeschlichen hat, so macht er sich auch schon zur Mitte, zum Schöpfer des Alls. Sobald Schiller aber den Weltgrund für begeistet erklärt, erstarren ihm die eben noch entflammten Welten zur Maschinerie, und der Menschenleib wird zum „Uhrwerk", an dessen „kleine Schicksale" der „freie emporstrebende Geist angejocht" ist.

So hat es Körner-Raphael leicht, die echte, aber unsichere Ehrfurchtsbereitschaft dieser „Erstlinge" des „Nachdenkens" als das „träge Anstaunen fremder Größe" ohne „höheres Verdienst" zu verhöhnen und den jungen Freund auf die Pfade „einer höheren Freiheit des Geistes" hinüberzulocken. Verzweifelt klagt der Beraubte: „Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Frieden gab. Du hast mich verachten gelehrt, wo ich anbetete. ... Glaube niemand als deiner eignen Vernunft, sagtest du ... Es gibt nichts Heiliges als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, ist die Wahrheit. Ich habe dir gehorcht, ... habe, gleich jenem verzweifelten Eroberer, alle meine Schiffe in Brand gesteckt ... und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet. ... Meine Vernunft ist mir jetzt alles, meine einzige Gewährleistung für Gottheit, Tugend, Unsterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich diesem einzigen Bürgen auf einem Widerspruche begegne!" Aber erschütternder noch und zugleich

---

[1]) Die tiefsten Aufschlüsse über den Eros Kosmogonos gibt Klages in 'Vom kosmogonischen Eros'.

erstaunlich ist die täuschungslose Klarheit, mit der er sogleich als die Wurzel der idealistischen Weltdeutung einen geheimen Subjektivismus und Willen zur Macht bloßlegt, ohne freilich daraus die Folgerungen ziehen zu können: „Deine Lehre hat meinem Stolze geschmeichelt. ... Alle Dinge im Himmel und auf Erden haben keinen Wert .., als soviel meine Vernunft ihnen zugesteht. ... Raphael schnitt alle Bande ... entzwei. Ich fühlte mich ganz frei, denn die Vernunft, sagte mir Raphael, ist die einzige Monarchie in der Geisterwelt, ich trug meinen Kaiserthron in meinem Gehirne."

Bezeichnenderweise führt denn auch dieser Bekehrungsbriefwechsel durchaus nicht zu der eingangs verheißenen „geläuterten und festgegründeten Wahrheit", sondern er bricht jäh ab. Denn hinter jedem Idealismus lauert der Mephistopheles, jeden Augenblick bereit, den edlen Hirngespinsten gegenüber mit eisigem Gelächter auf die überlegene Macht des „toten Stoffes" und die öde Mechanik der „Naturgesetze"[1]) zu pochen; diese nämlich bilden in der Tat in unausweichlicher Folgerichtigkeit das gedankliche Gegenstück zum Glauben an die Begeistung des Weltgrundes. Wie vorher den Dichter so sehen wir hier den Denker Schiller einem Scheinwiderspruch verfallen, nämlich dem von der Schulphilosophie heute noch geglaubten „Gegensatz" von Idealismus und Mechanismus (Materialismus). Verzweifelt schwankt er zwischen beiden Standorten hin und her, immer in Gefahr, ein Opfer des Nihilismus zu werden, der hinter beiden Standorten lauert (und von dem kleinere Geister nur darum so selten etwas merken, weil sie sich allen Gedankenkämpfen durch entschlossene Flucht in einen Glauben entziehen). Krampfhafter Flucht „aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken" folgt stets der zerschmetternde Sturz: „Ein kühner Angriff des Materialismus wirft meine Schöpfung ein". Es ist die Verzweiflung eines Irregeführten und Betrogenen, die sich in den höhnenden Worten entlädt: „Ewige Ordnung? Nehmen wir

[1]) Man denke an die geschliffenen Argumente des Zynismus, den Franz Moor vorträgt, wie aber auch an die weit spätere Strophe über die „Natur", die „das Getriebe" durch „Hunger" und „Liebe", d. h. Nahrungstrieb und Fortpflanzungstrieb, „erhält".

hinweg, was der Mensch aus seiner eigenen Brust genommen und seiner eingebildeten Gottheit als Zweck, der Natur als Gesetz untergeschoben hat — was bleibt dann übrig?"

Schillers Denken hat sich festgerannt; er steht vor dem Nichts. Aber dies hätte noch nicht zur Katastrophe führen müssen, wäre nicht das „Inbrandstecken" seiner Jugendschiffe zugleich ein Verrat gegen den Tragiker, ja gegen den Dichter in ihm gewesen. Wir sahen oben, wie Schiller den Glutkern seiner Don Carlos-Tragödie unter immer lastenderer Ideenasche begräbt. Damit aber fördert er, noch ehe er unter jahrelangen Mühen das Stück wenigstens äußerlich zu Ende bringt, das Allerschlimmste: das Stocken der dichterischen Kräfte, das Trübewerden der Augen, vor denen „bei dem anhaltenden starren Hinsehn auf die nämliche Fläche ... die Objekte verwirrt durcheinanderschwimmen". Nach vielen vergeblichen Anstrengungen veröffentlicht er den 'Don Carlos' als Bruchstück und bittet in einer erschütternden Vorrede das Publikum um ein Urteil, die Freunde um Zuspruch und die berühmten Schriftsteller seiner Zeit um Hilfe, Rat und Belehrung in einer Aufgabe, die doch so ausschließlich die seine ist, daß tatsächlich niemand ihm dabei helfen kann.

So verhallt dieser Verzweiflungsruf ungehört; immer gequälter künden seine vertrauten Briefe den nahen Zusammenbruch an: „Das Abarbeiten meiner Seele macht mich müde. Ich bin entkräftet durch den immerwährenden Streit meiner Empfindungen. ... Wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen!" — „Ich kann keinen Moment sagen, daß ich glücklich bin, daß ich mich meines Lebens freue." — „Herz und Kopf jagen sich bei mir immer und ewig!"

Flucht zu Kant.

Eine andere Briefstelle aus dieser Zeit lautet: „Ich bedarf einer Krisis. Die Natur bereitet eine Zerstörung," und fährt fort: „um neu zu gebären". Sollte diesem merkwürdigen Nachsatz eine bestimmte Vorstellung zugrundeliegen, so kann es nur der Gedanke an Weimar sein, den man — wohl mit Recht —

herausgehört hat bereits aus jenem obenerwähnten 'Don Carlos'-Aufruf: „Euch insbesondere, Schriftsteller meines Vaterlands, deren Namen der Ruhm bereits schon unter den Sternen aufstellte, die ihr jetzt keine schönere Beschäftigung mehr übrig findet, als eurem Schüler und Freund noch die Hand zu reichen und ihn zu eurer Gemeinschaft emporzuziehn ..." Daraus spricht erschütternd die Sehnsucht nach dem Führer, dem Freund und Gefährten, und die enttäuschte Erkenntnis, daß Körner-Raphael dieser Dioskur nicht sei; es spricht auch die Hoffnung daraus, bei voller Entfaltung der jetzt so unheimlich hinsiechenden Kräfte dem Bewunderten etwas wert sein zu können, ferner die Lust, im Geisterkampf Goethes gegen die geltende Kultur des Jahrhunderts gleichsam auf höchstem Posten die brachliegenden Feldherrngaben zu bewähren, und endlich vielleicht die Ahnung, daß nur durch Goethe noch sein Genius vor dem Verhängnis zu retten sei.

So wendet die Lebensbahn Schillers noch einmal zur Seite. Weimar soll die Entscheidung bringen. Wiewohl Körner vor dem Einflusse Goethes warnt, beginnt Schiller mit der leidenschaftlichen Eile, die für sein Temperament bezeichnend ist, sich plötzlich der Geisteswelt Goethes anzugleichen. In vielgenannten Rezensionen (über 'Egmont', 'Iphigenie' und Bürgers Gedichte) entwirft er bereits den Grundriß einer gemeinsamen Kampfstellung. Trotz Körners Abraten stürzt er sich in das Studium der Geschichte und der Dichtungen des Altertums. Hatte er vordem sich gewaltsam abgekehrt von der Vielgestaltigkeit der lebendigen Erscheinungswelt und eifrig die „unwidersprechliche Vollmacht" des Einen (des Monon)[1]) bekannt, an der alle Menschengeister teilhaben, „weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen", so zerbricht jetzt der Fortschrittsoptimismus seines bisherigen Geschichtsbildes vor der Klage und Anklage, mit der er das Geheimnis des Jahwismus enthüllt: „Einen zu bereichern unter allen, Mußte diese Götterwelt vergehn". Die 'Götter Griechenlands' zeigen die religiöse Wandlung an, die sich bereits zu vollziehen beginnt, und keine Be-

---

[1]) Der Kern jeder logozentrischen Denkweise ist immer „Monotheismus", und von ihm nur das „materialistische" Spiegelbild heißt „Monismus".

grüßung für den aus Rom heimkehrenden Goethe konnte großartiger sein.

Aber verführt durch die (vom Leben insgeheim überholte) Kunde von Goethes Geisterliebe zu Charlotte v. Stein und irregeleitet durch das (für Goethe nicht minder überholte) Erlösungsethos der 'Iphigenie', täuscht er sich doch über die Breite der Kluft. Denn der da zurückkehrt aus Italien — lebensgläubiger Heide, sinnenfreudiger Autor der Römischen 'Elegien', Verächter alles Unanschaulich-Ideehaften wie überhaupt des spekulativen Denkens, dessen „subjektivische" Herkunft er durchschaut, unversehrte Natur ohne Spur einer moralischen Zerklüftung, ohne Kenntnis, geschweige Anerkenntnis einer „bangen Wahl" zwischen „Sinnenglück und Seelenfrieden", und dennoch aufs Knie zwingende Königsgröße, hochmütig, einsam, undurchsichtig — dieser Goethe wirft Frost auf alle Blütenträume Schillers und erschüttert durch sein bloßes Dasein die künstliche Wertwelt, in die der Bedrohte sich geflüchtet und verstiegen hat. Man erinnere sich an Nietzsches Herleitung der „Genealogie der Moral" aus dem „Lebensneid"[1]) der Schlechtweggekommenen, und man begreift, in welche Kämpfe Schiller gestürzt wird. „Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. . . . Ich betrachte ihn wie eine stolze Prüde, der man ein Kind machen muß, um sie vor der Welt zu demütigen. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen." „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!"

Haß ringt mit Liebe, Geltungsbedürfnis mit Stolz, Geist mit Leben. Goethe, gleichgültig und mißtrauisch, läßt den von seinem Bilde ungeahnt schon Verwandelten gleichsam in der Luft schweben, ohne ihn ganz zu sich herüberzuziehen und die schwere Wesensreifung an seinen Strahlen sich vollenden zu lassen.

---

[1]) So lautet Klages' Übersetzung von „Ressentiment".

So begibt sich, was Nietzsche in dem Gleichnis ausdrückt: „Also sprach das Eisen zum Magneten: ‚Ich hasse dich am meisten, weil du anziehst, aber nicht stark genug bist, an dich zu ziehen'." In verletztem Stolze schwört sich der Enttäuschte, Goethe ebenfalls zu übersehen und keine Mühe mehr „daran zu wenden, Menschen zu entziffern, die schwer zu entziffern sind," und „einem Menschen abzuwarten, bis er sich mir entwickelt hat". Er will sich völlig auf sich zurückziehen, mit seiner „ganzen Kraft" etwas leisten, „so kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dies ist *mein* Plan".

Aber eben diese heimliche Verschwörung mit sich selber rührt die Unterwelten seiner Verzweiflung auf. Sein krampfhafter Trotz bricht in dem Bekenntnis zusammen: „Er hat weit mehr Genie als ich". Wohl erinnert er sich seines Eigentlichsten, seiner Sendung zur Tragödie. Aber noch hat er das Grauen im Blute vor dem mehr als dreijahrlangen Ringen mit dem ‚Don Carlos', das ihn nur „mit Unlust belohnt" hat. „Du weißt nicht," klagt er dem Freunde Körner, „wie verwüstet mein Gemüt, wie verfinstert mein Kopf ist". Und als der Freund ihn an die Lyrik verweist, erwidert er gereizt, dies sei nun freilich das „kleinlichste" Fach und für ihn nur ein „Exilium", und überdies — auch dort drohe die alles versteinende Gorgo. Trauernd bekennt er, daß ihn „die Zeit und Mühe, die ihm die ‚Künstler' gekostet haben, auf viele Jahre davon abschrecken."

Innerhalb dieses Jahres treffen nun in sein wankendes Lebensgefühl die Blitze zweier Katastrophen, die aus *einer* Verhängniswolke fallen und symbolisch ein und dasselbe sind: während dort in rätselhaftem Glanze wie eine Sonne Goethes Gestirn stetig seine Bahn wandelt, wird er, der ewige Krieger, ermattet und entblutet, zum erstenmal von der furchtbaren Krankheit geschüttelt, und von Ekel gepackt reißt er das Steuer herum. Flüchtend vor den Verwundungen des Lebens, stürzt er sich in das Studium der Transzendentalphilosophie Kants. Beide Ereignisse, der Ausbruch der Krankheit und die Begegnung mit der Transzendentalphilosophie sind Ausdrucksformen der Selbstzerstörung; beide besiegeln Verhängnis und Untergang; denn beide brechen in Schillers Mark, und aller

späteren Genesungen unerachtet, hat er sich weder vom einen noch vom anderen je wieder völlig erholen können.

Kaum eine andere tragische Verkettung in den Lebensläufen unserer Dichter ist von solcher Ironie wie der Umstand, daß Schiller, der allen Überredungen der Freunde zum Trotz den Büchern Kants bisher ausgewichen ist, diese erste liest, als Goethe ihn in einer Unterhaltung auf die 'Kritik der Urteilskraft' hinweist. So hat vielleicht Goethe selber den Schlüssel ins Tor gesteckt, der die lange verschlossene Festung dem Widersacher überliefern und zu seinem eigenen Feinde machen soll. Denn das ist die Bedeutung jener Wendung Schillers zu Kant: sie ist eine Entscheidung gegen Goethe.

Daß Schiller die Versenkung in die Transzendentalphilosophie zunächst als Glück empfindet, ist leicht zu begreifen. Sie verspricht dem von Goethe im Stiche Gelassenen feste Führung. Sie kühlt die geheime Wunde, die ihm der Anblick jenes unversehrten Lebens geschlagen, indem sie den Zugang zu einer Morallehre gewährt, in der gerade das Leben in all seiner Fülle und Gesundheit nichts gilt. Sie bestätigt den Selbsthaß gegen die Gebrechlichkeit der Natur, weil alle ihre Wertungen darauf hinauslaufen, das Leben und Erleben (Sinnenwelt und Erfahrung) herabzusetzen. Sie endigt die zermürbende Fehde zwischen Herzgedanken und Kopfgedanken; denn sie eröffnet seinem ungestümen Weltverbesserungswillen ein transzendentales Wirkungsfeld; sie gibt seinen Kopfgedanken den Rang ewiger Wahrheiten und stellt sie damit gegen jeden Angriff des Zweifels sicher. Krankes Leben klammerte sich von jeher an den Machtanspruch des Geistes über das Leben, Kants Lehre bekräftigt dieses Machtbedürfnis noch, indem sie verspricht, den Subjektivismus sogar erkenntnistheoretisch zu unterbauen. Dies vor allem ist es, was Schiller mit fieberischem Triumphe auskostet. „Ich mag also in der schwindelnden Vorstellung des allgegenwärtigen Raumes oder der nimmer endenden Zeit mich verlieren oder ich mag in der Vorstellung der absoluten Vollkommenheit meine Nichtigkeit fühlen — ich selbst bin es doch nur, der dem Raum seine unendliche Weite und der Zeit ihre ganze Länge gibt, ich selbst bin es, der die Idee des Allheiligen

in sich trägt, weil ich sie aufstelle, und die Gottheit, die ich mir vorstelle, ist meine Schöpfung, so gewiß mein Gedanke der meine ist." Weder im Inhalt noch im Wortlaut unterscheiden sich Sätze wie dieser von Aussprüchen der Körnerzeit, nur daß sie damals alsbald mit dem aufbegehrenden Wirklichkeitssinn in Zwiespalt gerieten und ihren Urheber in die Skylla und Charybdis der Zweifel führten, während sie jetzt die Hybris als erhebendes Dogma vortragen, dessen Unumstößlichkeit der Philosoph bewiesen habe.

In der Entwertung der Wirklichkeit sind sich alle logozentrischen Weltbilder einig, mögen sie nun Christentum oder Idealismus heißen und mit Plato die Erscheinungswelt als „Schattenbilder" ewiger Ideen oder mit Luther als „Maske und Mummenschanz Gottes" herabsetzen. Darum konnte das Christentum sich so eng mit der Platonischen Philosophie verbünden, und darum nennt Nietzsche die sonst unverständliche Überschätzung des Kantischen Idealismus mit Recht einen „Theologenerfolg", weil dieser Idealismus nur der philosophische Ausdruck ist des „Theologenunglaubens an die Wirklichkeit". Wenn es bei Kant heißt: „Alle Anschauungen sind für uns nichts und gehen uns nicht im geringsten etwas an, wenn sie nicht ins Bewußtsein aufgenommen werden", d. h. dem Menschengeist Stoff zur Betätigung und Anstoß zu moralischer Erregung werden, so erstaunt es nicht, noch bei Hegel Urteile von solcher Spießbürgerlichkeit zu finden wie etwa seine Schilderung der Alpen: „Ihr Anblick bietet weiter nichts Interessantes. Man kann es nur eine neue Art von Schnee nennen, die aber dem Geiste schlechterdings keine weitere Beschäftigung bietet", und man erkennt, bis zu welchem Grad der Naturentfremdung Kant die Geister erzieht.

Nun vermag aber der Dichter als ein aus befruchteter Seele Schaffender nicht gut ohne ein nahes Verhältnis zur Wirklichkeit des Lebens und der Natur auszukommen. Der Kantianer Schiller umschreibt *seine* Beziehung zur Wirklichkeit etwa mit folgenden Worten: „Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur. Die Anmut, in die sie sich kleidet, ist nur der Widerschein der inneren Anmut ... ihres Beschauers,

und großmütig küssen wir den Spiegel, der uns mit unserem eigenen Bilde überrascht. ... Ein einziger und immer derselbe Feuerball hängt über uns. Er darf ruhen, weil sich der menschliche Geist statt seiner bewegt." Hier begegnet uns zum ersten Male in der Geistesgeschichte jener Gedanke, an dessen theoretische Darstellung Schiller soviel aussichtslose Mühe gewandt hat: der Gedanke der „Einfühlung", der eine der dürrsten Erfindungen des logozentrischen Denkens darstellt und jedenfalls als Bestandstück der Weltanschauung eines Dichters von geradezu selbstmörderischer Wirkung sein muß.

Wenn sich Goethe bei oberflächlichem Studium von Kant angesprochen fühlt, weil dieser ihm mit der Ablehnung aller Teleologie in seinem Kampfe gegen die Newtonische Weltmechanik eine neue Handhabe zu bieten scheint, so ist das für Schiller völlig bedeutungslos. Wiewohl Goethe von beiden der weit weniger philosophische Kopf gewesen ist, so hat doch gerade er diejenigen Irrtümer Kants durchschaut, denen Schiller wehrlos zum Opfer fiel. Diese Irrtümer, die man eine Fälschung nennen dürfte, bestehen in dem Vorgeben, gegenüber der dogmatisch-spekulativen Philosophie rein kritisch bemüht gewesen zu sein, d. h. durch eine scharfgenaue Untersuchung der Vorbedingungen menschlichen Erkennens die Grenzen eben dieses Erkenntnisvermögens bestimmt zu haben. In Wahrheit ist die Kantische Erkenntniskritik vielmehr darauf angelegt, unter Ausschaltung des Erlebens dem Glauben die Bahn frei zu machen, dem Glauben vor allem an gewisse, gerade eben erst „kritisch" hinausgewiesene Inhalte „rationaler Theologie", die nun in Form von Postulaten wieder eingeschmuggelt werden. „Der köstliche Mann verfährt schalkhaft-ironisch", meint Goethe und setzt erläuternd hinzu: Kant scheine bemüht, die Erkenntnis einzugrenzen, um in Wahrheit über die selbstgezogenen Schranken mit tendenziösen Seitenwinken hinauszudeuten. Gerade diesen Seitenwinken ist Schiller begeistert gefolgt. Je hitziger er — und oft genug mit dem merklichen Willen, Goethe zu verwunden — die Widersinnigkeiten der Logosreligion vertritt, um so mehr fühlt sich Goethe abgestoßen. Daß es sich dabei um den Gegensatz zweier Religionen handelt, daß Schiller nicht

bloß den Menschen in Goethe verletzt und verärgert, weil er in diesem und jenem anderer Ansicht ist, sondern daß er Goethes Gottheit[1]) antastet, das erst erklärt, daß in vielen Urteilen Goethes über den Kantianer Schiller ein Widerwille laut wird gegen die „unselige Zeit jener Spekulationen" und ein Wort heraufdrängt, das ihm sonst zeitlebens das allerfremdeste gewesen: das Wort „Haß". Folgende Aussprüche legen die Wurzel dieses Hasses bloß: „Die Kantische Philosophie, welche das Subjekt so hoch erhebt, indem sie es einzuengen scheint, hatte er mit Freuden in sich aufgenommen, ... und er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter ... Gewisse harte Stellen sogar konnte ich direkt auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntnis in einem falschen Lichte; dabei fühlte ich, es sei noch schlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich gesagt worden; denn die ungeheure Kluft zwischen unsern Denkweisen klaffte nur desto entschiedener." Er „predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen". Später „behandelt er die gute Mutter nicht mehr mit jenen harten Ausdrücken, die mir den Aufsatz über 'Anmut und Würde' so verhaßt gemacht hatten."

Eben diesen Aufsatz über 'Anmut und Würde', worin Schiller jede echte Religiosität verleugnet, den Wachstumsmächten der außergeistigen Wirklichkeit ausdrücklich jede Eigenwürde abspricht und ihre Gaben, gerade weil sie dem Willen unerreichbar sind, als „bloßes Naturerzeugnis" wie einen verächtlichen Bettel abtut, eben diesen Aufsatz nennt Kant „das Werk einer Meisterhand". Im Grunde sind Goethe und Kant die „zwei Geistesantipoden", zwischen denen „mehr als ein Erddiameter die Scheidung macht", und nur der versteht die Verschiedenheit ihrer Urteile über Schillers Abhandlung, der Kant als den Systematiker der logozentrischen Religion und Denkweise, Goethe aber als den Beginner eines neuen, nämlich des bio-

[1]) Noch Jahre später schreibt Goethe ärgerlich und gleichsam mahnend an Schiller: „Wem ist unbekannt, daß die Christen von jeher alles, was vernünftig und gut war, sich dadurch zueigneten, daß sie es dem λόγος zuschrieben!"

zentrischen Weltbildes begriffen hat. So und nur so versteht man, wie unausweichlich folgerichtig es ist, wenn Goethe die französische Revolution als „das schrecklichste aller Ereignisse“ bezeichnet, während Kant in ihr den Anbruch des „goldenen Zeitalters der Vernunftherrschaft“ bejubelt.

Zwei verhängnisvolle Wirkungen der Transzendentalphilosophie auf Schiller hat Goethe klar gesehen: die auf den Dichter und die auf den Menschen schlechthin. Als Eckermann gesprächsweise äußert: „Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß Schillers philosophische Richtung seiner Poesie geschadet hat; denn durch sie kam er dahin, die Idee höher zu halten als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten“, da widerspricht er nicht, sondern schließt den Gedankengang mit den Worten ab: „Es ist betrübend, wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten“. „Es war nicht Schillers Sache,“ fährt er dann weiter fort, „mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes reflektieren“. Wir besitzen zahllose ähnliche Äußerungen Goethes, die alle darauf hindeuten, daß Schiller aus tief unfrommem Mißtrauen gegen das Leben und Erleben alles Wirkliche — statt sich davon befruchten zu lassen — nur darauf ansieht, welchen ideellen Gehalt man ihm entpressen könne, und wenn einer, dann hat es Goethe gewußt und beklagt, daß dieses Mißtrauen durch Kant nur bestärkt worden und seitdem eine unüberwindbare Schwäche geblieben sei. Darüber hinaus aber hat er in Schillers Selbstzerstörung eine letzte und äußerste Folge der Vergiftung durch die Kantische Philosophie erkannt, wenn er vom Höchsten, was die Transzendentalphilosophie Schiller zu geben hatte, von der „Idee der ideellen Freiheit“ den hellseherischen Satz äußert: „Ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getötet hat“.

Daß Schiller an die Transzendentalphilosophie geriet, ist ein metaphysisches und damit für die deutsche Kultur ein nationales Verhängnis, dessen ganze Schwere nur der ermißt, der um die Dionysische Artung seines Genius und damit um seine Sendung zur Tragödie weiß. Kaum mit Kants Lehre einigermaßen ver-

traut, versucht Schiller auch schon in zahlreichen Abhandlungen, sich mit ihren Begriffen über das Wesen des Tragischen klar zu werden, eine Sisyphos-Mühe, in der er sich fruchtlos abarbeitet. Man muß sagen, daß niemand das Wesen des Tragischen quälender gesucht und schmerzlicher verkannt hat als Schiller in diesen Aufsätzen. Nicht nur, daß der Dogmatismus des logozentrischen Weltbildes ihn aufs neue verführt, die Tragödie vor der Instanz des Geistes gleichsam zur Verantwortung zu ziehen: diese Lehre erhebt den Zwiespalt von Vernunft und Sinnlichkeit zur Grundtatsache des Menschseins überhaupt und verbaut ihm dadurch endgültig den in den frühen Dramen so leidenschaftlich gesuchten Weg und Durchbruch vom moralischen zum tragischen Menschen. „Das Vergnügen, das die Kunst gewährt, wird ein Mittel zur Sittlichkeit." — „Die allgemeine Quelle jedes Vergnügens ist Zweckmäßigkeit." — „Die Naturzweckmäßigkeit könnte noch problematisch sein, die moralische ist uns erwiesen. Sie ist das Palladium unsrer Freiheit." — „Was kümmert uns die Natur . . ., wenn sie nur durch ihre moralische Zweckwidrigkeit eine Veranlassung wird, uns die moralische Zweckmäßigkeit in uns in ihrem vollsten Lichte zu zeigen." — „Aufopferung des Lebens in moralischer Absicht ist in hohem Grade zweckmäßig; denn das Leben ist nie für sich selbst, nur als Mittel zur Sittlichkeit wichtig." Der moralische Gedanke von der im Willen gegründeten Freiheit des Geistes, der ihm schon die 'Räuber' verdarb, worin ihn Körner unheilvoll bestärkte und der für den 'Don Carlos' so heillose Folgen hatte, dieser Gedanke, zur transzendentalen Gewißheit erhoben und das A und O der Kantischen Philosophie, wird für Schiller die Waffe, mit der er, der geblütige Tragiker, verblendet gegen die Tragödie zu Felde zieht. Denn der für den Ideologen wahrhaft ärgerliche Charakter der Tragödie liegt darin, daß sie die Unheilbarkeit des Daseins und die blinde Allgewalt des Schicksals bejaht. So müht sich Schiller, das Schicksal idealistisch zu entwerten. Die Macht des Sittengesetzes erweist sich erst dann ganz, „wenn es mit allen Naturkräften im Streit gezeigt wird. . . . Je furchtbarer die Gegner, desto glorreicher der Sieg." — „Unter diesen Naturkräften ist alles begriffen, was nicht moralisch ist, alles,

was nicht unter der höchsten Gesetzgebung der Vernunft stehet: also Empfindungen, Triebe, Affekte, Leidenschaften so gut als die physische Notwendigkeit und das Schicksal."

Vergegenwärtigt man sich aber den Nimbus der Schicksalsmächte (in den Bildern der Moira, der Parze, der Norne, der Wala), so begreift man, welche Entartung es bedeutet, in ihnen nichts weiter zu sehen als ein niedriges und widriges Hemmnis für den Geltungsdünkel menschlichen Machtwillens. Indem das Schicksal seiner göttlichen Würde entkleidet und den „niederen" Naturkräften zugeordnet wird, denen die Richtervernunft des „höheren" Sittengesetzes gegenübersteht, gelingt es der idealistischen Gedankenführung, die tragische Weltansicht zu verfälschen. Damit aber ist die Tragödie zerstört; denn damit ist die Religion zerstört, in der allein die Tragödie möglich ist. Dafür ist der Geistgott eingeführt, der, mag man ihn nun Jahwe oder Weltvernunft oder Vorsehung nennen, das Leben im Lichte eines Rechenexempels zeigt, in dem sich Glück und Tugend, Sühne und Schuld entsprechen und das sich in jedem Falle gerecht und „richtig" auflöst. Der Geistgott ist ein „gerechter Gott", der dafür sorgt, daß die moralische Rechnung aufgeht, wenn nicht in der „Immanenz", dann eben in der „Transzendenz". Die Kraft im Menschen, an die sich der gerechte Gott mit den Gesetzen der sittlichen Weltordnung wendet, ist der Wille, der umstrickt von der Sinnenherrschaft in Schuld verfällt, durch freie Sühne aber sich geläutert dem „Kreis der Notwendigkeit"[1]) „frei" entschwingen kann.

Die Auffassung der Tragödie als eines Ringens aus den Banden der immanenten Sinnenherrschaft zur transzendenten Freiheit der Vernunftherrschaft ist das sinnfälligste Kennzeichen untragischer Zeitalter und „Sokratischer" Kulturen. Sie deutet sich in der Aristotelischen Definition der Tragödie bereits an. Sie hat, in die Kantische Philosophie eingegangen, ja durch sie erst gleichsam kanonisiert, die Entstehung der deutschen Tragödie entscheidend gestört. Wie es Paul Ernst, einer der seltenen Dramatiker der Gegenwart, die um wichtige Züge der Tragödie

1) *κύκλος τῆς ἀνάγκης* ist ein von Schiller häufig gebrauchtes altes Symbol für die Wirklichkeit des Geschehens.

noch wissen, in seinem Buche: 'Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus' ausdrückt, kann „die große Dichtung mit dem Gott Kants nichts anfangen". Denn die Tragödie „kann einen gerechten Gott nicht brauchen, sie braucht einen ungerechten Gott".

Die tragische Religion nämlich fragt nicht nach der Verbindung von Tugend und Glück oder Schuld und Sühne, sondern sie zielt auf heroische Steigerung. Ihre Gottheit ist nicht Gerechtigkeit, sondern Verhängnis. Und der Gegenspieler dieser Gottheit ist nicht der gute oder böse Wille, sondern Größe, Glut und heldische Spannung der Seele.

Flucht zu Goethe.

Kein ernsthafter Forscher wird es fürder mehr wagen dürfen, die nun folgende Epoche in Schillers Leben als ein „Mit Kant zu Goethe" mißzuverstehen. Denn wenn Schiller jählings sich wendet und durch einen kühnen Angriff Goethe in wenigen Tagen erobert, so ist das in einem noch viel tieferen Sinne, als Goethe es meinte, „Lebensklugheit"[1]), nämlich Lebensangst, die den Dichter zu stürmischer Flucht aus den luftleeren Höhen der Transzendentalphilosophie in die nährende Lebenswärme der auch im Haß noch geliebten und bewunderten Seele Goethes treibt. Da es sich hier darum handelt, hinter dem bloß Biographischen das metaphysische Geschehen in Schillers Leben sichtbar zu machen, so wird unsere Deutung nicht etwa dadurch beeinträchtigt, daß der Vorgang als solcher Schiller lange Zeit unbewußt bleibt. Eröffnet er doch den Verkehr mit gleichsam Kantischer Kritik an Goethes Konzeption der Urpflanze. Allein wer sich dadurch täuschen ließe, dem würde das in Wahrheit sich begebende Drama entgehen. Denn in dem leidenschaftlich schnellen Abbau solcher Kopfgedanken offenbart sich erst die ganze Qual der Selbstvergewaltigung, und man ermißt die tödliche Gefahr der Jahre des Kantischen Einflusses nachträglich an dem Jubel, der aus Schillers Natur hervorbricht, jetzt da der Bann gebrochen ist und ihm Goethe „nun endlich mit Vertrauen entgegenkommt".

[1]) Vgl. 'Glückliches Ereignis': „Schiller, der viel mehr Lebensklugheit ... hatte als ich".

> ... In deinen Armen, ... an deinem
> Herzen wieder, Natur! ...
> Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
> Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück, —

das ist die Seelenstimmung des aufatmenden Genius, der sich begierig des „Lebensschmutzes", von dem sich Kant „nicht ganz ... hat losmachen können", zu entledigen trachtet. Überwältigend klar erkennt er, daß die Rückwendung zu Goethe für ihn eine „Geistesrevolution", eine Umwertung seines bisherigen Weltbildes bedeutet und daß es gilt, die Herzgedanken wieder zu wecken, damit der Denker in ihm den Dichter nicht mehr störe, sondern ergänze. Gelänge ihm eine solche Erneuerung seines Denkens, so winkte ihm wohl „ein schönes Los". Doch seinem Hellblick offenbart sich sogleich das Doppelverhängnis seines Lebens. „Leider aber ... droht eine Krankheit, meine physischen Kräfte zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben, in mir zu vollenden; aber ich werde tun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltenswerte aus dem Brande geflüchtet." Unheilbar wie die körperliche Krankheit ist aber auch die Vergiftung seines Denkens durch Kant:

> Zwei Jahrzehente kostest du mir: zehn Jahre verlor ich,
> Dich zu begreifen, und zehn, mich zu befreien von dir.

Die Umarbeitung der Briefe an den Augustenburger sind das erste Zeugnis für das schwere Ringen. Kein Wunder, daß in den 'Ästhetischen Briefen' der Einfluß Kants noch stark zu spüren ist. Um so nachdrücklicher aber ist die Fälschung seitens der Literatur- und Philosophiegeschichte zurückzuweisen, die triumphierend Goethes „Einigkeit" mit Kant aus folgenden Worten Goethes an Schiller herausliest: „Das mir übersandte Manuskript habe sogleich mit großem Vergnügen gelesen; ich schlürfte es auf Einen Zug hinunter. Wie uns ein köstlicher, unsrer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht ..., so waren mir diese Briefe angenehm und wohltätig, und wie sollte es anders sein, da ich das, was ich für recht seit langer Zeit erkannte, ... auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand?"

Man stellt sich dabei, als wisse man nicht oder als sei es nicht weiter wichtig, was in Wahrheit entscheidend ist: daß sich diese Äußerung auf die für das erste 'Horen'-Heft bestimmte Manuskriptsendung, also auf die ersten neun Stücke der 'Ästhetischen Briefe' und nicht auf das Ganze bezieht. Man vergißt ferner, daß Goethe ausdrücklich eine Wandlung in Schillers Denken bestätigt, wiewohl er argwöhnt, daß sie zunächst mehr „auf freundschaftlicher Neigung" gegen ihn als auf „eigner Überzeugung" beruhe.

In der Tat vollzieht sich in Schillers Denken eine überraschend schnelle Wendung zu biozentrischen Werten hin. Leidenschaftlich nimmt er für das bewußtlos bildende Leben Partei. Die „fromme Natur", die „heilige Natur" sind lebensreligiöse Wendungen, die wiederholt auftönen. „Alles, was die Natur tut, ist göttlich." Vollends der Dichter darf sich nie von ihr entfernen oder in seinen Gedanken und Wertungen sich gegen sie wenden; denn sie ist „die einzige Flamme, die die Dichtung nährt". „Die Dichter sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo sie dieses nicht ganz mehr sein können und schon in sich selbst den zerstörenden Einfluß willkürlicher und künstlicher Formen erfahren ... haben, da werden sie als die Zeugen und als die Rächer der Natur auftreten." Nicht mehr wie früher Anheimfall an die Sinnlichkeit, sondern im Gegenteil willkürfähige Bewußtheit hat das Glück der Seele zerstört. „Solange wir bloße Naturkinder waren, waren wir glücklich und vollkommen; wir sind frei geworden und haben beides verloren." „Nur der Irrtum" (d. h. nichtwissende Unbewußtheit) „ist das Leben, Und das Wissen ist der Tod". „Empfindung" ist „richtiger" als „Räsonnement". Erst „mit der Reflexion fängt der Irrtum an". Ein Transzendentalphilosoph ist ihm nun „nur eine Karikatur", und noch Jahre später höhnt er über Humboldts Schellingstudium: „Es ist ordentlich Krankheit, wie er mitten in Rom nach dem Übersinnlichen und Unsinnlichen schmachtet". „Die Betrachtung, daß der Mensch sich von der Natur entfernen mußte, kann nie verhindern, daß der Verlust jenes Zustandes mich schmerzt." „Laß ihre Vollkommenheit deinem Herzen zum Muster dienen. Trittst du heraus zu ihr aus

deinem künstlichen Kreis, steht sie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unschuld und Einfalt, dann verweile bei diesem Bilde, pflege dies Gefühl, es ist deiner herrlichsten Menschheit würdig." Der Geist — Vernunft und Wille —, früher Gesetzgeber und Unterjocher des Lebens, erhält innerhalb eines völlig gegenkantischen Kulturbegriffs die ganz neue Aufgabe zugewiesen, als lebensabhängiger Geist den verlorenen Zusammenhang mit der Natur wiederherzustellen. „Unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit, zur Natur zurückführen."

Da Kant der Systematiker des logozentrischen Denkens schlechthin ist, so hat er folgerichtig seiner Philosophie nicht nur den Idealismus, sondern ebenso auch die Newtonische Mechanistik einverleibt. Indem der Biozentriker Goethe im Gegensatz zu beiden seine Naturstudien auf das „Erlebte" gründet, eröffnet er den — heute noch kaum verstandenen — Feldzug gegen Newtons Weltmechanik und offenbart damit wiederum — wiewohl nur mittelbar — seinen Gegensatz gegen Kant. Nun liegt wohl Schiller kein Wissensgebiet ferner als die Naturwissenschaft. Um so erstaunlicher ist es, daß er nicht nur am sogenannten idealistischen Denken, sondern auch an der logozentrischen Naturwissenschaft den fälschenden Subjektivismus erkennt und mit seinem schwingenschnellen Geiste als erster den grundsätzlichen Sinn der Goethischen Naturforschung dahin erfaßt, daß es statt der Subjektivität des logozentrischen Denkens einer ganz anderen Methode[1]) bedürfe, um die Wirklichkeit der Natur zu erkennen: „Die Natur mag unsere Organe noch so vielfach berühren — alle ihre Mannigfaltigkeit ist verloren für uns, weil wir nichts in ihr suchen, als was wir in sie hineingelegt haben, weil wir ihr nicht erlauben, sich gegen uns hereinzubewegen, sondern vielmehr mit ungeduldig vorgreifender Vernunft gegen sie hinausstreben. Kommt alsdann in Jahrhunderten Einer, der sich ihr mit ruhigen, keuschen und offenen Sinnen naht und

[1]) Diese neue Methode hat Goethe tatsächlich gefunden und angewandt. Vgl. den Abschnitt 'Goethe als Erscheinungsforscher' in Klages' 'Goethe als Seelenforscher' und den Abschnitt 'Die Wissenschaftslehre' in meiner Abhandlung 'Goethe als Begründer eines neuen Weltbildes'.

deswegen auf eine Menge von Erscheinungen stößt, die wir bei unserer Prävention übersehen haben, so erstaunen wir höchlich darüber, daß so viele Augen bei so hellem Tag nichts bemerkt haben sollen." Ganz im gleichen Sinne äußert er sich nach der Lektüre eines naturwissenschaftlichen Buches: „Es ist der nackte schneidende Verstand, der die Natur, die immer unfaßlich und in allen Punkten ehrwürdig und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstabe macht."

Man mag das Zusammenhängende und Umfassende der Weltbildwandlung Schillers an solchen Äußerungen erkennen, wiewohl sie für ihn als den Dichter und Tragiker entfernt nicht so entscheidend sind wie diejenigen Umwertungen, die wir zum Schluß noch aufzeigen. Als er bei Goethe einmal den Satz liest: „Die gesunde und schöne Natur braucht keine Moral", erkennt Schiller mit einem Schlage die Herkunft aller Logoswerte, auch der „Postulate" vom Geistgott und der Unsterblichkeit des Ichs, aus der Psychologie des Kranken und Häßlichen und drängt leidenschaftlich über Goethes ruhige Abwehr hinaus: „Sie hätten ebensogut auch hinzusetzen können: sie braucht keine Gottheit, keine Unsterblichkeit, sich zu stützen und zu halten". In diesem Satze stecken ungeheuerliche Folgerungen. Fällt nämlich der Glaube an einen transzendenten Geistgott dahin, so fällt auch dahin die christliche Verleumdung der Leibseele, die Lehre vom radikalen Bösen[1]) und die Lehre vom Willen als dem alleinigen Werkzeug der Sittlichkeit. Schiller, der gerade diesen Lehren am willigsten gefolgt war, hatte damit einem seiner wichtigsten Züge, dem Drang nach Adel und Größe, Gewalt angetan; denn Adel und Größe entblühen, dem Willen unerreichbar, allein der großen und adligen Seele; sie gehören zur Rangordnung des Lebens und werden vernichtet von dem für alle geltenden

[1]) Von dem Augenblick an, da Goethe als Kern in Kants Schriften die Moral des Christentums entdeckt, verliert diese Philosophie für ihn jedes Interesse. „Kant hat seinen philosophischen Mantel . . . freventlich mit dem Schandfleck des radikalen Bösen beschlabbert, damit doch auch Christen herbeigelockt werden, den Saum zu küssen."

kategorischen Imperativ. Für Kants unvornehme Lehre, die „nur für die Knechte sorgte", sind alle Feuer der Seele nur „gemeine Natur"; denn für ihn ist nichts gut und schöpferisch in der Welt als allein der Wille. Der Wille aber kann nicht leuchten, er kann nur Gesetze erfüllen, und Wesen des Gesetzes ist es, unterschiedlos alle unter das gleiche Joch zu beugen. Darum kann Kant allenfalls zum anständigen Bürger erziehen, das heißt: es ist gleichgültig, ob einer eine feurige oder schäbige Seele besitzt, wenn er nur keine silbernen Löffel stiehlt. „Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren; Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab." Die Erkenntnis der Unvornehmheit der Kantischen Geistmoral ist für Schiller also zugleich die Entdeckung einer ganz anders gearteten, nämlich aristokratischen Sittlichkeit des Lebens, in der nicht nach Willenseigenschaften und moralischen Selbstüberwindungen, sondern nach dem Wesen und dem Reichtum an Lebenseigenschaften gewertet wird. „Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind." Damit ist für den Tragiker Unermeßliches zurückgewonnen: nämlich jenseits aller ideologischen Kategorien ein reinerer Begriff von Menschengröße.

„Wir sind mit all unserer geprahlten Selbständigkeit an die Natur gebunden." „Was ist unser Wille, wenn die Natur versagt." Solche Sätze, die dem Willen eine völlig neue Stellung anweisen, zeigen am klarsten die Tiefe der Schillerschen Wandlung. Wie jetzt der Wille sich dem Leben unterordnen muß, indem ihm „des frommen Instinkts liebende Warnung" zum Hüter beigegeben wird, so wird auch der Freiheitsbegriff nicht mehr aus dem Willen, sondern aus dem Leben abgeleitet, und es erhält bezeichnenderweise gerade im Namen der Freiheit die naturgebundenere Frau die höhere Würde: „Dünke der Mann sich frei! Du bist es; denn ewig notwendig Weißt du von keiner Wahl, keiner Notwendigkeit mehr."

Verschiebt sich aber dergestalt der Freiheitsbegriff, so gewinnt folgerichtig der Tragiker als das Allerwesentlichste eine neue Sicht auf die Größe und Wirkmacht des Schicksals. Das Entsetzen vor Kant, die Flucht zu Goethe, das unverhoffte Ge-

funden und Erblühen in der Wärme seiner Nähe, dies alles ist freilich Grund genug, dem Schicksal dankbar zu sein. Dazu kommt, daß Goethe den Menschen niemals vom Willen her gesehen und beurteilt, daß er vielmehr wie in der Natur die Notwendigkeit[1]), so auch im Menschenleben immer die Wirkmacht des Schicksals tief erkannt hat. So begibt sich in Schiller die für den Tragiker fruchtbarste Angleichung an Goethes Lebensreligion. Als das Wunder geschieht, daß nach sieben Jahren die dichterische Lähmung sich löst, tritt er so verhalten wie nie vordem und nachher an die Gestaltung des Werkes, des 'Wallenstein'. „Ich gehe noch immer darum herum und warte auf eine mächtige Hand, die mich ganz hineinwirft." Unter der Arbeit wird ihm immer deutlicher, „wie leer das eigentlich Moralische ist", und sein hauptsächliches Bestreben ist darauf gerichtet, den Gorgonischen Zug im Antlitz der Wirklichkeit immer klarer herauszumeißeln. „Das Schicksal tut noch zu wenig und der eigne Fehler noch zuviel zu seinem Unglück", schreibt er während der Arbeit. Von der Wallung tragischer Schauer wunderbar aufgewühlt, führt er seinen todgeweihten Helden vor die Rätselschrift kosmischer Signale und läßt ihn in der Tiefe das Verhängnis sehen. „Am Himmel ist geschäftige Bewegung, Des Turmes Fahne jagt der Wind, schnell geht Der Wolken Zug, die Mondessichel wankt, Und durch die Nacht zuckt ungewisse Helle."[2]) Die Verlegung des Schwergewichts vom „freien Willen" auf die Schicksalsseite des Lebens macht den 'Wallenstein' zum einzigen Drama Schillers, das auf dem Wege zur deutschen Tragödie einen wirklichen Markstein darstellt. In dankbarem Staunen schreibt Schiller an Goethe: „Ich finde augenscheinlich, daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unseres Umganges ist". Und Goethe selber urteilt noch dreißig Jahre später: „Schillers 'Wallenstein' ist so groß, daß in seiner Art zum zweiten Mal nichts Ähnliches vorhanden ist".

---

[1]) „Hier ist Notwendigkeit, hier ist Gott!"

[2]) Dazu die Regiebemerkung: „Er versinkt in Tiefsinn und sieht starr hinaus".

Schiller gegen Goethe.

Vergegenwärtigen wir uns den zuerst von Nietzsche aufgedeckten Gegensatz zwischen tragischer Kultur und Sokratismus, so könnten wir Schillers Bahn als eine zwischen beiden Lagern verlaufende Lebenskurve begreifen, die immer wieder aus ihrer wesenseigenen Richtung abgebogen wird. Wir sahen ihren Aufbruch zur Tragödie hin und ihr Abirren in den vernunftgläubigen Moralismus; wir sahen sie dem rettenden Bilde Goethes zueilen und, von ihm abgestoßen, in die tiefste Selbstentfremdung zurückstürzen. Wenn sie darnach in jäher Wende abermals sich aus der Sokratischen Region in das warme Leuchten Goethes flüchtet und nun endlich zu blühen und zu ruhen scheint, so würde sich doch jeder um die Erkenntnis des tiefsten Sinnes dieser vielfach gebrochenen Lebensrune betrügen, der Schillers Werdegang mit dem Bilde des „Goethefreundes", des Schönheitslehrers und klassischen Erziehers abschließen wollte. Wie die bürgerliche Sinnesart der herkömmlichen Geschichtsdeutung — jener „weiche, gutartige, silbern-glitzernde Idealismus" mit seinem „Schöner-sehen-Wollen in bezug auf alles" (Nietzsche) — durch die heute noch übliche Vertuschung der Kluft zwischen Kant und Goethe sich in der „Harmonisierung des Unvereinbaren"[1]) ein Äußerstes geleistet hat, so hat man erst recht bei den Weimarer „Dioskuren" das Wort Goethes vom „Bund der Ergänzung" begeistert aufgegriffen und ist für die feineren Schwingungen dieses Verhältnisses stumpf geblieben.

Schon früher wurde in diesem Zusammenhang an Nietzsches Schilderung seiner Freundschaft mit Erwin Rohde erinnert: „Für gewöhnlich lagen wir uns in den Haaren, ja es gab eine ungewöhnliche Menge von Dingen, über die wir nicht zusammenklangen. Sobald aber das Gespräch sich in die Tiefe wandte, verstummte die Dissonanz der Meinungen, und es ertönte ein ruhiger voller Einklang." Das will sagen, daß Freundschaft, ungeachtet einer sogar erheblichen Verschiedenartigkeit der Geister,

---

[1]) Man vergleiche die Schilderung des christlich-platonischen Weltanschauungsschemas der Frühromantik, insonderheit desjenigen von K. G. Carus bei Klages im Vorwort der Neuherausgabe von Carus' 'Psyche', Jena 1926.

auf einer Verbrüderung der Seelen, einer Verwandtschaft der Genien beruht. Auf Goethe und Schiller angewandt aber müßte der Satz Nietzsches gerade umgekehrt werden: es gab eine ungewöhnliche Menge von Fragen und Bestrebungen, über die sie einer Meinung waren; aber ihre Seelen waren miteinander nicht verwandt, ihre Urbilder stammen aus einander fremden Sphären, und keiner von beiden ist des andern „Dioskur“ gewesen in dem tiefen, von Schiller zeitlebens erhofften und in den ersten Gemeinschaftsjahren wohl auch leidenschaftlich erstrebten Sinne. Darum in Schillers Briefen langezeit das bald verhaltene, bald kühn vorbrechende Werben um Herzlichkeit; darum in Goethes Antworten nur die gemäßigt-warme, teilnehmend-fördernde, dankbare Höflichkeit; wie denn Goethe nach Jahren rückblickend sein Verhältnis zu Schiller merkwürdigerweise gerade darum „so einzig“ nennt, „weil wir das herrlichste Bindungsmittel in unsern gemeinsamen Bestrebungen fanden und es für uns keiner sogenannten besondern Freundschaft weiter bedurfte“. Wer dergleichen Winke bemerkt, der sieht ungeachtet der gewaltigen wechselseitigen geistigen Förderung auf dem Grunde dieser Gemeinschaft eine Spannung wachsen, die es zu erklären und womöglich bis in die tiefste Schicht hinunter zu erforschen und zu deuten gilt. Denn nur so wird es möglich sein, am Geheimnis der Eigenart Schillers die letzten Hintergründe und vielleicht sogar entscheidende Farben und Züge seines Urbildes selber aufzuweisen. Hier sei vorbereitend nur erst eine charakterologische Kennzeichnung eingeschaltet. Schiller ist der männlichere, Goethe der weiblichere von beiden. Jener ist spekulativ, gedankenkühn, aristokratisch, dieser ist intuitiv, gefühlswarm, bürgerlich. Nietzsches Weisung folgend, vom Ideale auf den zu schließen, der es nötig hat, erkennen wir, es habe Schillers unruhiges, von der Seele abgespaltenes Triebleben das idealische Willenspathos, es habe Goethes überempfängliche Seelenweichheit den Panzer des Persönlichkeitsideals „nötig“ gehabt. Schiller ist mit kühner Unbedingtheit stets bereit, den vollen Einsatz der eigenen Person zu wagen; nichts paßt besser auf ihn als Nietzsches: „Gefährlich und kriegerisch leben!“; Goethe, weit „konziliauter“ als der

„felsigte Schiller“ (Jean Paul), weicht tragischen Erschütterungen aus; zu Kompromissen bereit und einem unbestimmten „versatilen Schwanken“ bis zum Opportunismus zuneigend, vermeidet er, sich „gegen den übermächtigen Strom der Menge oder des herrschenden Prinzips in feindliche ... Opposition zu stellen“. Dahingegen Schiller: „Eine direkte Opposition gegen den Zeitcharakter macht den Geist meiner Schriften aus“. „Das einzige Verhältnis zum Publikum, das einen nicht reuen kann, ist der Krieg.“ Im Hinblick auf Schillers Gegensatz zu den Jenenser Pseudoromantikern äußert Goethe einmal in plastischer Übertreibung: „Schiller mochte sich stellen, wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam als das Beste dieser Neueren; ja, wenn Schiller sich die Nägel beschnitt, war er größer als diese Herren“. „Nichts genierte ihn, nichts engte ihn ein, nichts zog den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebte, ging immer frei heraus, ohne Rücksicht und ohne Bedenken.“ Und gedankenvoll setzt er hinzu: „So sollte man auch sein!“ Dabei ist freilich zu beachten, daß solche Sätze lange nach Schillers Tod gesprochen werden, wie umgekehrt bei manchem enttäuscht-gereizten Worte Schillers nicht vergessen werden darf, daß er nur an einem Jahrzehnt des Goethischen Lebens teilgehabt hat, in dem es von der brausenden Fülle des Jugendlichen nichts mehr besitzt und noch nichts von der königlichen Würde des alten Goethe.

Unterm befreienden Drängen Schillers erblüht noch einmal in ungeahnter Breite Goethes dichterische Produktivität, aber anstatt das Werk wie vordem in „Dunkelheit und Zaudern“ pflanzenhaft wachsen zu lassen, quält und stört ihn jetzt wie ein Stachel die immergegenwärtige Forderung, sich vor dem geistesscharfen Urteil des Gefährten zu bewähren. Dazu kommt, daß Schiller bezüglich der Entwürfe eigener Arbeiten fortgesetztes Mitdenken, Miterwägen, Mitentscheiden heischt. Mehr noch: die großartige Kampflust, womit Schiller das gemeinsame Schaffen als Feldzug gegen das Jahrhundert auffaßt, um daran den ganzen Plänereichtum seines strategischen Genies zu entwickeln, reißt Goethe, den an sich schon dauernd von der Unruhe

des Hoflebens Bedrängten, in eine neue Erregung, in eine lästige, ja schädliche Aktivität, so daß er nach Jahrzehnten im Rückblick auf das gemeinsame Wirken die „Zeitverschwendung“ und den „Mißbrauch“ seiner Kräfte beklagt. Ärgerlich bekennt er, hier hätten „zwei Menschen, die ihre Zwecke gleichsam par force hetzen, durch innere Übertätigkeit, durch äußere Anregung und Störung“ ihre Zeit zersplittert, „so daß doch im Grunde nichts der Kräfte, der Anlagen, der Absichten völlig Wertes“ herausgekommen sei. Dies ist einer der Gründe, weshalb sich Goethe etwa von 1799 ab von Schiller mehr und mehr fernzuhalten sucht.

Schiller, der Goethen mehr, nämlich durch die Befreiung von Kant im tieferen Sinne „das Leben“ zu danken hat und der überdies der tiefer Liebende ist, braucht längere Zeit, ehe er sich des geheimen Zwiespalts bewußt wird. Dieser Zwiespalt ist mit einem Wort dahin zu kennzeichnen, daß das klassische Kulturprogramm — das erzieherische Menschenbild wie die Lehre vom Sinn und Wesen der Dichtung — dem Genius Schillers fremd ist. Damit rühren wir an die schmerzlichste Schranke unserer neueren Kultur. In der Klassik machen die in der Sturm und Drang-Zeit erwachten kühngespannten Kräfte ihren Frieden mit der Welt zugunsten eines kulturellen Leitbildes, das durchaus nicht ist, wofür man es gehalten: die mächtigste Offenbarung deutschen Wesens. Der Sokratische Zug am Bilde der Klassik ist unverkennbar, und so ist sie, wenn schon auf andere Weise, genau so bürgerlich wie das Menschenbild des Kantischen Idealismus. Wenn dieser mit seinem moralischen Formalismus „nur für die Knechte sorgte“, so sorgt ja die Klassik gewiß nicht für Helden, und ihr Leitbild ist zumindest während des Schillerjahrzehnts durchaus nur der schöne, der gezähmte, der zum Gleichgewicht stilisierte Mensch der Haltung und des Maßes. Ziel und Gipfel dieses Programms ist die „typische“, kultivierte, allseitig ausgeglichene „Persönlichkeit“, in deren geheimnisloser Tageshelle die Erhaltung und Sicherung des „gebildeten“ Einzel-Ichs im Mittelpunkt steht, jeder sprengende Überschwang, jede verzehrende Wallung und Spannung nur eine Störung darstellt und für Götter und Dämonen kein Raum ist. Idealis-

mus wie klassische Persönlichkeitskultur sind beide hervorragend „humanistisch“, das heißt: ihre leitenden Werte und Begriffe sind ausgesprochen menschenmäßig, und beide laufen — wenn schon unter völlig verschiedenen Voraussetzungen — darauf hinaus, den Tod aus der Welt hinauszufälschen und das vergängliche Menschen-Ich in ein „unendlich Objektives“ hinaufzusteigern.[1]) So bemerken wir am klassischen Weltbild wonicht geradezu einen optimistischen Zug, so doch zumindest das Bestreben, von der Nachtseite des Lebens wegzusehen, Abgründe mit schönen Scheinen zu überkleiden und tragischen Erschütterungen auszuweichen. Das ist der Grund dafür, daß in der Folgezeit der bürgerlich-selbstzufriedene Kult der Klassik sich mit dem Kantischen Idealismus und mit der plattesten Fortschrittsgläubigkeit einen konnte. In den Lebensbildern der Klassik wie des Idealismus fehlt gerade jener Zug, der Schillers innerstes Wesen bezeichnet: der heroische Drang nach einem „gefährlichen und kriegerischen“ (Nietzsche) Leben, der flammende Schwung der Seele, die gerade im Sprengen des Ichs, im Feiern des Todes, die Möglichkeit eines letzten großartigen Aufschwungs ahnt und sucht. So betrachtet ist Schillers „Klassikertum“ eine letzte Irrung und Selbstverleugnung, die sich am tödlichsten an seiner Dichtung auswirkt. Denn dies ist wiederum eine Gemeinsamkeit zwischen Idealismus und Klassik, daß in beiden kein Platz ist für die Tragödie. Klassische Dichtung zielt auf typische Menschlichkeit, Schönheit und „farbigen Abglanz“, Ausgleich aller inneren Gespanntheit; sie bevorzugt darum die behagliche Breite, die gebändigte Anmut des Romans, der lehrhaften Erzählung, und sieht die vollendete Spiegelung ihres Wesens in der Idylle. 'Hermann und Dorothea' ist Goethes liebstes Gedicht. Die 'Glocke' ist der rührende Beweis dafür, bis zu welch schmerzhaftem Grade Schiller in dieser fremden Welt sich selbst verleugnet; die moralischen Allegorien der atmosphärelosen Balladen sind wohl das Blasseste, was er geschrieben hat. Hinwiederum ist 'Pegasus im Joche' mehr als

[1]) Wie es denn Goethe einmal geradezu ausgesprochen hat, die Natur sei „verpflichtet“, ihm nach dem Ende „eine andere Form des Daseins anzuweisen“.

eine Allegorie und fast schon eine — biographische Enthüllung, deren Sinn wir an hundert Einzelheiten ablesen können. Auch Schiller will nach Goethes Vorbild in Hexametern dichten; aber sogleich drängt es ihn, den vorgeprägten idyllischen Charakter dieser Versart umzuschmelzen und ihr einen „gewissen hymnischen Schwung“ zu geben. Auch er will eine Idylle schreiben, aber darin wird es nicht „bequemliche Kütschchen“, keinen „kattunenen Schlafrock“ noch „Nachbar Apotheker“ geben; ihr Motiv soll vielmehr das denkbar Ungeheuerlichste sein: der „Übergang des Menschen in den Gott“, des Herakles Aufnahme in den Olymp. Allein wie sehr wir solche Beobachtungen häufen könnten, ernst und bedrohlich tritt der geheime Zwiespalt erst auf dem Gebiete des Dramas und des Theaters zutage. Hier offenbart es sich am deutlichsten, daß auch Goethe dem Genius Schillers die Schwingen nicht hat lösen können. Wiewohl innerhalb des klassischen Bildungsprogramms der Bühne eine hochwichtige Aufgabe zufällt, so ahnt doch Goethe nichts von der besonderen Sendung Schillers, und ahnte er sie auch, so ist sie ihm doch zu fremd, als daß er in ihr den Ruf einer völkischen Forderung hätte vernehmen und in der Tragödie das Herzstück der deutschen Kulturaufgabe hätte erkennen und anerkennen können.

1660 hatte der Begründer der tragédie classique, Corneille, in den drei 'Discours sur le poëme dramatique' auch theoretisch den Anspruch der Franzosen befestigt, die alleinberechtigten Erben der griechischen Tragiker zu sein. Ein Jahrhundert später hat Lessing in der 'Hamburgischen Dramaturgie' diesen Anspruch zertrümmert und damit mindestens theoretisch das Ringen um die Wiedergeburt der Tragödie aus deutscher Seele eröffnet. Angesichts der Schwere und Langwierigkeit dieses Schöpfungskampfes drängt sich die Überzeugung auf, daß für den deutschen Genius die Tragödie nicht eine Kunstform ist, die es zu übernehmen, zu erlernen und künstlerisch bis zur Vollendung nachzugestalten gilt, sondern schlechtweg die höchste dichterische Erfüllung seines Wesens darstellt, wie es sich seit jeher in heroischen Untergängen, in mörderischen Selbstzerstörungen, in verschwenderischer Preisgabe an ferne Fremde und

letztes Wagnis, in den Dämmerungen und Welterneuerungen seiner Mythen und geschichtlichen Schicksale dargelebt hat. Und wie der Sturm und Drang und die mit Lessing anhebende Hochzeit nicht sowohl eine Vollblüte des Geistes als vielmehr den Ausbruch der deutschen Seele aus der „Sokratischen" Wertwelt der alten Europa-Kultur darstellt, so bedeutet die deutsche Suche nach der Tragödie zugleich das schrittweis immer tiefere Hinabsteigen in die Seelenunterwelt der Vergangenheit mit dem (ein Jahrhundert nach Lessing von Nietzsche offenbarten) Ziel einer tragischen Kultur.

Lessings eignes dramatisches Werk, völlig dem Spätrokoko zugehörig, bleibt außerhalb dieser Aufgabe; denn in seiner Regelstrenge und dialektischen Helle bezeugt es gerade die Stärke der Fesseln, die er in seiner 'Dramaturgie' und nicht zuletzt durch den fruchtbaren Hinweis auf den germanischen Shakespeare theoretisch gesprengt hatte. Lessing hat den Gegner bezeichnet und das Ziel gewiesen; der erste, der die Kampfbahn betritt, ist Schiller, und er muß es erleben, daß Goethe die große Aufgabe nicht nur nicht sieht, sondern ihm sogar den Weg verstellt. Was mag er empfunden haben, als er mitten in der Arbeit am 'Wallenstein' einen überschwenglichen Bericht Goethes über Ifflands Darstellung des 'Pygmalion' empfängt! Goethe beklagt ihn, daß er eines so „hohen Genusses" habe entbehren müssen, und versteigt sich in seinem Urteil über dieses abgestandene Singspiel zu dem Satze, es mache „Anspruch an die höchste theatralische Würde und Fülle". Schmerzlich betroffen schreibt Schiller zurück, dies sei ihm unbegreiflich, „und es wird mir schwer, selbst Ihnen etwas aufs Wort zu glauben, was mir den Glauben an meine bestimmtesten Begriffe und Überzeugungen rauben würde", worauf Goethe beschwichtigend mit der Erklärung antwortet, es sei von dem Drama freilich nur insofern zu sprechen, „als man die Manier des französischen tragischen Theaters ... als zulässig voraussetzt". Damit aber ist der entscheidende Punkt aufs deutlichste bezeichnet. Schiller muß erkennen, daß der Begriff des klassischen Theaters, wie ihn Goethe vertritt und verwirklicht, nicht nur nicht nach dem Leitbild der noch zu schaffenden deutschen Tragödie, ja im Grunde nicht einmal nach dem

griechischen Vorbild ausgerichtet ist, sondern, Lessings Eroberungen verleugnend, zur französischen tragédie classique zurückgreift. Vergebens warnt er, drohend, aber noch höflich beherrscht, es werde sich „in dieser Quelle wenig Neues für unsere deutsche Bühne schöpfen" lassen. Einmal mißtrauisch geworden, findet er nun die 'Iphigenie', in der er einst die hoffnungsvolle Erneuerung des Griechentums gesehen, ohne „sinnliche Kraft ... Leben ... Bewegung" und „völlig ungriechisch". In seinem Bühnentraditionalismus und seiner Bewunderung Voltaires erliegt Goethe am offensichtlichsten dem französischen Sokratismus des Rokoko. Bekannt ist, mit welchem Hohn er später des anderen deutschen Tragikers, nämlich Kleists, Hoffnung auf ein künftiges Theater mit der Unsinnigkeit des Messiasglaubens vergleicht. Schiller dagegen ist auch dem Theater gegenüber ganz flammender Wille zur Verwandlung. Wenn es noch zu kleinlich ist für die Großartigkeit einer echten Tragödie, so muß man sich „von der wirklichen Bühne auf eine mögliche versetzen. Was die Kunst noch nicht hat, das muß sie erwerben". Nicht zuletzt gegen die „moralische Kasuistik" der 'Iphigenie' Goethes bildet er aus blutalter Symbolik die Schwester-Brüder-Tragödie der 'Braut von Messina' und gegen Voltaires ('La Pucelle') von Goethe bewunderte geistreiche Kälte die „naive" und „romantische" 'Jungfrau von Orléans'. Als aber Goethe schließlich gar dazu übergeht, französische Dramen tatsächlich zur Aufführung zu bringen, da fühlt sich Schiller mit Recht verraten und hinterrücks angegriffen. Erbittert erkennt er, daß Goethe die Dichtung vom kaum erst beschrittenen Wege zur deutschen Tragödie geradezu wiederabzubringen trachtet, und richtet in heller Erbitterung an ihn die drohenden Verse: „Du opferst auf zertrümmerten Altären Der Aftermuse, die wir nicht mehr ehren? Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen, Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient. ... Selbst in der Künste Heiligtum zu steigen Hat sich der deutsche Genius erkühnt". Nur mühsam gelingt es, der empörten Auflehnung dieser Verse mit einer erkünstelten Schlußwendung die Schärfe zu nehmen, die leicht zum offenen Bruche hätte führen können. So muß man sagen, daß Goethe

seit dem 'Wallenstein', weit entfernt, den gigantisch ringenden Tragiker in seiner ungeheuern Aufgabe zu fördern, ihn verständnislos verrät, ja im dramatischen Schaffen selber stört und verwirrt, indem er ihn zu immer schnellerer Arbeit drängt. Denn ihm liegt in erster Linie an einer möglichst leicht zu handhabenden Formtechnik, die es erlaubt, mit einem Mindestaufwand an Zeit und Kraft eine Reihe theatralisch brauchbarer Schul- und Musterdramen zu schreiben. Schiller aber schwebt bei jedem neuen Werke die heilige Forderung vor, daß aus innerster Seele einmal in glühender Ergießung das hohe Wunder hervorbreche. Doch ungeduldig treibt ihn Goethe, „gleich anfangs konzentrierter zu arbeiten, damit Sie mehr Produktion und, ich darf es wohl sagen, theatralisch wirksamere lieferten". Klagend, ja anklagend wehrt Schiller ab: „Ohne eine gewisse Innigkeit vermag ich nichts". Aber beharrlich tönt nur die dürre Mahnung zurück, er müsse „durch Nachdenken und Übung dem dramatischen Metier so viel Handgriffe abgewinnen, daß Genie und reine poetische Stimmung nicht gerade zu jeder Operation nötig sind".

Diese eine Fremdheit wiegt hundert Gemeinsamkeiten auf. Jede dieser Forderungen, handwerksmäßiger, noch konzentrierter, theatralisch noch wirksamer und vor allem noch mehr zu schreiben, ist Gift für Schiller, dem sowieso schon Hast und innere Angst, das Hohe zu versäumen, die ruhige Reifung und die Muße der Versenkung stören. Über die entscheidende Bedeutung des 'Wallenstein' ist sich Schiller nie klar geworden. So drängt sich bei den nächsten Dramen der pseudotragische Schuld-Sühne-Mechanismus wieder ein. Der alte Transzendentalidealismus beschattet bereits die 'Maria Stuart'; er quält die 'Jungfrau' an den Marterpfahl einer sinnlichen Neigung, um sie desto eindrucksvoller zur Heiligen zu steigern; er rationalisiert und verdirbt schon im Keim[1]) die geheimnisgewaltige Schicksals- und Chortragödie, zeigt in 'Wilhelm Tell' Züge eines bösartig herzlosen Pharisäertums[2]) und verhindert

[1]) In der Zurückführung aller Verhängnisse auf eine Urschuld des Königsgeschlechts, nämlich die gewaltsame Herrschaftsanmaßung.

[2]) Tells Haltung gegenüber Parricida (die Goethe merkwürdigerweise „dem

je und je den zielgerechten Aufschwung und Durchbruch. So steht Schiller schließlich mit leeren Händen da und spricht am Ende seines Lebens über sein dramatisches Werk das bittere Urteil: „Ich habe die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllt!“[1])

Aus der ewig wühlenden Unruhe des tödlichen und ihm im Grunde unverständlichen Ringens in Schiller zieht sich Goethe mehr und mehr zurück. Bei äußerer Aufrechterhaltung des geistigen Austauschs sieht sich Schiller im wichtigsten Anliegen seines Lebens von Goethe im Stich gelassen. Zum zweiten Male zurückgestoßen und seelisch von neuer Vereinsamung bedroht, spielt er düster mit dem Gedanken an Flucht. „Goethe ist jetzt ordentlich zu einem Mönch geworden. . . . Allein kann ich nichts machen, oft treibt es mich, mich in der Welt nach einem andern Wohnort und Wirkungskreis umzusehn; wenn es nur irgendwo leidlich wäre, ich ginge fort.“ Mit welchen Zweifeln, Trieben und Versuchungen der sendungbeladene, aber enttäuschte und todesmüde Dichter in ihm zu ringen hat, beleuchtet schlagartig der Satz: „Hätte mich die Natur zu einem akademischen Lehrer gestempelt, so entschlösse ich mich kurz und gut und ginge wieder nach Jena hinüber, um etwas um mich herum zu versammeln und andere nachzuziehn.“

Das Urbild.

Wie beim Innewerden eines Irregangs und zum Zeichen, daß es fortan gelte, den Weg ohne, ja gegen Goethe zu gehen, nimmt Schiller jene Abhandlung ‘Über das Erhabene’ wieder

---

Einfluß von Frauen“ auf Schiller zuschreibt, womit nur Charlotte v. Stein gemeint sein kann).

[1]) Vgl. hierzu die Briefstelle: „Wenn man die Kunst . . . als etwas, das immer wird, nie ist . . . betrachtet, so kann man gegen jedes Produkt gerecht sein, ohne dadurch eingeschränkt zu werden. Es ist aber im Charakter der Deutschen, daß ihnen alles gleich fest wird und daß sie die unendliche Kunst, so wie sie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hineinbannen müssen. Deswegen gereichen ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden. An diese Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerei, da doch die Kunst über allen Werken ist.“

vor, die er beim Beginn ihrer Gemeinschaft als Bruchstück beiseitegelegt hatte. Es ist ein letzter Versuch, sich über dasjenige klarzuwerden, „was mein ist und er nie erreichen kann". Von der mörderischen Krankheit fast schon zerstört, aber den Blick wieder unverrückbar auf das eingeborene Bild und Ziel, die Tragödie, gerichtet, schüttelt er, wie vordem die Knechtslehre Kants, so nun die klassische Schönheitslehre wie einen fremden Zauber ab. „Das Schöne macht sich bloß verdient um den Menschen, das Erhabene um den reinen Dämon in ihm. ... Die Schönheit unter der Gestalt der Göttin Kalypso hat den tapfern Sohn des Ulysses bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält sie ihn lange Zeit auf ihrer Insel gefangen. ... Aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentors Gestalt; er erinnert sich seiner bessern Bestimmung, wirft sich in die Wellen und ist frei."

Freilich deuten in dieser Abhandlung noch viele Spuren auf ihre frühere Entstehung, und vernehmlich klirren in ihr die alten Kantischen Ketten. Denn nun, da es den mächtigeren Schauer des Erhabenen gegen das Gleichgewichtsglück des Goethischen Menschen zu erweisen gilt, bietet sich ganz von selbst das vertraute Ausdrucksmittel der idealistischen Sprechweise wieder an. Aber unüberhörbar klingen daneben Töne auf, wie sie Schiller so noch nie gefunden. Wohl dauert es noch drei Vierteljahrhunderte, bis Nietzsche, der erste von Kant wirklich unabhängige Denker, die biozentrische Herleitung des Tragischen aus dem kriegerischen Lebensgefühl des Dionysischen erreicht. Aber unzweifelhaft ist sie es, die Schiller vorschwebt und die er in dieser letzten Abhandlung auszusprechen versucht. Es gemahnt geradezu an Nietzsches Satz: „Vor der Tragödie feiert das Kriegerische in uns seine Saturnalien", wenn wir lesen: „Hinweg mit der falschverstandenen Schonung und dem schlaffen, verzärtelten Geschmack, der über das ernste Angesicht der Notwendigkeit einen Schleier wirft und ... eine Harmonie zwischen dem Wohlsein und Wohlverhalten lügt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirne gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängnis!" „Das Pathetische ist eine Inokulation des unvermeidlichen Schicksals, wodurch ... der An-

griff desselben auf die starke Seite des Menschen hingeleitet wird."

Mit solchen Sätzen steht Schiller allerdings bereits weit außerhalb der idealistischen Scheintragödie und in nächster Nachbarschaft neben Kleist. Nach allen den Beirrungen durch Körner, Kant und Goethe ist er im 'Demetrius' im Begriff, die Bahn, die er im 'Wallenstein' schon einmal „über sich selbst hinausgegangen", durch Besinnung auf sein eigenstes Wesen endgültig wiederzufinden. Was der Idealismus nie zugeben kann: daß die Reinheit des freien Willens nicht Überwindung der Sinnlichkeit verbürgt, sondern daß auch er dem tragischen Verhängnis unterliegt und Lüge und Verbrechen, Wahn und Verstrickung sein kann, das ist der neue, nun wirklich echt tragische Ansatz der 'Demetrius'-Handlung. Statt die Wirklichkeit des Lebens zu verflachen und sich vor ihrer tragischen Problematik in die Abstraktion der Idee zu retten, reißt Schiller hier mit letzter Kraft ihre heillosen Abgründe auf; statt das Ich in die vermeintliche Objektivität einer stoisch weltverachtenden „Freiheit der Gedanken" zu flüchten, stürzt er sich in die unentrinnbare Tiefe der Wirklichkeit, um jene urreligiöse Gewißheit der Seele heraufzuheben, daß ihr „reiner Dämon" sich gerade durch das Schicksal und seinen ehernsten Sendling, den Tod, die festliche Einung mit den Elementen erfliegt. Aber schon die, verglichen mit früher, um so viel ärmere, kargere Sprache zeigt an, daß hier nach gigantischem Wettlauf mit dem Tode nur ein keuchend Ermatteter nach dem ersehnten Kranze greift. Dicht vorm Ziel verbluten die letzten Kräfte, und das Verhängnis streckt den Tapfersten nieder.

Da man unter spießbürgerlicher Verzwergung des klassischen Persönlichkeitsideals ein Jahrhundert lang die selbstverzehrenden Kämpfe und frühen Untergänge der wagekühnen Entdecker einer neuen, außergeistigen und gegenidealistischen Wertwelt so hartnäckig als hämisch für Zeichen der Schwäche und Krankhaftigkeit ausgegeben hat, so bleibt zu fragen, wie man den Allerkränksten, den im Kerne vergifteten, den immer wieder sich selber kreuzigenden Genius des ersten deutschen Tragikers, der ja ebenfalls weit vor dem „normalen" Termin vorzeitig

zerstört ins Grab sank, wie man Schiller von diesem Verdikt ausnehmen und zu den Klassisch-Vollendeten zählen konnte! Die Antwort hat zu lauten: weil man die Erkenntnis scheute, daß es gerade die klassischen und erst recht die idealistischen Tendenzen gewesen sind, die seine Vollendung als Tragiker verhindert haben.

Man wende nicht ein, daß in jener letzten Abhandlung die oben geschilderte Auffassung des Tragischen unter zahlreichen doppeldeutigen Wendungen nur versteckt, ja durch mehrere eindeutig idealistische Prägungen wieder aufgehoben sei, daß der 'Demetrius' ein in seinen letzten Zielen dunkles Bruchstück geblieben und daß diese Deutung des Tragischen erst von Kleist verwirklicht worden sei. Ja wir möchten im Gegenteil die Behauptung wagen: wie man Schiller nicht gründlicher mißverstehen kann als dadurch, daß man ihn in die Nachbarschaft Kants oder selbst Goethes oder gar Fichtes rückt, so kann man seine tragische Sendung, seine Odysseische Irrfahrt nach dem vorschwebenden Ziele und vollends die innerste Bedeutung der 'Erhabenen'-Abhandlung nur von Kleist her begreifen. Denn nur so verstehen wir in ihrer ganzen Tiefe die über das ganze Werk verstreuten Sichten in das Medusenantlitz der Wirklichkeit. Man denke etwa an das Wort vom „komisch-tragischen Gewühl", „diesem teufelvollen Himmel", oder an folgende Sätze: „Wer erfreute sich des Lebens, Der in seine Tiefen blickt!" „Auch das Schöne muß sterben!" „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!" „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!" „Wie des Dampfes Säule weht, Schwinden alle Erdengrößen!" Keines Dichters erzene Stimme wurde je so blechern überlärmt! Ihren metallenen Prägungen hören wir es kaum noch an, daß sie einmal erste todeskühne Raubgriffe waren in den Entsetzensabgrund der Welt, darüber falterklein das Menschenleben flattert, bebt und spielt, Prägungen, die wir, um ihren hohen, unerbittlichen Tragikerernst zu vernehmen, unter einer abgeleierten Massentümlichkeit erst wieder entdecken müssen, weil sie „gestern noch zu hart waren für die Zeit selber und ihren Zahn, und heute zerschabt und zernagt aus den Mäulern der Heutigen hängen" (Nietzsche).

Nachdem wir — man könnte sagen: die metaphysische Zickzacklinie an Schillers Entwicklung wenigstens in großen Strichen aufgewiesen haben, versuchen wir nunmehr, an unsern Ausgangspunkt wieder anknüpfend, die anfangs gegebene, nur vorläufige Deutung seines Grundwesens bis zu einer wirklichen Urbildschau zu vertiefen, wodurch allererst die Einheitlichkeit seiner Gestalt gewährleistet und für das volle Verständnis sämtlicher Züge und aller bisher geschilderten Lebens- und Schaffensmotive der Schlüssel geboten wäre.

Wenn Klages in seiner denkwürdigen Abhandlung: 'Über die Schranken des Goetheschen Menschen'[1]) Goethes „Genius", sein „Urbild" zu deuten unternimmt, so faßt er die vielgestaltige Fülle vom Blickpunkt des „Weisen" aus zusammen, zeigt aber gleichzeitig am noch so großen Reichtum der „Persönlichkeit" zum ersten Male die „eherne Schranke" auf im Lichte des gewaltigen Wortes: „Person und All sind feindliche Gegensätze"; demgemäß wir in der „Persönlichkeit" eine stilisierte Schutz- und Abwehrhaltung gegen kosmische Seelenflutungen zu erblicken hätten. Im Lichte dieses Satzes erkennen wir mit einem Schlage, daß für Schiller gerade das Umgekehrte gilt: daß er nämlich diesen feindlichen Gegensatz durch keinen Schutzwall um die Person zu entmächtigen trachtet, sondern vielmehr ihn leidenschaftlich bejaht. Neben Goethe, der gleichsam als Herrscher die Sicherheit eines Fürstentums zu bewachen und in vielen diplomatischen Künsten des Kompromisses den mannigfachen Kräften und Bedingungen, Anlagen und Interessen seines Landes gerecht zu werden hat, wirkt Schiller um so viel einheitlicher, als er wie nur irgendein Achill oder Siegfried ausschließlich die eine große Sache seiner Seele vertritt, und darum wesentlich germanischer als Goethe, weil sein Genius selber dem Elementaren gerade verwandt ist. Goethes Urbild zu veranschaulichen, könnte man das Gleichnis des immer breiter sich ründenden, immer höher aufwipfelnden Baumes wählen, der, Stürmen und Blitzen elastisch ausweichend, demütig unterm Gesetz organischen Wachstums mit breitausklafterndem Wurzelwerk aus der warmen Erdtiefe Säfte saugend, die Fülle der verschiedenen-

[1]) In 'Mensch und Erde'.

sten, ja der einander fremdartigsten Lichter und Blüten und Schatten entfaltet. Schillers Urbild aber ist die Flamme, die, ein Element des Himmels und auf die Erde bloß hinabverwunschen, ihren Sternenstolz nur widerstrebend in den liebenden Reigen tellurischer Gestalten beugt, gierig, alles ihrem Herrscherlicht zu unterwerfen, alles Schwere umzuschmelzen, alles Dumpfe neu zu formen, alles Dunkle stürmisch ins Helle zu reißen, immer bereit, in wildem Heimweh aufbrennend, sich der verhaßten Erdenenge zu entwinden und aus der Verbannung zurückzulodern in die gestirndurchbrauste, ätherfreie Höhe.

Im Lichte solchen Urbilds sehen wir Schillers Seele gleichsam nur in der Maske eines Menschen am Getriebe der Erde teilnehmen; nie ist ihm der Mensch als solcher in seinem Wohlergehen, seinem sicheren Bestand, seinem Glück, Fortschritt und Gedeihen wichtig, sondern allenfalls nur der ihm eingeborene Dämon, der nach Verwandlung drängt und den sie stets nach ihrem eigenen Bilde deutet. Den Lüften, allem Brausenden, allem ohne Rast und Wurzel der Ferne Zustürmenden adlerhaft verwandt, fliegt sie „durch die schwebende Welt des Windes Flug", singt sie, selber gefesselter Funke und Teil der Feuergottheit, „vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen", grüßt sie im Blitz, dem Urfeind aller Erdengebilde, den geheimen Bruder und im Donner den nur ihr vollverständlichen Laut der Heimat, und an den Signalen der Gewitter sich bis zum Triumphe berauschend, schwelgt sie in apokalyptischen Bildern, in Kassandrischen Fernblicken, donnernden Stürzen des Weltgerichts und rauchenden Untergängen. Nur da ist ihr die Erde vertraut, wo — fernes Abbild des Ungeheuern — nur Wolke, Fels und Wogenwüste die Landschaft bestimmen. Hier allein zeigt die Erde noch die freie Stirn, trägt sie weder die Sklavenketten ihrer Dienstbarkeit unter den Witz des Menschengezüchtes, noch täuscht sie im lieblichen Kleide organischen Lebens ein falsches Heimatbehagen vor. Denn dieser Seele Wesen ist nicht Herdwärme und geselligkeitbildendes Nutzfeuer, sondern herrisch-ungezähmte Flamme von sternentlehnter Kälte. Und so ist auch die Liebe dieser Seele nicht der Eros, der Menschen gilt und Organismen sympathetisch verbindet; vielmehr: wo solche Liebe

im Dämon eines Sterblichen erwacht, da zerrt sie an den Bindungen zwischen Erde und Mensch. Nicht die Nähe, sondern die Ferne, nicht der Boden, sondern der Gipfel, nicht die Tiefe, sondern die azurne Höhe sind die Heimat des „Sonnenwanderers“, die seine „Adlergedanken“ suchen. Umschließen aber Nähe, Boden und Tiefe symbolisch das Erdenleben, so ist der Tod das letzte Symbol für Höhe, Ferne und Freiheit, vor deren blendender Lichtfülle auch noch das farbigste Bild der Erde zum Schattengrau eines Alptraums verfahlt. Bedenken wir, daß Wodan der Erreger der Wolken und Winde, der Gott der Dichter, der Krieger und der Wilden Jagd ist, so erkennen wir, daß das geschilderte Seelenbild wesentlich germanische Züge trägt (obwohl Schiller nicht rein Wodanisch ist). Hier schalten wir einige bezeichnende Zeugnisse ein, die dartun mögen, auf welchen Spuren wir nach Schillers innerstem Geheimnis suchen. „Der Anblick unbegrenzter Fernen und unabsehbarer Höhen,“ so lesen wir in der letzten Abhandlung, „der weite Ozean zu seinen Füßen und der größere Ozean über ihm entreißen seinen Geist der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenschaft des physischen Lebens. Ein größerer Maßstab der Schätzung wird ihm von der simpeln Majestät der Natur vorgehalten, und von ihren großen Gestalten umgeben erträgt er das Kleine in seiner Denkart nicht mehr. Wer weiß, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentschluß, den kein Studierkerker und kein Gesellschaftsaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht schon dieser mutige Streit des Gemüts mit dem großen Naturgeist auf einem Spaziergang gebar; wer weiß, ob es nicht dem seltenern Verkehr mit diesem großen Genius ... zuzuschreiben ist, daß der Charakter der Städter sich so gerne zum Kleinlichen wendet, verkrüppelt und welkt, wenn der Sinn des Nomaden offen und frei bleibt wie das Firmament, unter dem er sich lagert. ... Wer verweilet nicht lieber bei der geistreichen[1]) Unordnung einer natürlichen Landschaft als bei der geistlosen[1])

[1]) Diese Ausdruckweise verwechselt gemäß idealistischer Gewohnheit Leben und Geist und führt daher irre. Gemeint ist der Gegensatz von rhythmischer Fülle der lebendigen Natur und Lebensverarmung nach dem regelnden Willküreingriff des Geistes.

Regelmäßigkeit eines französischen Gartens? Wer ... weidet sein Auge nicht lieber an Schottlands wilden Katarakten und Nebelgebirgen, Ossians großer Natur, als daß er in dem schnurgerechten Holland den sauren Sieg der Geduld über das trotzigste der Elemente bewundert? Niemand wird leugnen, daß . . . der Verstand, der begreifen und ordnen will, bei einem regulären Wirtschaftsgarten weit mehr als bei einer wilden Naturlandschaft seine Rechnung findet. Aber der Mensch hat noch ein Bedürfnis mehr, als zu leben und sich wohl sein zu lassen, und auch noch eine andere Bestimmung, als die Erscheinungen um ihn herum zu begreifen."

Mischen wir in solche Klänge den lodernden Trotz der ersten Tragödie: „Warum soll dem Menschen gelingen, was er von der Ameise hat, wenn ihm das fehlschlägt, was ihn den Göttern gleichmacht!" und halten wir daneben die schwermutwilde Jugendstrophe:

Unglückselig, unglückselig, die es wagen,
Götterfunken aus dem Staub zu schlagen!
Ach! die kühnste Harmonie
Wirft das Saitenspiel zu Trümmer,
Und der lohe Ätherstrahl Genie
Nährt sich nur vom Lebenslampenschimmer,

so wird unabweisbar deutlich, daß hier eine elementarische Seele redet, die an ihrer Fesselung an den kleinen „Lebenslampenschimmer" und vergänglichen „Staub" des zellaren Lebens leidet und mit dem verräterischen Bilde des „lohen Ätherstrahls" auf das Geheimnis ihrer kosmischen Heimat weist. Jetzt erst verstehen wir, daß eben diese Entgegensetzung von tellurischem und kosmischem Leben, von ichgebundener und ichentschränkter Seele gemeint ist, wenn Schiller unterscheidet, das Schöne mache sich verdient „bloß um den Menschen", das Erhabene um den „reinen Dämon in ihm". Und kein Dichter hat klarer den kriegerischen Preisgebungsüberschwang des tragischen Weltgefühls aus der Spannung zwischen zellarem und elementarem Leben gedeutet als Schiller in den Versen, aus denen am reinsten und hinreißendsten der ganze heroische Glanz seines germanischen Wesens hervorbricht:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

An dieser Stelle holen wir kurz diejenigen gegensätzlichen Züge im Bilde Goethes und Schillers nach, die erst aus der urbildlichen Gegenüberstellung einer mehr tellurisch-organischen und einer mehr ätherisch-elementaren Seelenartung in ihrer mehr als psychologischen Tiefe verständlich werden. Goethes Dichtung ist der erdhaften Raumkunst der Plastik verwandt; Schillers Schaffen erwächst nach eigenem Bekenntnis aus dem Fluidum der Musik, die Goethe gerade als die Offenbarung eines „unendlich Lebendigen" meidet und deren elementares, erdfremdes Wesen bereits das Urerlebnis der „Musik der Sphären" bezeugt. — Goethe verehrt noch im kleinsten Lebewesen der Erde das Kind der großen Mutter. Unvorstellbar, daß Schiller je wie Goethe beim Totschlag einer Fliege eine Erschütterung darüber gefühlt habe, „welche Organisation" damit zerstört sei. Sturmhafter Flug und todbedrohte Hast des wunden Adlers ist Schillers, die Wachstumsruhe einer achtzigjährigen Entelechie ist Goethes Lebenstempo. Auch Schiller zwar spricht vom Bestreben, „seine Individualität ... zur reinsten ... Menschheit hinaufzuläutern", aber gebieterisch reißt ihn sein Dämon fort, „aus einem beschränkten Zustand zu einem unendlichen überzugehen", und nur mit zorniger Verachtung blickt er auf Goethes „Resignation in seine fünf Sinne". So gewiß aber gerade diese Beschränkung auf die Endlichkeit, so gewiß Maß und Vollendung unwegdenkbare Zeichen des Goethischen Menschen sind, so gewiß trifft Schlegel ins Schwarze, wenn er von Schiller sagt: „Seine Unvollendung entspringt aus der Unendlichkeit seines Ziels. Mit erhabener Unmäßigkeit drängt er vorwärts".

Die „Elemente hassen" nicht nur „das Gebild der Menschenhand", sondern ebenso die Gebilde der organischen Welt. Bedenken wir dies und folgen wir dann einem tiefsinnigen Hinweis, den Klages in seinem Hauptwerke[1]) gegeben, „daß den Einbruch des Geistes ermöglicht oder begünstigt habe ein Zer-

[1]) In dem gewaltigen Kapitel über 'die Achillesferse'.

würfnis der Lebenpole in den Seelen gerade der essenzgewaltigsten Lebensträger", so mag uns mit einem Schlage das quälende Rätsel verständlich werden, warum die Flammenseele Schillers mit so schicksalsmächtiger Gewalt der Kantischen Transzendentalphilosophie verfallen und inwiefern gerade diese Philosophie ihn bis ins Mark vergiften konnte. Der Geist bemächtigt sich parasitär der Erdenfeindschaft des Elementaren. Die Befreiungssehnsucht der Seele aus dem organischen Leibe pervertiert er zum Unterjochungshaß des Willens gegen die lebendige Leibseele. Er lügt die kosmische Höhe und Ferne um in die akosmisch raumzeitlose Transzendenz, in die abstrakt wesenlose Sphäre der Idee[1]), und indem er den heroischen Preisgebungsdrang der Seele umfälscht in eine geistige „Freiheit" des Ichs, schändet er das Leben überhaupt durch den frevelhaften Anruf an den „moralischen" Willen, Erde und Kosmos als „gemeine Natur" zu verachten und zu „überwinden". Hat man dies einmal begriffen, so versteht man auch, weshalb der Idealismus gerade unter germanischen Völkern seine größte Verführungskraft bewähren konnte und wieso sich gerade bei den Deutschen Plato, Luther und besonders Kant einer so unglaubwürdigen Überschätzung erfreuen. Es ist der selbst in solcher Pervertierung noch mindestens ahnungsweise anklingende Wirklichkeitsgehalt einer elementaren Spannung und demgemäß eines germanisch-heroischen Weltgefühls, der dem Jahwismus in der alten „präexistent christlichen" Maske des Idealismus seine Werbekraft leiht.

So und nur so wird verständlich, daß der Idealismus einen Tragiker fesseln konnte, in dessen charakterologischer Struktur zwei bereits erwähnte Tendenzen zur Vergeistigung dem Irrtum den Boden bereiten. Das ist einmal die Geistesabhängigkeit seines Blutes, das weniger aus der Einverleibung der Lebenswirklichkeit als vielmehr aus der Vorstellung vom Wirklichen zu leben scheint. Und ferner ein mächtiges Gestaltertum, das, ganz nach außen gewandt, so herrisch und ungestüm nach „Stoffen" greift, daß es in die gefährliche Nachbarschaft

[2]) Über das Phänomen der „Kreuzigung des Dionysos" vgl. Hans Kern: 'Der Eros im abendländischen Weltbilde' (Diederichs, Jena).

eines kriegerischen Tätertums gerät, wie es dem Staatsmann und Strategen eignet. Tätertum aber, in wie mannigfachen Formen es sich äußern mag, ist im Grunde stets Ichbehauptung und Machtwille, wie wir denn zahlreiche Selbstzeugnisse zumal des jungen Schiller besitzen und zum Teil eingangs aufgeführt haben, worin der heroische Drang nach Größe unversehens Züge von Ruhmsucht, Unterwerfungslust und Machtbegierde annimmt.

Darum: es ist der Adel und die Einzigartigkeit des von Schiller geschaffenen Dramas — gegenüber etwa Shakespeare —, daß ihm das Ziel und der Sinn der Tragödie der religiöse Durchbruch der Seele ist vom Tellurischen zum Elementaren, von der Ichgebundenheit zur Freiheit der „kühnsten Harmonie", vom Hier zum Dort. „Kein Erschaffener hat dies Ziel erflogen, Über diesen grauenvollen Schlund Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen." „Ach, kein Steg will dahin führen, Ach, der Himmel über mir Will die Erde nie berühren, Und das Dort ist niemals hier!" Wie die Seele des Helden dennoch vom Hier zum Dort gelange, das ist die Kernfrage der Tragödie schlechthin, die Schiller als Erster unter den neueren Tragikern wieder vernommen hat und an der er gleichwohl gescheitert ist. Denn hiermit aufs engste verflochten ist die Frage nach Würde und Wesen des Schicksals. In der echten Tragödie gehört das Schicksal zum Dort-Pol. Als Hammer der Götter schlägt es aus irdenem Mantel die eherne Glocke, aus schlackigem Erz den Strahl des Schwertes, aus dem Menschen den Gott. Jede idealistische Weltansicht aber braucht zum Ansatz ihrer Wertfälschung die Verlegung des Schicksals an den Hier-Pol. Denn damit wird es zum stumpfen, blinden Widerstand der gemeinen Natur herabgewertet, an dem der Wille seine vermeintlich überwindende Macht zu bewähren habe. Damit verliert es aber auch den tragischen Charakter der Unentrinnbarkeit. Gemäß der idealistischen Auffassung, daß ja die Pforte jederzeit offenstehe, die zur „Freiheit" führt, nimmt Schiller den ganzen Hier-Pol wenig ernst. Deshalb leiden die meisten seiner Schöpfungen — man denke zumal an 'Maria Stuart' und die 'Jungfrau' — an einer eigentümlichen formalen (aber nicht nur formalen!) Unstim-

migkeit. In den vier Akte hindurch sich steigernden Abenteuern des eigentlichen Dramas wirkt alles seelische Geschehen merkwürdig scheinhaft und gewichtlos, ein gespenstischer Wirbel, dessen dramaturgische Hauptfunktion es ist, die gar nicht dem Tragischen entwachsende und darum immer etwas opernhaft wirkende Schlußapotheose zu ermöglichen, das heißt: den Helden nach tumultuarischen Kämpfen im fünften Akte der lyrischen Krönung mit einem pseudoheroischen Heiligenschein zuzuführen. Daß diese Unstimmigkeit solange übersehen worden ist und Schillers Stücke gleichwohl eine so gewaltige dramatische Wirkung üben, das liegt sowohl an dem atemraubenden Tempo der Vorgänge als vor allem an seinem geradezu nekromantischen Seherblick für den Bildgehalt der Geschichte; die überwältigende Fülle an großartigen historischen Szenen täuscht über die Blässe des seelischen und die Flachheit des tragischen Gehalts hinweg, dergestalt, daß man sich fürder kaum oder nur mit äußerster Mühe noch dem Zwange entziehen kann, das Drama für die Geschichte selber zu nehmen und der gestaltenbeschwörenden Kraft Schillers mehr Glauben zu schenken als den Tatsachenberichten der Geschichtswissenschaft.

Treten wir mit solchen Erkenntnissen noch einmal vor die große Rätselfrage, weshalb sich Schiller nach seiner Flucht von Kant zu Goethe und zumal nach dem 'Wallenstein' vom Wege wieder wegverirrt, so sind wir jetzt instandgesetzt, eine noch tiefere Erklärung als die oben gebotene dafür zu geben. Wir verstehen es jetzt, daß dies Sich-wieder-Verlieren tatsächlich für die Wahrheit der erbarmungslosen Sätze spricht, mit denen der hellblickende Haß Schlegels an dem gewaltigen Gegner die Herzwunde entblößt: „Er hat eine von Haus aus verdorbene Phantasie". Und noch treffender: „Die einmal zerrüttete Gesundheit der Einbildungskraft ist unheilbar".

Schiller und Hölderlin.

Etwa ein Vierteljahrhundert nach Schillers Tod äußert Goethe zu Eckermann: „Ich hätte gern gesehen, daß Schiller den Lord Byron erlebt hätte, und da hätt' es mich wundern

sollen, was er zu einem so verwandten Geiste würde gesagt haben". Dieser merkwürdige Satz erhält den Charakter einer divinatorischen Einsicht, wenn man dabei weniger Byrons selber als vielmehr seines Bildes gedenkt, das Goethe im Ganymedischen Flug und Ikarischen Sturz des Euphorion gezeichnet hat. Ganymed und Ikarus aber sind symbolische Namen für eine Seelenwirklichkeit, die in der nächsten Nachbarschaft Goethes und Schillers tatsächlich gelebt worden ist.

Man lese (ungeachtet der nachfolgenden fehlgreifenden Deutung) Schillers Sätze über das „Gefühl des Erhabenen" nach: es „ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von Wehsein, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußert, und von Frohsein, das bis zum Entzücken steigen kann", und halte neben diese Schilderung die Darstellung des ekstatischen Erlebnisses, die Ludwig Klages gibt[1]): „Im Übergangswegstück jeder Ekstase ... aus sprengender oder schmelzender Entselbstung in die ... Erfüllung bricht aus den Tiefen der Seele ein Chaos aller Gefühle hervor. ... Was im bloßen Gefühl auseinandertritt zu äußersten Gegensätzen, wie Lust und Unlust, Freude und Leid, ... Triumph und Angst, Süßigkeit und Bitternis, findet sich hier in ein unauftrennbares Ganze verknotet. 'Aus der höchsten Freude tönt der Schrei des Entsetzens ...' (Nietzsche). Wer das niemals erlebte, der stütze sich auf überleitende 'Mischgefühle': etwa die sehnsuchtsvolle Süßigkeit der Wehmut, die beglückende Beklommenheit der Erhabenheitsschauer ...." Man versuche ferner, den Bedeutungsgehalt des folgenden Satzes auszuschöpfen: „Wenden wir ... den Blick auf den rauschhaften Preisgebungsüberschwang, indem wir etwa an das Blutopfer des Kriegers im Kampfe denken, die bevorzugte Opferform heroischer Völker, wie sie Schiller im 'Reiterlied' unvergänglich zum Ausdruck bringt: 'Und setzet ihr nicht das Leben ein, Nie wird euch das Leben gewonnen sein', so mag es uns vollends deutlich werden, warum alle Größe und Tiefe und Weite des Lebens dahinschwände mit der Tragik des Lebens und weshalb nur im Untergehen Erfül-

[1]) 'Vom kosmogonischen Eros'.

lung ... liege."[1]) Man erinnere sich dabei unserer Deutung des an den „Staub" und „Lebenslampenschimmer" gefesselten „lohen Ätherstrahls" und halte daneben Schillers schwelgende Schilderung seines Planes zu einer Idylle 'Des Herakles Vermählung mit Hebe', die „vom Übertritt des Menschen in den Gott" handeln sollte: „Denken Sie sich den Genuß, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, ... keinen Schatten, keine Schranke ... mehr zu sehen! — Mir schwindelt ordentlich, wenn ich an ... die Möglichkeit ... denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüt nur erst ganz frei ... ist; ich nehme dann ... den ganzen ätherischen Teil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden." Man betrachte endlich diese Sätze im Lichte eines einzigartigen Bekenntnisses (wie es unterm Eindruck einer seelenentflammenden Dichtung des Ariost einmal verräterisch hervorbricht): „Man schwimmt in einem reichen, unendlichen Element und wird seines ewigen identischen Ichs los", und es drängt sich immer zwingender die Vermutung auf, der Schlüssel zum Verständnis des Schillerschen Genius liege in seiner Verwandtschaft mit dem heroisch-ätherischen Genius Hölderlins.[2])

---

[1]) Aus dem Kapitel 'Vom Ursinn des Opfers' in 'Der Geist als Widersacher der Seele' von Klages.

[2]) Wir verweisen hier auf einige Literaturstellen: auf die erste Gegenüberstellung des Hölderlinschen und des Goethischen Genius in 'Mensch und Erde' von Klages; auf Hans Kern: 'Friedrich Hölderlin' (Stettin 1927); auf meinen Versuch einer Hölderlin-Darstellung in den 'Horen' 1928/29, V, 9, und schließlich auf das Kapitel 'Dichtung' in dem von mir herausgegebenen Buche 'Deutsche Kulturrevolution' (Berlin 1931), worin einige der wichtigsten methodischen Fragen einer grundsätzlich neuen Literaturforschung eröffnet werden. Was aber den ungeachtet der Verwandtschaft ihrer Urbilder bestehenden Unterschied zwischen Schiller und Hölderlin anlangt, so mag man das Unentbehrliche darüber in dem schönen Hölderlin-Kapitel von Max Kommerell a. a. O. nachlesen. Dazu fügen wir — einer noch tiefer führenden Unterscheidung von Klages folgend — den Hinweis an: beider elementares Wesen drängt nach ekstatischer Entselbstung; der ekstatische Charakter Schillers aber ist sprengender Natur, titanisch von unten nach oben durchbrechend, während Hölderlins Wesen, von oben angesogen (symbolisch: vom Adler geholt), zur schmelzenden Ekstasis neigt.

Wie der metaphysische Sinn der Empedokles-Tragödie Hölderlins demjenigen des Schillerschen Heraklesplanes sehr nahe kommt, so ist es durchaus nicht — wie man bis heute glaubt — eine unfaßliche Verirrung, sondern beruht auf dem hellsichtigen Blutgefühl der Seelenverwandtschaft, wenn Hölderlin sich für sein dichterisches Schaffen Schiller, für sein Drama die 'Räuber' zum Vorbilde wählt und im 'Don Carlos' die „Zauberwolke" verehrt, worein ihn der Gott seiner Jugend gehüllt. Daß auch Schiller diese Verwandtschaft empfunden hat, bezeugt sein merkwürdiges Verhalten, als er — gleichsam inmitten stehend zwischen dem heraufleuchtenden Widerschein der eigenen Jugend und den eben erarbeiteten Wertmeinungen der Klassik — Goethes Urteil über einige Dichtungen Hölderlins erkunden möchte und dabei den Namen des Verfassers verschweigt. Nach allem, was wir oben über die Klassik gesagt haben, ist es nur folgerichtig, daß Goethe, ihr Gesetzgeber, nicht das mindeste Verständnis hat für diesen dem Elementaren zugewandten Dichter und die „Menschenmalerei" vermißt, „worauf doch am Ende alles ankommt". Allein auch nach noch schärferer Ablehnung Goethes zögert Schiller merkwürdig lange, den Sänger einer rätselhaft vertrauten Klangwelt aufzugeben[1]), und wenn er — wie einen inneren Widerstand überwindend — den Namen preisgibt: „denn kurz, es ist Hölderlin", und bekennt: „Aufrichtig, ich fand in diesen Gedichten viel von meiner eigenen sonstigen Gestalt, und es ist nicht das erstemal, daß mich der Verfasser an mich mahnte", so ist vielleicht dies „Mahnen", weit über den bewußt gemeinten Sinn hinaus, von tiefster Bedeutung. Denn in Hölderlin tritt ihm der jüngere Bruder des eigenen Genius entgegen, freilich zur Unzeit, in einem Augenblick nämlich, da Schiller durch Kants Philosophie hindurchgegangen und bereits in den Bannkreis des klassischen Kulturprogramms geraten ist. Und wie er hier sich selber verleugnet,

[1]) Genauer: nicht er läßt Hölderlin fallen, sondern dieser reißt sich von ihm los, und Schiller verharrt teilnehmend, gütig, unschlüssig, im Innersten angerührt und dennoch außerstande, die völlig unallegorische Echtheit der frommglühenden Götterkindschaft Hölderlins ganz zu verstehen, und begnügt sich mit der Schülerschaft des so viel dürftigeren Humboldt.

so sucht er nun auch den jungen Landsmann für die klassischen Lehren zu werben und in ihrem Sinne zu zähmen. Doch es kommt der Tag, an dem Hölderlin ihm (und Goethen) folgende Abrechnung zuschickt:

> Pflanzt keinen Zedernbaum in eure Scherben! . . .
> Begrabt sie nur, ihr Toten, eure Toten!
> Und preist das Menschenwerk . . .
> Versucht es nicht, das Sonnenroß zu lähmen,
> Laßt immerhin den Sternen ihre Bahn!

In stolzer Selbstgewißheit beschwört dieser adligste Fremdling der Zeit sein „glühend Element"; denn der Gott, der ihn entflammt,

> Zum Joch ist nicht der Herrliche geboren,
> Der Genius, der aus dem Äther stammt.

Und Schiller, der selber wenige Jahre später sein Protestgedicht 'An Goethe' richtet, bessert und mildert mit roter Tinte diese leidenschaftliche Anklage Hölderlins gegen die Klassik, statt sie zu — widerlegen!

Schiller selbst hat es einmal ausgesprochen, daß die Kurve seines Lebens an der Geschichte seiner Begegnungen abzulesen sei. Betrachten wir diese Begegnungen mit Körner, Kant, Hölderlin, Goethe allein im Hinblick auf sein nach Ausgestaltung im Werke drängendes Urbild und unter Berücksichtigung der jeweiligen Reifestufe und Lebenslage, innerhalb deren sie geschahen, so sehen wir uns zu der Erkenntnis gedrängt, daß über ihnen allen ein Verhängnis gewaltet hat. Das aber hinwieder ist nur der schicksalsmäßige Ausdruck dafür, daß in Schiller eine heroische Seele vergeblich die Tragödie als das Triumphlied ihres elementaren Wesens gesucht hat.

Ausblick.

Im selben Maße, als in den letzten Jahren das Versagen der logozentrischen Denk- und Wertungsweise offenbar geworden ist und das gräkojudaische Weltbild an Überzeugungskraft verloren hat, ist auch die innere Widersprüchlichkeit Schillers mehr und mehr gesehen worden. Man hat auf Auswege gesonnen, sich

ihrem quälenden Anspruch auf Ausdeutung und grundsätzliche Erneuerung unseres Schillerbildes auf zweierlei Weise zu entwinden. Die einen versuchten es damit, den Dichter und zumal den Dramatiker Schiller beinahe zu verleugnen, um desto eindringlicher auf den Kulturlehrer und ästhetischen Erzieher hinzuweisen, damit man nur ja im Rahmen des üblichen Wertschemas der europäischen Bildungsgemeinschaft bleiben könne. Sie sahen nicht, daß in Schiller der erste Durchbruch des germanischen Wesens zur Tragödie und damit zu einer tragischen Kultur geschah, vor der — wie sich bei Nietzsche und Klages zeigt — die Wertungen der sokratisch-christlichen Zivilisation nicht mehr bestehen können. Die andern aber, in dem unausrottbaren bürgerlichen Hang, Widersprüchlichkeiten und selbst metaphysische Gegensätze dadurch aus der Welt zu schaffen, daß man sie für „Polaritäten" erklärt, brachten es fertig, den tödlichen Kampf Schillers gegen Schiller als „Grundspannung" zwischen „Gestalt und Seele", „Materie und Idee", „Gesetz und Freiheit", „Ästhetischem und Ethischem", „Südlichem und Nordischem", „Welt und Gott" auszugeben und gar als seine „deutsche Sendung" zu verhöhnen. Diese Antithesen, die sich beliebig häufen lassen, sind gedanklich unscharf oder bezeichnen nur den alten Scheingegensatz zwischen Geist und Stoff, und damit enthüllt sich das ganze Verfahren als ein flaches Gerede, das nur aufs neue beweist, daß sich kein wesentliches Problem der Literaturforschung mit den Mitteln logozentrischen Denkens bewältigen läßt.

Damit kommen wir zu einem letzten Wort über die wirkliche Bedeutung der deutschen Klassik, die sich im Nebeneinanderstehen Goethes und Schillers verkörpert. Der Gegensatz zwischen beiden beruht auf der Verschiedenheit ihrer Urbilder. Kennzeichnungen wie die bekannte Gegenüberstellung des „Realisten" Goethe und des „Idealisten" Schiller sagen uns heute gar nichts mehr. Wir begreifen vielmehr Goethe als den größten deutschen Weisen, bei dem sich deutlich die neuen Wertungen eines biozentrischen Weltbildes herauszubilden beginnen. Dies neue Weltbild umfaßt drei Bereiche: die Wiedererweckung einer „natürlichen Religion", die nicht Erlösungs-, sondern Ehrfurchts-

religion ist und in deren Mittelpunkt das alte Symbol der Großen Mutter steht; die Erneuerung des Menschenbildes durch die Entdeckung der Vorzugsstellung der schöpferischen Seele vor dem bewußten Geist und Willen; und die Befreiung des wissenschaftlichen Denkens aus dem fesselnden Subjektivismus der idealistischen und mechanistischen Weltverfälschung, das heißt: die Umwandlung der Naturwissenschaft in eine Erscheinungs- und Lebenswissenschaft. Demgegenüber begreifen wir Schiller als den ersten Erneuerer der Tragödie aus deutscher Seele, aber zugleich auch als das edelste Opfer der Geisterschlacht, deren Ausbruch den Beginn einer „deutschen Kulturrevolution" bezeichnet und die bis zum heutigen Tage noch nicht entschieden ist. Kant, der Systematiker der logozentrischen Weltauslegung eines Plato und Paulus wie aber auch eines Descartes und Newton, steht als Verkörperer der gräkojudaischen Denk- und Wertungsweise außerhalb der deutschen Kulturerneuerung. Goethes Ahnenreihe hingegen steigt über Hamann und Herder, Paracelsus und Bruno zu Heraklit hinauf. Schiller hinwiederum ist ohne Shakespeare und Aeschylus nicht zu denken; er erst wirft auf den quelltiefen See der Goethischen Weisheit das elementare Leuchten eines wiewohl noch mit Gewölken ringenden heroischen Glanzes, der aus verschollenem Seelenerbe germanischen Blutes hervorbricht.

So verstanden sind Goethe und Schiller Verkörperungen des gräkogermanischen Wesens, der eine Sucher und Bildner einer biozentrischen Wertordnung, der andere Verkünder eines tragisch-heroischen Weltgefühls. Und so möchte im Lichte eines Seherwortes die ahnungsvolle Frage Friedrich Hebbels erscheinen:

... Goethe und Schiller —
Sind sie nicht Schultern vielleicht für ein künftiges Haupt?

Ein Goethebrief aus der Weimarer Frühzeit

Goethe an den Grafen Heinrich XXVI. Reuß-Ebersdorf

Mitgeteilt von Robert Hänsel (Schleiz)

Hochgebohrner Reichsgraf
gnädiger Herr,

Auf Ew. Exzell. Verlangen einige Urkunden aus unserm Archive abschrifftl. zu besizzen haben Durchl. der Herzog, so gleich dem Archivarius Neuberger den Auftrag gegeben ein Verzeichniss derer die Hochdieselben interessiren könnten einzureichen, es ist auch dieses geschehen, und er hat Befehl erhalten ohne weitern Zeitverlust Ew. Exzell. die Abschrifften zuzuschicken.

Der Todt dieses wackern Manns der vor kurzem erfolgt ist hat dieser Sache einen neuen Anstand gegeben, der sich doch gleich dadurch wieder hebt: dass der Hr. Canzler Schmidt nunmehro ohnermangeln wird das von dem Seeligen unvollendete, zu Ew. Exzell. hoffentlicher Zufriedenheit ohngesäumt zu erfüllen.

Mit ausnehmendem Vergnügen über Ew. Exzell. gnädiges Andencken unterzeichne mich mit vollkommner Ehrfurcht

Ew. Exzell.
unterthänigen
Diener
Goethe.

Weimar d. 13. Febr.
1778.

In seinem Schreibkalender auf das Jahr 1777 verzeichnet Goethe für den 12. November den Besuch von „Graf Reuss." (Tageb. 1, 53). Dieser Graf war Heinrich XXVI. Reuß-Ebersdorf, der 1796 gestorben ist und als fleißiger Bearbeiter der reußisch-vogtländischen Geschichte, ja als der Vater dieser Geschichtsforschung gilt. Seine Studien führten

ihn auch in die Archive in Weimar, mit deren Beamten er seit 1775 brieflich in Verbindung stand. Wie der erhaltene Briefwechsel (Thür. Staatsarchiv Weimar A 11044 und Fürstl. Reuß. Hausarchiv Schleiz III Schr. 76) bezeugt, ging daraus eine herzliche Freundschaft mit dem Legationsrat und Geh. Archivar Jakob Heinrich Neuberger hervor, die durch den Besuch des Grafen in Weimar im November 1777 nur noch inniger wurde. Zahlreiche Urkundenabschriften, Regesten und Siegelabdrücke zur vogtländischen Geschichte gingen mit Erlaubnis des Herzogs von Weimar nach Ebersdorf. Als eine Reise des Herzogs nach Gotha und die anschließende Jagd im Eisenachschen Ende des Jahres 1777 die herzogliche Erlaubnis zur Übersendung weiterer Urkundenabschriften zu lange hinausschob, schrieb Neuberger dem Grafen am 5. Januar 1778, daß „ein kurzes Erinnerungsschreiben an den Herrn G. L. R. Goethe wohl nicht schaden dürfte". Darauf antwortete der Graf am 31. Januar: „Ich habe die Sache bei Herrn Geh. L. R. Goethe erinnert und ihn zur Beförderung des Fürstlichen Befehls wegen dieser Communication aufgefordert". Dieser Brief traf den Legationsrat Neuberger jedoch nicht mehr lebend an; am 1. Februar war er gestorben. Nach einer Mitteilung des Archivbeamten Johann Christian Meyer an den Grafen wurde der Brief dem Geheimen Rat und Kanzler Achatius Ludwig Karl Schmid übergeben, der die Einlage an Goethe weiterbeförderte. Goethe schrieb darauf an den Grafen eigenhändig den oben mitgeteilten Brief, der im Fürstlich Reußischen Hausarchiv in Schleiz noch erhalten ist und der, wenn auch sein Inhalt nichts Besonderes bietet, doch als einer Zeit angehörend, aus der nur wenige Briefe Goethes erhalten sind, nicht unwillkommen sein wird: er lehrt den Ton kennen, in dem der junge Geheime Legationsrat mit Angehörigen des Hochadels damals verkehrte.

Der Webergeselle Schneidler

Mitgeteilt von **Wilma Biskanter** (Bremen)

An einen Berliner Freund, den Geheimen Obermedizinalrat und Leiter des preußischen Medizinalwesens Staatsrat Johann Gottfried Langermann, schreibt Goethe am 16. Oktober 1824:

„Nun eine freundliche Bitte wegen des Beikommenden. Ein wundersam-hübsch natürlich sich ausdrückender junger Mensch bittet mich, weil er arm sei, um meine Werke; ich schicke ihm hiebei, was ich am nötigsten halte, und bitte Sie, ihm das Paketchen sicher zukommen zu lassen. Vielleicht gibt es Ihnen eine psychische Unterhaltung, wenn Sie ihn vor sich fordern und es ihm selbst überreichen."

Der Brief, mit dem sich dieser junge Mensch an Goethe gewendet hat, ist kürzlich wieder aufgetaucht (Goethe- und Schiller-Archiv). Er verdient mitgeteilt zu werden, nicht nur um des Wohlgefallens willen, das er dem Dichter erregt hat, sondern auch als ein beachtenswertes Zeugnis der tiefen Wirkung, die Goethe unmittelbar auf ein einfaches menschliches Gemüt ausgeübt hat. Der Brief lautet:

Verehrungswürdiger Greis!

Verzeihung, daß ich mir die Freiheit nahm, diesen Brief an Sie zu schreiben; wäre das Glück nur im geringsten mich günstig gewesen, ich müßte persönlich den Mann kennen lernen, den ich jetzt nur in der Ferne verehren kann. Nur einige von Ihren Werken habe ich erst gelesen, es waren 'Werthers Leiden' und die 'Wahlverwandtschaften', und 'Stella' sah ich erst kürzlich zwei Tage nach Ihrem Geburtstag, den ich erst diesen Abend im Schauspielhaus feierte, er war ein schöner, mir unvergeßlicher [Tag] in meinem Leben, den ich an der Seite eines wahren,

mitempfindenden Freundes doppelt schön genoß. Was ich aus diesen wenigen von Ihren vielen Werken weiß und lernte, wird auf mein ganzes Leben den größten Einfluß haben, denn ein zweites, schönres Leben ist daraus für mich hervorgegangen, daraus lernte ich erst dieses Lebens schönste Seiten kennen, die ich vorher nicht gekannt.

Ihre Werke zu besitzen war seit der Zeit mein sehnlichster Wunsch; allein da ich zu unvermögend bin, um mir je diesen Wunsch selbst zu erfüllen, werde ich ihn wohl aufgeben müssen und denken, wie in Ottiliens Tagebuch steht: „Wir sind nie entfernter von unsern Wünschen, als wenn wir uns einbilden, das Gewünschte zu besitzen.“ Gern bäte ich, wie einst Friedrich der Große Voltairen um seine Werke bat, auch Ihnen darum, allein ich bin ja nur ein Webergeselle, der das Erbetene nicht königlich belohnen kann. Die Armen sie befahren nur des schönen Lebens öde Küste.

Noch einmal verzeihen Sie, daß ich mir eine Titulatur bediente, die mir schon Ihr Stand verbot; allein ich fand sie viel natürlicher und zwangloser, auch glaubte ich Ihnen nicht damit beleidigen zu können. Wenn es nicht Unbescheidenheit wäre, so würde ich Sie um Antwort von Ihrer eignen Hand geschrieben bitten, damit ich etwas von einem Manne besäß', den ich so innig liebe und verehre. Ich bin und bleibe

Ihr

Aufrichtiger Verehrer

Der Webergeselle Schneidler.

Wohnhaft Hospitalstraße Nr. 35 bei meinem Stiefvater, den Weber Mahnitz.

Berlin, den 12. September 1824.

Sachlich ist diesem Schreiben nur weniges hinzuzufügen.

'Stella', aus dem „Schauspiel für Liebende“ zum Trauerspiel umgearbeitet, war schon am 5. September 1821 von Pius Alexander Wolff für die Berliner Bühne „von den Toten wieder erweckt“ worden. Damals äußerte Zelter seine Unzufriedenheit mit dem neuen Schlusse: „Die Treue, von der Leidenschaft be-

siegt, geht, wie enterbt, leer aus und kommt sogar ums Pflichtteil, den Trost" (Max Heckers Ausgabe des 'Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter', Insel-Verlag, Bd. 2 S. 126). Die Darstellung wurde am 9. September wiederholt und war, wie Wolff dem Dichter berichtet hatte, „von der größten Wirkung und mit dem lebhaftesten Beifalle aufgenommen" worden. Die in unserm Brief erwähnte Vorstellung des 30. August 1824 hatte zu Ehren des Geburtstages des Dichters stattgefunden. Vorangegangen war eine Vorführung des „ländlichen Gemäldes" in einem Akte 'Die Rosen des Herrn von Malesherbes' von Kotzebue. Frau Auguste Stich, die spätere Frau Crelinger, die große Tragödin, hatte die Stella gegeben; Frau Fleck-Schröck, mehr für das Lustspiel als das Trauerspiel geeignet, war Cäcilie gewesen und Fräulein Auguste Brandes die schnippische Lucie.

Eine Besprechung dieser Aufführung steht erst in Nr. 217 der 'Berlinischen Nachrichten Von Staats- und gelehrten Sachen' (Haude und Spener) vom 15. September 1824. Hier heißt es: Madame Stich „erfüllte als Stella die Aufgabe Goethes, den glühenden Enthusiasmus nicht allein darzustellen, sondern auch uns ihre Gefühle mitzuteilen und uns mit sich fortzureißen, ganz. Madame Schröck dagegen erfüllte von der Aufgabe des Dichters an Cäcilie, das anfänglich schwach und gedrückt erscheinende Weib bald hinter sich zu lassen und als eine freie Gemüts- und Verstandsheldin vor uns im größten Glanze zu erscheinen, nur den Anfang, und doch scheint mir die Aufgabe nicht schwer, am wenigsten für eine so lang und viel geübte und so wohlbegabte Künstlerin. Mademoiselle Auguste Brandes milderte heute die ihr eigene Keckheit; sie gab die Lucie, wie Goethe es will, ohne alle Spur von Dünkel und Naseweisheit." Ob Goethe diesen Bericht gelesen hat, der wie üblich ohne Verfassernamen erscheint, aber sicher von dem ständigen Kritiker Friedrich Schulz herrührt, läßt sich nicht feststellen.

Die Betrachtung aus 'Ottiliens Tagebuch' findet sich im Anhang zum 5. Kapitel des Zweiten Teiles der 'Wahlverwandtschaften'.[1]

[1] 'Maximen und Reflexionen' (Heckers Ausgabe in den 'Schriften der Goethe-Gesellschaft' Bd. 21) Nr. 42.

„Meine Sachen können nicht populär werden", hat Goethe am 11. Oktober 1828 zu Eckermann gesagt. „Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind." Das Schreiben unsres schlichten Webergesellen, der ein Geistesverwandter jenes Barbiergesellen Rolsch gewesen zu sein scheint, von dem Jean Paul vor Zeiten so rührend unbeholfene Schilderungen Weimars erhalten hat ('Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft', Bd. 8 [1921] S. 174), dieses Schreiben ist uns ein Zeugnis dafür, daß die „einzelnen" nicht nur auf der Höhe sozialen Lebens gefunden werden. Nicht Herkunft und Vorbildung sind das Entscheidende für die tiefe Wirkung, die der Gefühlsinhalt der Goethischen Dichtung ausüben kann. Diese Dichtung ergreift die Seelen, die „ein zweites, schöneres Leben" suchen. Die innere Bemühung um des Lebens tiefsten Sinn ist Voraussetzung für den lebendigen Eindruck; demjenigen, der hier mit ganzer Seele sucht, wird sich die Wirklichkeit der geistigen Welt nicht verbergen.

Eine Antwort Langermanns auf Goethes Brief liegt nicht vor; es ist nicht bekannt, in welcher Weise er sich seines Auftrages entledigt hat. Auch von einem Dank des Beschenkten zeigt sich keine Spur. Von der Persönlichkeit und den Lebensumständen des Webergesellen Schneidler wissen wir nichts zu sagen; er scheint sich immerhin größerer Bildung als der wackere Rolsch erfreut zu haben: er hat Kunde von dem Verhältnis des großen Friedrich zu Voltaire, und sein Brief, sauber und nett mit fast zierlichen Buchstaben geschrieben, ist zwar nicht von Anklängen der Mundart, aber von Verstößen gegen die Rechtschreibung durchaus frei. Längst ist sein Name vergessen gewesen. Nun findet er hier in seiner Berührung mit Goethe ein bescheidenes Nachleben, ein Eintagsmücklein, das, in das glänzende Gefängnis des Bernsteins eingeschlossen, seinen Tod überdauert.

Eine Ergänzung des Goethe-Schillerischen Briefwechsels, eine bislang unbekannte Übersetzung Goethes

Von **Max Hecker** (Weimar)

Am 13. August 1796 schreibt Goethe an Schiller: „Was sagen Sie zu beiliegender Wundergeschichte? Sie ist aus der Florentiner Zeitung genommen; lassen Sie es doch abschreiben und teilen es einigen Freunden mit. Merkwürdig ist das Mandat, das man zu gleicher Zeit, zur Sicherstellung der französischen Kommissarien, die man erwartet, vom Quirinal publiziert hat: es werden darin die unmittelbarsten, strengsten Strafen demjenigen, der sie nur im mindesten beleidigte oder sich bei allem, was geschehen könnte (wahrscheinlich ist der Transport der Kunstsachen gemeint), nur im mindesten regte und rührte, ohne prozessualische Form angedroht."

In kriegerische Zeit sind wir zurückversetzt. Victor Amadeus III., seit 1773 König von Sardinien und als solcher auch Herrscher in Savoyen, Aosta, Piemont und Nizza, ein prunkliebender Freund militärischen Glanzes, dem nach eigenem Geständnis ein Tambur mehr galt als ein Gelehrter, den beiden Brüdern des unglücklichen Königs von Frankreich Ludwig XVI., dem Grafen Ludwig Stanislaus von Provence und dem Grafen Karl Philipp von Artois, als Schwiegervater nahestehend, war am 10. September 1792 der österreichisch-preußischen Koalition gegen die französische Republik beigetreten; er hatte im Verlauf weniger Monate bedeutende Teile seines festländischen Besitzes verloren: am 27. November 1792 war das Herzogtum Savoyen, am 31. Januar 1793 die Grafschaft Nizza dem Gebiete Frank-

reichs einverleibt worden. Erst waren die französischen Gedanken siegreich gewesen, nun waren es die französischen Waffen. Indessen gab sich Victor Amadeus noch nicht geschlagen. Er schloß am 25. April 1793 einen Subsidienvertrag mit England; im Laufe des Jahres traten auch die meisten anderen italienischen Staaten in den Krieg ein: Parma und Piacenza, Modena, Mailand. Am 1. September 1793 schloß sich König Ferdinand I. von Neapel den Verbündeten an; er war ein Bourbone, seine Gemahlin Karoline Marie die Schwester der französischen Königin Marie Antoinette. Am 8. Oktober folgte, durch englische Drohungen gezwungen, Großherzog Ferdinand III. von Toscana, ein Habsburger, der zweite Sohn Kaiser Leopolds II. und Bruder des Kaisers Franz II. Des Papstes Pius VI. Haltung blieb unentschieden; doch war die römische Stimmung den Franzosen feindlich: schon am 13. Januar 1793 hatte in Rom ein Volksaufstand stattgefunden, bei dem der französische Gesandte Basseville ermordet worden war. Neutral blieben nur Genua und Venedig, jenes durch ausgeliehene Kapitalien an Frankreich gebunden, dieses durch seine Gegnerschaft zu Österreich von der allgemeinen Sache ferngehalten. Die französischen Truppen, in zwei Heere, die nördliche Alpenarmee und die südliche Italienische Armee geteilt, machten nur langsame Fortschritte; erst im April 1794 waren die Pässe des Großen und Kleinen St. Bernhard sowie ein großer Teil des Tales von Aosta in der Hand der Alpenarmee, wodurch die piemontesische Hauptstadt Turin unmittelbar bedroht war; die Italienische Armee hielt im Süden die Riviera von Finalborgo und Vado bis nach Genua besetzt. Ein wesentlicher Gewinn für Frankreich war es, daß Toscana am 9. Februar 1795 Frieden schloß; doch die folgenden Monate brachten empfindlichen Rückschlag: am 25. Juni griffen die Österreicher die Italienische Armee bei Vado an und zwangen sie zum Rückzug auf die Höhen von Albenga. Die Lage der Franzosen ist bedenklich; ihre Soldaten, schlecht gekleidet und durch gewissenlose Heereslieferanten um die Notwendigkeiten des Lebensunterhaltes betrogen, haben weder Fleisch noch Brot. Da erscheint auf dem Kriegsschauplatz der Italienischen Armee der sechsundzwanzigjährige General Napoleon Bonaparte, dem die

Niederwerfung des Pariser royalistischen Aufstandes am 5. September 1795 das unbedingte Vertrauen der Regierung gewonnen hat; sein weit aussehender Plan geht dahin, Piemont und die ganze Lombardei zu erobern, um von Süden her, von Tirol aus, auf Bayern vorzustoßen. Am 10. April 1796 wird der Feldzug erneuert; eine rasche Folge von Schlachten, in denen sich der österreichische Feldzeugmeister Johann Peter v. Beaulieu, ein einundsiebzigjähriger Greis zwar, doch immer noch hartnäckig und unternehmend, trotz der „Kühnheit der Wut", die er nach Napoleons Wort an den Tag legt, dem Glück und Feldherrngenie des wagemutigen jungen Gegners nicht gewachsen zeigt, zwingt dem König Victor Amadeus schon am 28. April einen bedingungslosen Waffenstillstand auf, dem am 15. Mai der förmliche Friedensschluß in Paris folgt. Nach dem Sieg über Piemont wendet sich Napoleon gegen Parma; eben überschreitet er die Trebbia, da sendet Herzog Ferdinand, auch er ein Bourbone, Zögling des Philosophen Condillac, Unterhändler, die um Frieden bitten. Am 9. Mai kommt ein Waffenstillstand zustande, und Parma wird der erste Staat, an dem sich französische Raubgier entlädt: nicht nur muß das blühende, aber doch kleine Land 2 Millionen Livres zahlen, 10000 Zentner Frucht und 5000 Zentner Hafer, 1700 Pferde und 2000 Ochsen ausliefern, es sieht auch seinen Kunstbesitz um zwanzig wertvollste Gemälde geschmälert; darunter ist Correggios berühmte Madonna mit dem heiligen Hieronymus, und vergebens erbietet sich Herzog Ferdinand zur Zahlung weiterer 2 Millionen, seiner Hauptstadt das herrliche Kleinod zu erhalten. Inzwischen hat sich Napoleons Hauptgegner in die Lombardei zurückgezogen: Beaulieu; ihm gilt der nächste Schlag: am 8. Mai haben die Franzosen bei Piacenza den Po überschritten, sie besiegen die Österreicher am 10. bei Lodi, am 17. zieht Napoleon in das republikanisch aufjubelnde Mailand ein. Drei Tage später, am 20. Mai, erkauft Herzog Ercole III. Rinaldo von Modena einen Waffenstillstand mit ungeheuerer Kriegskontribution und der Hergabe von 20 Bildern; nach 3 Wochen, am 5. Juni, verpflichtet sich König Ferdinand von Neapel zur Einstellung der Feindseligkeiten. Papst Pius VI., der schon im Vorjahre offen auf die Seite der

Verbündeten getreten war, den Krieg freilich mehr mit Bannflüchen und apostolischen Sendschreiben als mit Waffen geführt hatte, sieht am 19. Juni die nördlichen Städte des Kirchenstaates Bologna und Ferrara in die Hand der Franzosen fallen und bequemt sich am 23. Juni zu einem Waffenstillstand. Der spanische Gesandte beim päpstlichen Stuhle d'Azara ist der Vermittler. Die Bedingungen sind hart: alle Häfen des römischen Staates sollen den Feinden der Republik verschlossen werden, die Citadelle von Ancona wird den Franzosen eingeräumt, 21 Millionen Livres sind zu zahlen, und zwar 15½ Millionen in bar, der Rest in Lebensmitteln und Waren, und damit auch hier der schnöde Kunstraub nicht fehle, werden französische Kommissarien abgeschickt, denen nach ihrer Auswahl 100 Gemälde, Büsten und Statuen und 500 Handschriften ausgeliefert werden müssen; unter den Büsten sind die der beiden Brutus, der republikanischen Freiheitshelden.[1]) Das römische Volk murrt, in seiner politisch-religiösen Erbitterung aufgestachelt durch fanatische Mönche und Priester; man erhofft von den Heiligen des Himmels Unterstützung gegen die französischen Gottesleugner und Kirchenschänder, und von Mund zu Mund gehen Berichte tröstlicher Wunderzeichen, mit denen verehrte Bildsäulen der Madonna die Teilnahme der Weltenkönigin kundtun. In der Poebene ist unterdessen Beaulieu nach Tirol abgedrängt worden, Mantua wird eingeschlossen und vom 26. Juli an bombardiert. Zwar muß die Belagerung vor dem andringenden Generalfeldmarschall Grafen v. Wurmser am 31. zunächst wieder aufgehoben werden, aber auch Mantuas Schicksal wird sich nach wenigen Monaten vollenden.

Und so haben wir uns denn jenem Zeitpunkte genähert, in dem jener Goethische Brief vom 13. August 1796, von dem wir ausgegangen sind, geschrieben worden ist. Aber wir müssen noch einmal umkehren, von kriegerischer Weltgeschichte übergehend auf das friedliche Gebiet der Literatur.

---

[1]) Die Verwahrlosung, der im Pariser Musée Napoléon die herrlichsten Kunstschätze, so das Wunderwerk der Madonna della Sedia, im Laufe der Folgezeit anheimfielen, schildert Varnhagen im 24. Abschnitt seiner 'Denkwürdigkeiten des eignen Lebens'.

Johann Heinrich Meyer, Goethes Freund und Kunstberater seit gemeinsam verlebten römischen Tagen, seit November 1791 des Dichters Hausgenosse in Weimar, war am 2. Oktober 1795 zu einer Reise nach Rom aufgebrochen; er sollte Vorstudien zu einem großgedachten Werke machen, in dem die „Weimarischen Kunstfreunde“ eine umfassende Schilderung Italiens in allen seinen physikalischen, politischen, kulturellen, künstlerischen Zuständen zu geben gedachten. Goethe selbst beabsichtigte nach einiger Zeit nachzufolgen. In Rom füllte Meyer, ein mittelmäßiger Maler, aber ein bedeutender Kunstgelehrter, während arbeitvoller Wochen zahllose Blätter mit peinlich genauen Bemerkungen über die Schätze der Kirchen und Paläste und Museen; wenn der Kunsthort Roms im dichten Netz gedrängter Notizen aufgefangen wäre, sollte die Fahrt nach Neapel weitergehen. Da machen Napoleons Erfolge in Ober- und Mittelitalien den schönen Plänen ein unwillkommenes Ende. Zwar ist Meyer noch am 18. Mai 1796 zur Reise nach Neapel entschlossen; aber vier Wochen später, am 15. Juni, hält er es doch für geratener, sich nach Florenz, der Hauptstadt Toscanas, zurückzuziehen. Toscana ist seit dem Friedensschluß vom 9. Februar 1795 neutral geblieben; zwar läßt Napoleon, mit Mißtrauen erfüllt gegen den Großherzog Ferdinand III. als den Bruder und möglicherweise den Nachfolger des Kaisers Franz, am 28. Juni 1796 die Hafenstadt Livorno besetzen, dennoch erfreut sich der Staat und seine Hauptstadt einer gewissen, wenn auch bänglichen Sicherheit und Ruhe. Auch darf Meyer hoffen, als Bürger der neutralen Schweiz unangefochten zu bleiben. Etwa am 20. Juni ist Meyer in Florenz angelangt; den ersten Brief an Goethe von Florenz aus schreibt er am 24. Juni. Dem vierten Briefe, vom 19.—21. Juli, legt er ein Stück einer Florentiner Zeitung bei, „welches“, so sagt er, „ich eigens angeschafft, daß es unsre Sammlung merkwürdiger Schriften ziere“. Bei seinen Briefen hat sich auch dieses Blatt erhalten, Quartformat, schlechtes Löschpapier, bedruckt mit stumpfen, oft verschmierten Lettern. Der Text lautet:

Roma 16. Luglio.

Siamo in questa Città spettatori di alti prodigi. Era noto che in Ancona e altre Città della Marca alcune Sacre Immagini di M. V. avevano aperti, serrati, e voltati gli occhi; or nella mattina del decorso sabato 9. corr., alcuni devoti, fra quali anche qualche Religioso, essendosi fermati ad orare alla Madonna detta dell' Archetto si accorsero che quella miracolosa Immagine girava ed alzava gli occhi: a tal prodigio accorse il popolo in tanta folla che convenne a' superiori di far porre una guardia di soldati per mantenere il buon ordine. Non si limitò il prodigio alla detta Sacra Immagine; ma lo stesso si vide in altre delle numerose che son collocate nelle pubbliche strade. Indi ne' giorni della domenica e lunedì si accrebbe il numero de' prodigi nell' Immagini di alcune Chiese, come in particolare di S. Maria del Popolo, di S. M. in Vallicella, di S. Marcello, degli Agonizzanti, de' Bonfratelli ec. Si è inoltre ammirato che due rami di giglio secchi, che erano attaccati al muro dove è l'Immagine della Madonna detta dell' Arco de' Pantani, spuntarono sabato scorso quattro verdeggianti bottoni, che sempre van crescendo. Sua Santità in vista pertanto di queste grandi meraviglie, per sempre più infervorare il popolo ad una sincera riconciliazione con Dio ha per mezzo dell' Eminentiss. Card. Vicario fatto pubblicare un Invito Sacro per le S. Missioni in 6. primarie Piazze: principiarono le medesime domenica, e termineranno mercoledì della ventura settimana. Il numeroso popolo si è portato perciò in folla in processione di penitenza da un' Immagine all' altra recitando Rosari e Litanie; le persone di qualità e di illustre condizione si sono unite a questi atti di devozione, e per varie sere si è veduta la Città illuminata a giorno, talchè tutto insieme ha eccitata la più tenera e devota compiacenza.

Mercoledì mattina si portò all' udienza del S. Padre il Sig. Cav. Azara dopo il suo ritorno, e fu accolto con somma gentilezza, e trattenuto lungamente.

Essendo prossimo l'arrivo de' Commissari Francesi in questa Capitale, mercoledì il giorno fu pubblicato il seguente Editto dell' Emo. Card. de Zelada Segretario di Stato.

„In seguito dell' accordato concluso coll' Armata Francese, mediante il quale si è allontanato il pericolo dell' ostile invasione, che sovrastava a quest' Alma Città ed anderà a stabilirsi una solida e permanente Pace fra le due Nazioni, resta convenuto, e permesso coll' espressa approvazione, ed assenso della Santità di N. S., che debbano, forse in breve portarsi in Roma alcuni Commissari Francesi, per trattare, e conferire di varj Emergenti, e dell' adempimento di diversi articoli, e condizioni relative all' accordo medesimo, che debbono facilitare la strada all' effettiva conclusione della Pace."

„Le massime della nostra S. Religione, il sacro dritto dell' ospi-

talità, l' inviolabile *gius* delle genti, la fede pubblica derivante dalla Sovrana annuenza: l' importanza di una formale Convenzione fra due Potenze: la rispettabile garanzia indotta dalla mediazione di S. M. Catt[olica].: l' interesse pubblico, e privato di ciascuno a conservare il buon ordine, la tranquillità, e la pace comune, esigono indispensabilmente, che tali Commissari Francesi vengano da tutti rispettati, ed urbanamente trattati. Il S. P. è nella ferma fiducia, che questo amato suo popolo ben conosca la forza di simil dovere, e nel tempo stesso resti convinto, che qualunque sia l'oggetto della venuta degli enunciati Commissari, subito che è autorizzata dal proprio Sovrano deve ciascuno ciecamente uniformarsi, e non può esser che utile al pubblico bene, come utile sarà sempre in realtà la perdita, ed il danno di una parte che serve a tener lontana la rovina, e la distruzione del tutto."

„Ciò nonostante a prevenire l' impeto di qualche inconsiderato, ma molto più le velenose insidie di qualche reprobo, che sotto il manto di zelo non lascetà forse d' ispirare sentimenti d'animosità, e di malcontento verso de' Commissarj, ci ha comandato la S. S. di pubblicare il presente Editto, col quale nel Pontificio suo Nome resta prescritto, e si fa a tutti noto, che li sudd[etti]. Commissarj debbano essere riguardati, e trattati colla dovuta convenienza, ed urbanità, come persone di rappresentanza pubblica, esistenti sotto la Sovrana sua Protezione, ed appartenenti ad una Nazione, con cui si è stipulato un accordo, e và a stabilirsi una Pace reciproca, e perciò chiunque di qualsivoglia età, grado, sesso, e condizione che avesse bisogno di speciale, ed individua menzione, ardirà in qualunque tempo, di fare la menoma ingiuria, o il più lieve insulto, o colle parole, o co' fatti, o per iscritto, ovvero userà qualsivoglia atto anche leggiero di dileggio verso le persone de' sudd. Commissari, ed altri Individui, e Nazionali Francesi, o loro famigliari, e dipendenti, o arrecherà ai medesimi alcun danno nella roba, sarà considerato, e giudicato come nemico della Patria, e dello Stato, reo di ribellione, e soggettato perciò irremissibilmente alla pena dell' ultimo supplizio, della confisca de' beni, e della perpetua infamia, incaricando perciò la medesima S. S. tutti i Tribunali ordinarj di quest' Alma Città ad invigilare colla maggiore accuratezza sull' adempimento di questa disposizione; e volendo altresì onninamente che contro i trasgressori rigorosamente procedano all' esecuzione delle pene enunciate, *sola facti veritate inspecta* con tutta prontezza, e con quelli altri privilegj di prova, e di giudizio che corrispondono all' importanza di simil delitto, senza che possa suffragare ad alcuno la scusa, ed il pretesto d' irritamento, e di provocazione, che avesse ricevuta, giacchè di questa deve portarne i suoi reclami ai legittimi Superiori."

„Alle stesse pene, o disposizioni sarà suggetto chiunque prestasse

consiglio ajuto, o favore a simili delinquenti, o in altra qualunque maniera se ne rendèsse complice, o partecipe, ovvero sì in pubblico, che in privato tenesse discorsi, che potessero essere d'istigazione, di avvaloramento, e d'incentivo alla trasgressione di questa Legge, quantunque non ne siegua l'effetto."

„Si dichiara inoltre, che ciascuno il quale benchè non complice, nè partecipe avrà notizia di qualunque de' trasgressori suddetti, sarà tenuto a rivelarlo ad alcuno degl' enunciati Tribunali ordinarj sotto pena della Galera per 10. anni, da incorrersi irremissibilmente in caso che mancasse a questa denunzia; E non solo il denunziante sarà tenuto segreto, ma volendo, riceverà anche un premio di scudi 500. da pagarglisi co' denari della R. C. A. tutte le volte, che somministri i soliti legittimi indizj per procedere contro i rei."

„Avverta pertanto ognuno di ubbidire, poichè altrimenti si procederà all' esecuzione delle pene imposte col massimo rigore, e senza speranza di grazia."

Dal Quirinale 13. Luglio 1796.

Aus welcher Zeitung das Blatt ausgeschnitten ist, läßt sich an ihm selbst nicht erkennen; es trägt die Seitenzahlen 463 und 464. Wahrscheinlich stammt es aus der 'Gazzetta Universale': von drei Nummern dieser Zeitung aus dem Juli und August 1797 (und von andern italienischen Zeitungen) zeichnet sich Goethe eine Charakteristik auf (Werke 34^{II}, 77), die er am 24. August auch dem Herzog Karl August mitteilt (Briefe 12, 468).

Es konnte nicht fehlen, daß diese italienischen Nachrichten in ihrer Darstellung des religiös-kulturellen Zustandes der römischen Volksseele, mehr noch in ihrer Beziehung auf die empörende Plünderung geweihter Kunststätten die Beachtung Goethes in höchstem Grade erregte; so schickt er an Schiller nach Jena eine Übersetzung des Blattes, eben am 13. August 1796. Diese Übersetzung mußte bisher als verschollen gelten. Sie ist vor kurzem aus ungeordneten Papieren wieder aufgetaucht (Goethe- und Schiller-Archiv). Zwar: was nun hier nach langer Verborgenheit ans Licht tritt, ist schwerlich die eigentliche, an Schiller abgegangene Beilage des Goethischen Briefes; aber es ist zweifelsohne ihre unmittelbare Vorlage, durchaus übereinstimmend mit ihr. Es sind sechs Folioblätter, geschrieben von Goethes damaligem Sekretär Ludwig Geist, von Goethe selbst vielfach gebessert. Es ist eine Reinschrift, die wir vor uns haben, offen-

bar die Kopie einer älteren Ausfertigung, die ihrerseits nach Diktat zu Papier gebracht sein muß. Das geht aus den Hörfehlern hervor, die sich aus der älteren Handschrift in die Reinschrift hinübergerettet haben und erst hier von Goethe beseitigt worden sind (Seite 81 Zeile 13: „um den gemeinen" verhört für: „und den gemeinen"; Seite 81 Zeile 22: „Verlust uns schadend" verhört für: „Verlust und Schaden"; Seite 82 Zeile 28: „hatten jeder" verhört für: „hat ein jeder", und anderes).

Hier folgt nun der Wortlaut der Übersetzung; einige offensichtliche grammatikalische Versehen sind stillschweigend gebessert, die Zeichensetzung ist modernisiert worden.

Rom, den 16. Juli.

Wir sind in dieser Stadt Zuschauer von hohen Wundern. Es war bekannt, daß in Ancona und andern Städten der Mark einige heilige Bilder der Mutter Gottes die Augen geöffnet, geschlossen und bewegt hatten; nun bemerkten auch hier, am verflossenen Sonnabend, den 9. dieses, gewisse Andächtige, unter denen sich einige Geistliche befanden[1]), die bey der Madonna, del[2]) Archetto genannt, um ihr Gebet zu verrichten, sich verweilt hatten, daß gedachtes Wunderbild die Augen bewegte[3]) und aufhub. Zu diesem Wunder lief das Volk in so großer Menge herbey, daß die Vorgesetzten für rathsam befanden, eine Militarwache zur Erhaltung der guten Ordnung dabey zu stellen. Dieß Wunder beschränkte sich nicht bey gedachtem heiligen Bilde, sondern man sah es auch an andern, deren eine große Menge an unsern Straßen angebracht sind. So vermehrte sich am Sonntag und Montag die Zahl der Wunder gleichfalls an Bildnissen einiger Kirchen, besonders in St. Maria del Popolo, St. Maria in Vallicella, S. Marcello, degli Agonizzanti, de' buon[4]) Fratelli und so weiter. Übrigens hat man auch bewundert, daß zwey trockne Lilienstengel, die an der Mauer befestigt waren, wo das Bild der Madonna, die vom Arco de' Pantani den Rahmen hat, sich befindet, am vergangenen Sonnabend vier grü-

[1]) sich einige Geistliche befanden Goethe aus auch irgend ein geistlicher war [2]) del Goethe aus della [3]) bewegte Goethe aus bewegt [4]) *buon* Goethe aus *bon*

nende Knospen trieben, welche noch immer wachsen und zunehmen. Indessen haben Ihro[1]) Heiligkeit, in Betrachtung so großer Wunder und in der Absicht, das Volk zu einer aufrichtigen Versöhnung mit Gott anzufeuern, sogleich durch Seine Eminenz den[2]) Cardinal-Vicarius eine gottesfürchtige Einladung zu heiligen Umgängen in die 6 Hauptkirchen verkünden lassen; sie werden Sonntags der künftigen Woche anfangen und Mittwochs aufhören. Deßhalb hat sich ein zahlreiches Volk, in bußfertiger Procession, von einem Bilde zum andern unter andächtigen Gebeten des Rosenkranzes und der Litaneyen begeben; auch Personen vom Stande und von hohem Range haben sich zu dieser andächtigen Handlung vereinigt, und man hat[3]) an verschiedenen Abenden die Stadt erleuchtet, als wenn es Tag wäre, so daß alles zusammen die zärtlichste und andächtigste Zufriedenheit erregen mußte.[4])

Aus der Florentinischen Zeitung.

Rom, den 16. Juli.

Mittwoch (den 13.) Morgens begab sich der Cavalier Azara, nach seiner Rückkunft, zur Audienz des Heiligen Vaters und ward mit großer Freundlichkeit empfangen und lange unterhalten.

Da die Ankunft der französischen Commissarien in dieser Hauptstadt zunächst erwartet wird, so ward gleichfalls Mittwoch nachstehendes Edict von Ihro Eminenz dem Cardinal Zelada, dem Staatssecretair, bekannt gemacht:

In Gefolg des übereinstimmigen Beschlusses mit der französischen Armee, wodurch man[5]) die Gefahr eines feindlichen Eindringens in diese hohe Stadt entfernt und[6]) einem festen beständigen Frieden zwischen den beyden Nationen entgegensehen kann, hat man bedingt und erlaubt, mit ausdrücklichem Beyfall und Genehmigung Seiner Heiligkeit unseres Herrn, daß[7]) vielleicht in Kurzem einige französische Commissarien

[1]) Ihro Goethe aus Ihre [2]) den Goethe aus dem [3]) und man hat Goethe aus auch hat man [4]) erregen mußte Goethe aus erregt hat [5]) man Goethe statt sich [6]) und Goethe aus sieht und man [7]) daß Goethe aus das

Wenn Schaam und Weisheit sich vereinen
sieht man die Grazien erscheinen,
und Sittlichkeit die fein entscheidet,
was ehrbar ist und edel kleidet.

Jena den 31. Jul.
1793.

Zum Andenken
von Friedrich Schiller

Schillers Eintrag in das Stammbuch der Sophie Nösselt



sich[1]) nach Rom begeben[2]) werden, um über verschiedenes Vorkommende zu handeln und sich zu besprechen, um[3]) durch Erfüllung gewisser Artikel und einiger[4]) auf die Übereinkunft bezüglicher Bedingungen den Weg des Friedensschlusses zu erleichtern.

Die Maximen unserer heiligen Religion, das heilige Recht der Gastfreundschaft, das unverbrüchliche Jus gentium, die öffentliche Treue und Glauben, die sich von der höchsten Beystimmung herleiten, die Wichtigkeit einer förmlichen Übereinstimmung zwischen zwey Mächten, die ehrwürdige Garantie und Vermittlung Seiner Katholischen Majestät, das öffentliche Interesse, das Privatinteresse eines jeden, die gute Ordnung, die Ruhe und den gemeinen Frieden zu erhalten, verlangen unweigerlich, daß jene französischen Commissarien von allen verehrlich und geziemlich behandelt werden. Der Heilige Vater ist in dem festen Vertrauen, daß sein Volk die Gewalt einer solchen Pflicht wohl erkennen und zugleich überzeugt seyn werde, daß[5]), was auch der Gegenstand der Ankunft jener Commissarien seyn möge, jedermann, sobald sie der eigene Souverain verfügt, [sich] blindlings darein ergeben müsse, weil dadurch nur der allgemeine Nutzen erzweckt werden kann und auch wirklich der Verlust und Schaden[6]) von einer Seite nützlich ist, der den Umsturz und die Auflösung des Ganzen verhindert.

Demohngeachtet, um die Gewaltthätigkeit irgend eines Unvorsichtigen, mehr aber noch die giftige Hinterlist irgend eines Feindseligen[7]) zu verhindern[8]), der, unter dem Mantel des Eifers, vielleicht nicht unterlassen möchte, heftige[9]) und unzufriedene Gesinnungen gegen jene Commissarien einzuflößen, hat uns Seine Heiligkeit befohlen, gegenwärtiges Edict zu publicieren, durch welches man in seinem päpstlichen Nahmen befiehlt und allen bekannt macht: daß gedachte Commissarien auf

---

[1]) sich von Goethe über der Zeile nachgetragen [2]) begeben Goethe statt kommen [3]) um Goethe statt und [4]) einiger von Goethe über der Zeile nachgetragen [5]) daß Goethe aus das [6]) und Schaden Goethe aus uns schadend [7]) Feindseligen Goethe aus feindseligen [8]) verhindern Goethe aus verhintern [9]) heftige Goethe aus feindselige heftige

alle Weise schicklich und geziemend behandelt werden sollen, als öffentliche Personen, die sich unter dem höchsten Schutz befinden und einer Nation angehören, mit welcher man eine Übereinkunft getroffen hat und mit welcher man einen wechselseitigen Frieden befestigen will. Deßwegen ein jeder, von welchem Alter, Stand, Geschlecht oder irgend einer Art er[1]) sey, die man etwa besonders und eigentlich nennen könnte, der sich unterstehen dürfte, zu irgend einer Zeit die geringste Beleidigung oder den leichtesten Ausfall mit Worten, Thaten, Schreiben oder die leichteste Art des Hohnes gegen gedachte Commissarien oder andere Individuen[2]) der französischen Nation oder ihre Diener und Gefolge sich zu erlauben[3]) oder ihnen irgend einen Schaden an ihren Sachen anzuthun[4]), betrachtet und gerichtet werden soll als ein Feind des Vaterlands und des Staats, schuldig der Rebellion[5]) und unerläßlich deßwegen der Todesstrafe untergeben, nicht weniger der Confiscation der Güter und ewiger Infamie, deßwegen denn Seine Heiligkeit alle ordentliche Tribunale dieser hohen Stadt befehligt: mit der größten Genauigkeit auf die Erfüllung dieser Verordnung zu wachen. Gegen die Übertreter soll auf alle Weise sträcklich[6]) zur Execution der angesetzten Strafen geschritten werden, sobald nur die That selbst bestätigt ist, und zwar was die Gültigkeit der Beweise und die Schnelligkeit des Urtheils betrifft, soll alles der Wichtigkeit eines solchen Verbrechens angemessen seyn, ohne daß jemanden[7]) die Entschuldigung oder der Vorwand, angereizt oder beleidigt worden zu seyn, nützen[8]) könne, denn er hat sich deßwegen an seine rechtmäßigen Obern zu wenden.

Eben solche Strafen und Verfügungen hat ein jeder[9]) zu erwarten, der solchen Verbrechern mit Rath, Hülfe oder Gunst beygestanden oder sich auf irgend eine Weise als Mitschuldiger oder Theilnehmer gezeigt hätte, wenn er auch nur öffentlich oder

---

[1]) er von Goethe über der Zeile nachgetragen [2]) Individuen Goethe aus Indivituen [3]) zu erlauben Goethe statt unterstünde [4]) anzuthun Goethe statt anthäte [5]) Rebellion Goethe aus Rewellion [6]) sträcklich Goethe aus strecklich [7]) jemanden Goethe aus jemand [8]) nützen Goethe aus jemanden nützen [9]) hat ein jeder Goethe aus hatten jeder

insgeheim solche Reden sollte geführt haben, die zur Anreizung, Bestärkung und Anfeurung einer solchen gesetzwidrigen That hätten[1]) gereichen können, wenn sie auch selbst nicht zur Wirklichkeit gekommen wäre. Übrigens erklärt man: daß jeder, der auch nicht Mitschuldiger und Theilnehmer wäre und doch Kenntniß von solchen Übertretungen hätte, gehalten seyn solle, bey gedachten ordentlichen Tribunalen sogleich davon Anzeige zu thun, unter 10jähriger unerläßlicher Galeerenstrafe, im Fall er solches zu thun ermangelte. In solchem Fall wird der Denunciant nicht allein verschwiegen werden, sondern er wird auch, wenn er es verlangt, eine Verehrung von 500 Scudi erhalten, sobald er hinreichende gesetzliche Anzeigen geben kann, daß[2]) sich gegen die Schuldigen rechtlich verfahren lasse.

Und so gedenke jeder zu gehorchen, weil die[3]) angesetzten Strafen mit der größten Strenge und ohne Hoffnung von Gnade erfolgen werden.[4])

Vom Quirinal, den 13. Jul. 1796.

Unser kleiner Fund hat zwiefache Bedeutung. Erstlich: er ermöglicht uns, den Briefwechsel Goethes und Schillers, dieses Grundbuch unserer klassischen Ästhetik, dieses unschätzbare Dokument geistig-sittlicher Vollendung, in dem kein Satz, kein Wort entbehrt werden kann, endgültiger Vollständigkeit um eine nicht unwichtige Stufe anzunähern. Und zweitens: wenn in das Lebenswerk des Dichters, wie es sich von selbst versteht, auch seine Übersetzungen gehören, so haben wir hier ein bisher unbekanntes Werklein Goethes vor uns; denn daß unsere Übertragung von Goethe selbst herrührt, kann zwar aus Zeugnissen nicht bewiesen werden, ist aber in einem Grade wahrscheinlich, der der Gewißheit gleichkommt.

---

[1]) hätten Goethe aus hätte [2]) daß Goethe aus das [3]) weil die Goethe aus weil man die [4]) erfolgen werden Goethe aus ausrichten wird

Napoleon in Weimar
am 23. Juli 1807

Von Ulrich Crämer (Weimar)

Während die Ereignisse der Politik Karl Augusts von Weimar, genauer gesagt: sein Verhältnis zu Napoleon, den Anlaß zu den im Folgenden geschilderten Vorgängen darstellen, sollen sie dennoch nur gleichsam als Folie angedeutet werden und völlig im Hintergrund bleiben.[1]) Beschäftigen soll uns ausschließlich, wie man sich auf den Empfang des Kaisers in Weimar vorbereitete, mit welcher Aufregung und Besorgnis alles bis ins kleinste angeordnet wurde, welche Mühe es kostete, Napoleon überhaupt durch Weimar reisen zu lassen und nicht auf der sonst üblichen Heerstraße von Naumburg über Eckartsberga und Buttelstedt nach Erfurt, wie aber dann, als es so weit war, durch eine Kette von Mißverständnissen gerade das alles versäumt und über den Haufen geworfen wurde, was man zu Ehren des französischen Siegers in Szene zu setzen gedachte und worauf es für den Herzog und das Land in diesem Augenblick ankommen mußte. Ein Landfremder, Gabriel Henry, Professor und Lektor der französischen Sprache an der Universität Jena, konnte dann schließlich noch in die Lücke springen, um einigermaßen die Lage zu retten und die Haltung Weimars zu wahren.[2])

---

[1]) Im Rahmen des von Willy Andreas in Heidelberg geleiteten Karl August-Werks wird Verf. demnächst ein Buch etwa unter dem Titel 'Karl August von Weimar und die deutsche Politik' veröffentlichen.

[2]) Das dem Folgenden zugrunde gelegte und unten z. T. veröffentlichte Material entstammt bisher unbenutzten Akten in der Hauptsache des Thüringischen Staatsarchivs (StA. Weimar), ferner des Großherzoglich Sächsischen Hausarchivs (HSA. Weimar) und des Kanzler

Alles dies zugleich ein Beitrag für die grundsätzliche Umstellung der politischen Anschauungen, die man in Weimar seit dem Eintritt in den Rheinbund hatte vornehmen müssen, seitdem man sich fast ohne eigenes Zutun und mehr schicksalhaft mit dem „großen Alliierten" verbündet sah. Diese rheinbündische neue Gesinnung kommt vielleicht zu dieser Zeit in nichts so deutlich zum Ausdruck als in der Erörterung der Frage, ob man bei der Durchreise des erlauchten Gastes die Kirchenglocken läuten solle, oder etwa in dem Triumphbogen der Stadt Weimar mit der Inschrift: „Invictissimo". Bezeichnenderweise rührte sie vom Geheimen Rat Christian Gottlob v. Voigt her, der sie aus „brevitatis et veritatis studio" hervorgegangen sein ließ. Ein ebenso deutliches Licht aber fällt andererseits auf Karl August, wenn er kurz und bündig entschied: „Geläutet soll nicht werden!" Unter den anscheinend so sachlichen Aufzeichnungen v. Voigts, die er, wie auch sonst regelmäßig, zu den Akten gegeben hat, verbarg sich dennoch eine weitgehende innere Anteilnahme, ja Erregung. Der Bericht Henrys sticht dagegen doch merkwürdig kühl durch seine Zurückhaltung ab. In der Aufzeichnung des Hoffouriers wiederum scheint der Ärger über die vielen hergerichteten und dann doch nicht verzehrten Gedecke durchzuschimmern.

Auch die Gestalt des Geheimen Rats Friedrich v. Müller (des späteren Kanzlers), in dem man sich gewöhnt hat, auf Grund seiner 'Erinnerungen' den Retter des weimarischen Staates zu sehen, wird bei dieser Gelegenheit hie und da in neuer und vielleicht unerwarteter Beleuchtung erscheinen. Neben v. Voigt war er vornehmlich jetzt in Weimar der Träger der neuen rheinbündischen Gesinnung. Zweifellos ist er doch von der ganzen Erscheinung des Kaisers, von dem glanzvollen Treiben im Hauptquartier und in den jeweiligen Hoflagern mehr geblendet worden, als das bisher gemeinhin erkannt worden ist. Er, der Siebenundzwanzigjährige, hat sich auch innerlich dem überwältigenden Eindruck des Beherrschers Europas, ebenso-

v. Müller-Archivs (KMA.) im Goethe- und Schiller-Archiv (GSA.), sämtlich in Weimar.

wenig wie andere politische Figuren des Rheinbunds, wohl kaum in irgendeiner Weise entziehen können.[1])

Schlaglichter werden auch auf die stets zwischen Weimar und Gotha herrschenden Eifersüchteleien geworfen, die freilich zu Zeiten in einen förmlichen Vorrangstreit ausgeartet sind. Endlich wird auch die auffallende Unterschiedlichkeit der inneren Haltung und äußeren Organisation klar, die zwischen dem sachlichen, wirklichkeitsnahen und vor allem schnell und sicher ohne Sentiments arbeitenden französischen Generalstab und dem weimarischen Hofe herrscht, wo man unter erheblicher Verkennung der Zeichen der Zeit noch gleichsam im geruhsamen Betriebe des 18. Jahrhunderts beharrt: als der Kaiser in rasender Fahrt schon durch die Stadt auf und davon gebraust war — der französische Staatssekretär Labesnardière sagt einmal sehr charakteristisch zu Müller: „En voyage l'essentiel est d'arriver" —, da erst merkte man zu peinlichster Überraschung, daß gerade der wesentliche Augenblick versäumt, daß es dem Herzog nicht gelungen war, den Kaiser an der Landesgrenze zu empfangen: er konnte ihm mit Mühe nur ein paar hundert Schritt bis über die Kegelbrücke, noch im Bannkreise von Schloß und Stadt, entgegenreiten.

Alles war umsonst gewesen. Zumal Müllers Plan einer politischen Aussprache zwischen Karl August, der Herzogin Luise und Napoleon in Weimar war gescheitert. Ob für dieses Versagen überhaupt eine Schuld bestand, und wenn, wer sie trug, ist nicht einfach zu beantworten. Ob hier eine Ungeschicklichkeit v. Voigts vorlag, ob er den Verhältnissen und ihren Anforderungen, vielleicht eben infolge zeitlich ungenauer Unterweisung, nicht gewachsen war, ob vielleicht Karl August selbst der Lage nicht den nötigen Ernst und die Bedeutung, die sie verdiente,

---

[1]) Über das Verhältnis der 'Erinnerungen' Müllers zu seinen wirklichen Gesinnungen und den Vorgängen, wie sie in den Jahren 1806—13 in den Briefwechseln und Akten greifbar hervortreten, siehe Ulrich Crämer: 'Der politische Charakter des weimarischen Kanzlers Friedrich von Müller und die Glaubwürdigkeit seiner „Erinnerungen" 1806—13. Eine quellenkritische Untersuchung. (Beitr. z. Thüring. Gesch., hrsg. v. W. Engel u. W. Flach, Bd. 1)', Jena 1934.

beimaß: das alles sind Fragen, über die vollständige Klarheit zu schaffen uns vermutlich versagt bleiben muß. Der Kammerherr und Major Wilhelm Freiherr v. Pappenheim war, so weit man sieht, der einzige, der mit seinen Husaren und Jägern den Anordnungen Karl Augusts, v. Voigts und des Hofmarschalls Gottlob Freiherrn v. Egloffstein nachgekommen war. Während indessen alles übrige im Schlosse zum Empfang des Erwarteten bereit stand, war dieser schon wieder zur Stadt hinaus, ohne das Schloß betreten zu haben. Den Grund dieser Nichtachtung hat Müller klar erkannt. Trotzdem der Kaiser ihm noch am 20. in Dresden zugesagt hatte, daß er „in Weimar mit Vergnügen den Herzog und die Herzogin sehen werde", war er jetzt über die Unaufmerksamkeit des Herzogs doch so verärgert, daß er offenbar gar nicht daran dachte, im Schlosse abzusteigen; nur seinen Obermarschall Duroc schickte er mit Grüßen zur Herzogin. Über der Ungewißheit, ob der Kaiser nun erscheinen werde, vergaß man dann sogar, an die Post, wo also der einzige Aufenthalt Napoleons und seines Gefolges, und zwar nur zum Pferdewechsel, stattfinden würde, geeignete Vertreter zu senden, um dort die Honneurs zu machen. So kam es, daß diese Aufgabe einem gebürtigen Franzosen, dem später durch die Ereignisse von 1813 in Jena bekannt gewordenen Abbé Henry[1]), zufiel: er war vermutlich der einzige in der Deputation der Universität, der über ein Französisch verfügte, das ihn dazu geeignet machte; auch seine Bekanntschaft mit mehreren französischen Persönlichkeiten aus den Oktobertagen des Jahres 1806 mag ihm dienlich gewesen sein. Wie eine Vorahnung alles dessen wirkt Müllers Frage an Voigt, die er, ohne schon von den Ereignissen wissen zu können, eben am 23. aus Dresden stellte: „Ich hoffe doch, daß der Kaiser angehalten haben und nicht überrascht haben wird?"

[1]) Über Henry siehe auch Bernhard Seuffert: 'Der Briefwechsel Wielands mit Goethe' ('Jahrb. d. Goethe-Gesellschaft', hrsg. v. Max Hecker, 13. Bd., Weimar 1927, S. 74). Ferner: Hermann Freiherr von Egloffstein: 'Carl August während des Krieges von 1813'. Berlin 1913. — Wir veröffentlichen bei dieser Gelegenheit auch die bisher unbekannte Bittschrift, die Henry im Namen der Stadt Jena dem Kaiser übergeben hat.

Wir geben zunächst eine kurze Vorgeschichte des mißglückten Besuches.

Zu Anfang Juli 1807 wußte man in Weimar bereits, daß der Friede zwischen Preußen, Rußland und Frankreich unmittelbar vor seinem Abschluß stehe, und nahm infolgedessen an, daß Napoleon auf dem üblichen Wege von Tilsit über Berlin durch Mitteldeutschland nach Paris zurückreisen werde. Aus diesem Grunde schickte man Müller, der mit einem Schreiben Karl Augusts an Napoleon versehen war, als sachsen-weimarischen Gesandten dem Kaiser nach Berlin entgegen. Aber schon unmittelbar nach seiner Ankunft in Berlin schrieb Müller am 12. mit Kurier an Voigt: „Der Kaiser Napoleon wird seine Reise über Dresden nehmen, und über Berlin wird niemand kommen. . . . Die meisten hiesigen Gesandten gehen in 2—3 Tagen dahin. Ein Teil der Garde soll schon hinmarschiert sein."[1]) Gleichzeitig schrieb er inhaltlich dasselbe dem Herzog, der sich damals zusammen mit Goethe in Karlsbad aufhielt, und veranlaßte ihn, sofort seinen dortigen Aufenthalt aufzugeben und dem Kaiser persönlich in Dresden aufzuwarten[2].) Auch er verließ Berlin bereits am 13. und traf alsbald in Dresden ein, noch vor Karl Augusts Ankunft am 16. Juli. Napoleon selbst wurde für den folgenden Tag erwartet. Man glaubte, daß er fünf bis sechs Tage in Dresden bleiben werde, um dann wahrscheinlich über Weimar weiterzureisen. Zur Besprechung der Vorbereitungen in Weimar wünschte Karl August zunächst seinen Oberhofmeister Wilhelm Freiherrn v. Wolzogen in Dresden zu sehen. Da dieser jedoch zur Zeit aus Wiesbaden, wohin er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit Anfang Juli abgereist war, noch nicht zurückgekehrt war, so reiste statt seiner der Hofmarschall v. Egloffstein am 18., unmittelbar nach Eingang des Müllerschen Schreibens in Weimar, nach Dresden ab. Am selben Tage

---

[1]) Müller an Voigt. 1807 Juli 12. Vormittags. Berlin. (StA. Weimar D 330 Bl. 99—102. Ausfertigung. Z. T. eigenhändiger Vermerk Voigts: „präsentiert 13. Juli 1807 früh 1 Uhr". — GSA. KMA. 655. Abschrift. Schreiberhand.)

[2]) Müller an Karl August. 1807 Juli 12. Berlin. (GSA. KMA. 655. Abschrift. Schreiberhand.)

war inzwischen dort die Audienz Karl Augusts bei Napoleon vor sich gegangen, mit der wir uns in diesem Zusammenhang freilich weiter nicht beschäftigen wollen.

Die nächste Sorge Weimars mußte sein — abgesehen von den politischen Unterhandlungen Müllers mit den sächsischen und französischen Ministern in Dresden —, einen Empfang Napoleons in Weimar wirklich würdig und angemessen zu gestalten. Und hierzu war es von größter Wichtigkeit, daß sich jetzt in Dresden in Karl Augusts Gesellschaft der weimarische Hofmarschall befand, der über eine ganz andere Sachkenntnis verfügte, der die nötigen Angaben und Vorbereitungen in viel sicherer Weise auch aus der Ferne für Weimar machen und leiten konnte, als es etwa Müller oder der Begleiter Karl Augusts, der Kammerherr und Oberforstmeister Friedrich August Freiherr v. Fritsch, hätten tun können. Auch hierbei schimmert immer wieder die Persönlichkeit Karl Augusts durch.

Es folgten sich nun in diesen Tagen die aufregendsten Meldungen und Anordnungen über Napoleons Ankunft und Empfang in Weimar, die sich teils widersprachen, teils aufhoben, von denen immer die eine genauer und besser unterrichtet sein wollte als die zeitlich vorangehende. Dazwischen schwirrten wieder die unwahrscheinlichsten Gerüchte umher, und vor allem stand es, wie bereits erwähnt, zeitweilig noch gar nicht fest, ob Napoleon überhaupt durch Weimar kommen werde. Neben Müller und Fritsch beteiligte sich dann seit seiner Ankunft am 19. in Dresden nun vor allem Egloffstein an der Benachrichtigung Voigts in Weimar, der jedoch die daraus hervortretenden Wechselfälle mit dem ihm eigenen Skeptizismus und Stoizismus hingenommen haben wird. Daß Egloffstein selbst dann nicht dazu kam, die Ausführung der von auswärts getroffenen Anweisungen auch persönlich in Weimar zu überwachen, da er inzwischen vom Herzog in politischer Mission nach Petersburg geschickt worden war, mag vielleicht mit zum Scheitern fast aller getroffenen „Arrangements“ beigetragen haben.

Der Gang der Ereignisse tritt nun durch die Briefe, Berichte und Aufzeichnungen selbst in einer Anschaulichkeit und als ein Kolorit der Zeit durch die Einzelheiten hervor, wie es durch

jede referierende Wiedergabe nur herabgemindert würde. Daß die Aktenstücke, von Auslassungen rein politischen Charakters abgesehen, in Ganzheit gebracht werden, scheint überdies dadurch gerechtfertigt, daß diese Durchreise Napoleons durch Weimar wegen ihrer scheinbaren politischen und menschlichen Belanglosigkeit bisher nicht behandelt worden ist. Anmerkende Erklärungen scheinen fast überflüssig, da alle Persönlichkeiten und Vorgänge für sich selbst sprechen. Die Reihenfolge der einzelnen Stücke ist nach der des Eingangs bei Voigt in Weimar angeordnet.[1])

Übersicht über die Reisen Karl Augusts, Müllers und Napoleons im Juli 1807.

Juli	Karl August
1.–13.	Karlsbad
14.–15.	Nachts Abreise von Karlsbad
16.	Nachm. Ankunft in Dresden
17.–20.	Dresden
21.–22.	Abends Abreise von Dresden

Juli	Müller
1.–9.	Weimar
10.–11.	Reise Weimar-Leipzig-Berlin
12.	Früh Ankunft in Berlin
13.	Abends Abreise von Berlin
14.	Reise Berlin-Dresden
15.–	Dresden

Juli	Napoleon
1.–9.	Tilsit
10.–13.	Königsberg
14.–16.	Reise Königsberg-Dresden
17.	Ankunft in Dresden
18.–21.	Dresden
22.	Früh Abreise von Dresden

[1]) Für die äußere Textgestaltung wurden, wie jetzt allgemein üblich, die in Halle am 22. April 1930 angenommenen Grundsätze befolgt.

Juli	Karl August	Juli	Müller	Juli	Napoleon
23.	Früh 2 Uhr Ankunft in Weimar			23.–28.	Nachm. 2 Uhr Durchreise durch Weimar, Weiterreise Erfurt-Gotha-Eisenach-Saint Cloud
24.–31.	Weimar	24.	Dresden		
		25.–26.	Reise Dresden-Weimar		
		27.–28.	Weimar		
		29.–30.	Reise Weimar-Würzburg	29.–31.	Saint Cloud
		31.	Würzburg		

Müller an Voigt

StA. Weimar D 330 Bl. 118. Eigenhändig.

Dresden, den 16. Juli 1807. Abends.

... Morgen wird der Kaiser erwartet, und man glaubt, daß er 5—6 Tage hier bleiben wird. ... Daß der Kaiser über Weimar retournieren werde, ist hochwahrscheinlich, schon sind gegen Leipzig hin Pferde bestellt. Dienstags [den 21.] könnte er dort eintreffen.

Ich stellte Serenissimo vor, daß doch wohl eventuelle Anstalten zu einem feierlichen Empfang gemacht werden müßten, und Höchstdieselben genehmigten solches, insbesondere das Zusammenberufen der ganzen Jägerei zum Entgegenreiten.

Wenn Herr v. Wolzogen schon in Weimar ist, so wünschen Serenissimus dessen schleunige Hierherkunft; wo nicht, die des Herrn Hofmarschalls v. Egloffstein. ...

Ich bitte um Entschuldigung meiner großen Eile.

Aufzeichnung Voigts

StA. Weimar D 330 Bl. 120. Eigenhändig.

Den 18. Juli [1807] Vormittag 8 Uhr

ist der Herr Hofmarschall v. Egloffstein nach Dresden abgegangen, wobei ich Serenissimo von der fortdauernden Abwesenheit des Herrn Geheimen Rats v. Wolzogen Nachricht gegeben ... habe.

Müller an Voigt

StA. Weimar D 330 Bl. 122—25. Eigenhändig.

[Vermerk Voigts:] präsentiert 19. Juli 1807 durch den Registrator Geist als Kurier.[1])

Dresden, Sonnabend [Vor-]Mittag [den 18. Juli 1807.]

Der Kaiser geht morgen schon hier weg und über Weimar und Erfurt. Er wird also wohl Montags ganz früh in Auerstedt sein. Es

[1]) Ludwig Geist, Hofmarschallamts-Registrator.

sollen daher zwei achtspännige Züge nebst Wagens, oder doch wenigstens ein Achtspänner und zwei Sechsspänner nebst einigen Vorreutern und den beiden Stallmeisters[1]) auf der Grenze oder wo unterwegs die Postrelais des Kaisers stehen, seiner warten, auch der Prinz Bernhard[2]) mit Herrn v. Pappenheim[3]) den Kaiser dort bekomplimentieren und erwarten. Sie müssen aber wohl schon um 1 Uhr früh auf dem Platz sein. Da der Herzog den Kaiser erst diesen Mittag spricht und der Oberstallmeister Caulaincourt ausgeritten ist, so weiß man noch nicht, ob der Kaiser in Weimar anhalten wird; es ist aber doch wahrscheinlich, und wollen Serenissimus daher, daß von früh 5 Uhr an ein Déjeuner bereitgehalten werde und der ganze Hof, inclusive aller Kavaliere der Stadt, sich en parade versammelt halten.

Mittags.

Eben erfahre ich das Bestimmtere vom Oberstallmeister Caulaincourt. Der Kaiser wird erst gegen Abend, morgen, den 19., hier weggehen und auf mein Bitten nicht über Buttelstedt, wie anfangs vor war, sondern über Weimar gehen. Er wird daselbst wahrscheinlich Montags Nachmittag 5—6 Uhr schon anlangen, da er sich nirgends aufhält.

Sonnabends Nachmittag 2 Uhr.

[Folgt einiges über die inzwischen stattgehabte Audienz.] Noch wissen wir nicht anders, als daß der Kaiser morgen Abend geht, und bleibt daher alles bei den Arrangements.

Wenn jemand Kluges nach Eisenach geschickt werden könnte, um desto sicherer zu sein, daß die Postpferde und Jägereieskorte bereit sei, so wäre es sehr gut. Auch wird man wohl veranstalten müssen, daß am Schlosse zu Eisenach gehalten wird und daß die Oberforstmeisters von Eisenach[4]) wenigstens eine Viertelstunde entgegenreiten, ob sie gleich bis Berka und Bach[5]) reiten müssen.

Morgen in aller Frühe wird Serenissimus vorauseilen. Ich werde hier bei Talleyrand bleiben, der erst morgen früh kommt, und mit ihm später nach Weimar kommen, auch seine Ankunft durch besondern Kurier melden.

Ich vermute fast, daß der Kaiser Montags in Gotha übernachtet. Doch ist es auch möglich, daß seine Reise verschoben wird.

---

[1]) Friedrich Johann Christian Heinrich v. Seebach, auch Kammerherr und Major, und August Wilhelm v. Böhme.

[2]) Zweiter Sohn Karl Augusts.

[3]) Freiherr Wilhelm v. Pappenheim, Kammerherr und Major.

[4]) Christian Friedrich v. Staff und Ludwig v. Arnswald, auch Kammerherren.

[5]) Berka an der Werra und Bacha.

Morgen früh geht entweder der Herzog oder ein Kurier ab.

Da ich Geisten, um manches auf Serenissimi Befehl mündlich zu supplieren, mit einem französischen Kurier[1]) sende, so wird man letzterm auch ein paar Louisd'or douceur geben müssen.

Eben höre ich bestimmt, daß der Kaiser Montags früh 2 Uhr abgeht (den 20.). Er kann also vor 8—9 kaum in Weimar sein. Inzwischen ist es besser, daß alles schon vorher fertig ist. Ich habe besonders dem Oberstallmeister [Caulaincourt] versprochen, daß die Kavallerie-Eskorten 1.) von Weimar bis Erfurt, 2.) von da bis Gotha, 3.) von Eisenach bis Bach und 4.) bis Berka nicht mangeln sollen durch unsere Jägerei und Husaren. Bis Weimar begleitet ihn sächsische Kavallerie-Eskorte; es soll aber dennoch Prinz Bernhard mit Pappenheim und dem Stallmeister Müller[2]), einigen Rentmeistern und sechs Husaren bis an die Grenze oder wenigstens bis Rödigsdorf[3]) entgegenreiten; hingegen keine Wagenzüge. Die gesamte Jägerei soll auch nicht entgegenreiten, sondern sich in zwei gleiche Teile teilen, wovon die eine Hälfte bis Erfurt eskortiert, die andere von da bis Gotha, und daher sogleich nach Erfurt einstweilen vorausreitet. Von Weimar aus begleiten die übrigen sechs Husaren und der Stallmeister ebenfalls den Kaiser bis Erfurt.

An Postpferden braucht bloß der weimarische und eisenachische [Postmeister] 150 Pferde von jetzt an stündlich bereit zu halten, da der Kaiser keine Zwischenrelais verlangt. Von Weimar bis Erfurt wird der kaiserliche Wagen mit 8 Hofpferden gefahren.

Für den Kaiser wird Montags ein Diner bereitgehalten, ganz serviert, damit er vielleicht etwas davon genießt. Doch ist noch nicht gewiß, ob er aussteigt, und [es] wird darauf ankommen, ob er nachts oder tags hinkommt.

An die Jägerei nach Eisenach gehen besondere Befehle. Die weimarischen Jäger müssen durch reitende Boten zusammengeholt werden. Alles Militär bezieht die Wache. Am Tor muß auch ein Offizier und wenigstens 12 Mann sein.

Herr v. Egloffstein soll unterwegs umkehren.

Serenissimus reist morgen früh weg.

Diesem französischen Offizier soll man alle Hülfe leisten, was er will.

Aufzeichnung Voigts

StA. Weimar D 330 Bl. 126. Eigenhändig.

[Weimar,] den 19. Juli 1807.

Abend 6 Uhr bringt der französische Kurier Obrist-Lieutenant Maucombe nachstehendes Billet. Worauf von dem Herrn Major v. Pap-

---

[1]) Oberstleutnant Maucombe.

[2]) Friedrich Gottlob Müller.

[3]) Etwa in der Mitte zwischen Apolda und Weimar.

penheim und mir mit demselben die Eskorte des Kaisers Napoleon von hier bis Erfurt durch die Jägerei und von Erfurt bis Gotha durch die Husaren vorbereitet worden ist.

Anweisung Müllers

StA. Weimar D 330 Bl. 127. Eigenhändig.

Dresde, ce 18 juillet 1807.

Monsieur le Ministre de Voigt, ou Monsieur de Wolzogen, ou Monsieur le Baron d'Egloffstein à Weimar offriront et procureront à Monsieur Maucombe, Lieutenant Colonel de Sa Majesté l'Empereur, toutes les facilités possibles, pour faire les arrangements nécessaires pour le service de Sa Majesté. Il se fera rendre compte, si les escortes commandées sont arrangées.

J'espère que Monsieur Geist est arrivé, qui doit dire que Sa Majesté passera par Weimar lundi vers le soir et que 20 chasseurs à cheval de nous doivent l'escorter jusqu'à Erfurt.

Aufzeichnung Voigts

StA. Weimar D 330 Bl. 128. Eigenhändig.

Weimar, den 20. Juli 1807.

Heute Vormittag 11 Uhr kommt der Postkommissar D. Hausmann aus Leipzig und meldet, daß der Kaiser morgen früh 8 Uhr in Leipzig sein werde. Er sei mit dem Directeur des Postes Françaises, Boussonne, hier, um die Postpferde und Relais bis hierher zu arrangieren. Es sei ratsam, außer den bestellten zweimal 150 Pferden eine Reserve von 40—50 Pferden in Bereitschaft zu setzen; denn es komme noch vieler Troß nach.

Er erzählt, daß in königlich sächsischen Landen, wo der Kaiser durchgehe, alle Glocken geläutet würden.

Der Inspecteur Boussonne werde alleweil mit dem hiesigen Postamte sich selbst vernehmen und besprechen.

Der Kaiser lasse sich gern mit 10 Pferden fahren.

Fritsch (Fr. A.) an Seebach und Lyncker

StA. Weimar D 330 Bl. 129. Eigenhändig.

[Vermerk Voigts:] Von dem Herrn Kammerherrn und Jagdjunker v. Lyncker[1]) am 20. Juli 1807 ad acta übergeben.

Dresden, den 18. Juli 1807.

Der Kaiser gehet nach eben erhaltener Nachricht erst den 20. huius frühe hier weg um 3—4 Uhr, kommt daher wenigstens 12 Stunden später; es bleibt übrigens bei der Art des Vorritts, wie ich Ihnen ge-

[1]) Freiherr Johann Friedrich Karl Albert v. Lyncker.

schrieben habe. Herr v. Müller hatte früher wegen Erfurt geschrieben, ehe Abrede mit dem Herzog von Gotha genommen worden war, der seine Jägerei bis Erfurt entgegen sendet. Nehmen Sie ja alles mit, damit es etwas zahlreich ausfalle. Ich glaube, der Kaiser kommt noch später, als jetzo bestimmt ist.

Aufzeichnung Voigts

StA. Weimar D 330 Bl. 131. Eigenhändig.

Auf Eingang vorstehenden Briefes hat der Herr Major v. Pappenheim die Husaren in Erfurt angewiesen, wenn die gothaische Jägerei dort eintreffe, wieder hierher zurückzukehren.

[Weimar,] den 20. Juli 1807.

Egloffstein an Voigt

StA. Weimar D 330 Bl. 139. Eigenhändig.

[Vermerk Voigts:] Präsentiert 20. Juli 1807 Nachmittag 4 Uhr von der sächsischen Post.

Leipzig, den 18. Juli 1807. Abends 7 Uhr.

Nur mit einigen Zeilen melde ich Euer Exzellenz, daß der Kaiser hier in Leipzig künftigen Freitag [den 24.] erst erwartet wird, jedoch ist dieses sehr ungewiß, da hier, so wie auf der ganzen Route, die Pferde von morgen an bestellt sind. Allein, die großen Anstalten zum Empfang hielte ich für interessant bemerklich zu machen: Ehrenpforten, Deputationen zu Pferd und zu Fuß wird alles veranstaltet. Sind nun Seine Majestät daran gewöhnt und Gotha macht auch dergleichen, so möchten wir wohl unser Äußerstes tun müssen, wenigstens zu präparieren, daß Serenissima[1]) ihren Konsens mitteile.

Egloffstein an Voigt

StA. Weimar D 330 Bl. 138. Eigenhändig.

[Vermerk Voigts:] Mit Crone[2]) gekommen [den 20. Juli 1807 nachmittags 5 Uhr.]

Sonntag [Dresden, den 19. Juli 1807.]

Eben als ich hoffte, von Serenissimo Erlaubnis zu retournieren zu erhalten, ging die Nachricht ein, daß der Kaiser wohl schwerlich über Weimar gehen und erst übermorgen abreisen werde. Serenissimus befahlen daher, daß ich heute hier bleiben solle, damit ich eine ganz sichere Resolution mitbringen könnte, indem wir doch noch hoffen, daß Seine Majestät statt über Buttelstedt über Weimar reisen werde. In Gotha halten Seine Majestät auf alle Fälle an! Um deswillen wäre es doch auffallend, wenn er nicht bei Durchlaucht. Herrschaft in Weimar anhielte. ... Der Teufel ist los!

[1]) Herzogin Luise von Sachsen-Weimar, Gemahlin Karl Augusts.

[2]) Christoph Crone, Hoflakai, diente zu dieser Zeit oft als Kurier.

Fritsch (Fr. A.) an Voigt

StA. Weimar D 330 Bl. 132f. Eigenhändig.

[Vermerk Voigts:] präsentiert 20. Juli 1807 abends 5 Uhr durch den Kurier Crone.

Dresden, den 19. Juli 1807 nachmittags 5 Uhr.

Euer Exzellenz habe ich hiemit untertänigst melden sollen, daß nach soeben eingegangenen bestimmten Nachrichten des Oberpostdirektors Boudin des Kaisers Napoleon Majestät nicht nach Weimar, sondern nach Buttelstedt gehen wollen, indem dieser Weg nach der vorgefaßten Meinung viel näher und zur Sommerszeit bequemer sein soll. ... Die 150 Postpferde müssen dahero in Buttelstedt parat gehalten werden. ...

Morgen, als den 20., glaube ich, daß der Herzog hier abreisen wird. Herr v. Müller hat etwas früher wegen dem Prinz Bernhard geschrieben, dessen näheres Arrangement bis zu Serenissimi Ankunft ausgesetzet bleiben kann.

Herr Geheimerat v. Thümmel Exzellenz[1]), der eben hier bei mir gegenwärtig ist, trägt mir auf, Euer Exzellenz ganz gehorsamst zu bitten, per estaffette an den Herrn Geheimerat v. Franckenberg[2]) nach Gotha zu schreiben, daß der Kaiser erst den 21. frühe 2—6 Uhr hier abzureisen entschlossen sei. Haben Sie die Gnade, es an Herrn Landjägermeister v. Staff und Oberforstmeister v. Arnswald wissen zu lassen. ...

Fritsch (K. W.)[3]) an Voigt

StA. Weimar D 330 Bl. 141. Eigenhändig.

[Weimar,] den 22. Juli 1807.

Euer Exzellenz habe ich noch die Anfrage vorlegen sollen, ob der Triumphbogen in hiesiger Stadt mit einer Inschrift in lapidarischem Stil zu schmücken sein dürfte, welche bei Nacht erleuchtet im Glanze strahlt. Die Befehle deshalb werden Euer Exzellenz an Steinert[4]) gelangen zu lassen geruhen.

Wenn die Ankunft des Kaisers allhier gewiß ist, werden Euer Ex-

---

[1]) Hans Wilhelm v. Thümmel, gothaischer Wirklicher Geheimer Rat und Minister, Gesandter bei Napoleon; Bruder des Dichters Moritz August v. Th.

[2]) Sylvius Friedrich Ludwig Freiherr v. Franckenberg, gothaischer Geheimer Rat und Dirigierender Minister.

[3]) Freiherr Karl Wilhelm v. Fritsch, Direktor der Generalpolizeidirektion und der Stadtpolizeikommission Weimar, auch Regierungsrat und Kammerherr.

[4]) Karl Friedrich Christian Steiner, Architekt im Zivilbaudepartement.

zellenz wohl den Herrn Sohn[1]) sogleich veranlassen, die Wegräumung der Buden, soweit solche nötig, polizeiwegen zu verfügen.

[Randentscheidung Voigts:] Fiat inscriptio brevitatis et veritatis studio:

INVICTISSIMO
S. P. Q. W.[2])

Anweisung Voigts

StA. Weimar D 330 Bl. 142. Von der Hand Fritschs. Unterschriften eigenhändig.

Weimar, den 22. Juli 1807.

Die zur Errichtung einer Ehrenpforte allhier auf dem Kegelplatz bereits aus den Forsten zu München und Berka durch Herrn Kammerherrn v. Lyncker bestellte, nachhero aufgesagte Fichtenreiser sind nun augenblicklich zu schlagen und anher zu übersenden. Zu welchem Behuf die anwesenden Forstbedienten oder deren Bursche hiernach sogleich vorzuschreiten, das Herzogliche Amt Berka und die andern nächstgelegenen Ortschaften zu Stellung von 26 Wägen angewiesen werden, welche diesen Abend noch hier eintreffen müssen.

C. G. Voigt.

Zu präsentieren:

Rat Wickler präsentiert den 22. Juli 1807 hora 2 nachmittags
Wickler[3])

Forsthaus Berka
präsentiert Carl Gerlach[4])

Forsthaus München
präsentiert Heinrich Hofmann[5])

Müller an Voigt

StA. Weimar D 330 Bl. 150—53. Eigenhändig.

Dresden, den 20. [Juli] (Montags) 1807. Nachts 11 Uhr.[6])

Es ist recht fatal, daß die Entschließungen wegen der kaiserlichen Abreise und Tour so oft variieren und dadurch auch in Weimar viele Un-

---

[1]) Dr. Christian Gottlob Voigt, Regierungsrat in der Landesregierung Weimar, der Generalpolizeidirektion, der Stadtpolizeikommission Weimar, auch Geheimer Archivar.

[2]) Senatus Populus Que Winariensis.

[3]) Johann Ernst Wickler, Rat und Amtmann in Berka (an der Ilm).

[4]) Oberförster in Berka.

[5]) Oberförster in München bei Berka.

[6]) Zusammen mit den folgenden Stücken nach dem Vermerk Voigts auf dem Schreiben Müllers vom 22. „erhalten 23. Juli [1807] früh 8 Uhr vom Herrn [Fr. A.] v. Fritsch bei Retour Durchlaucht Herzogs".

ruhe und Beschwerde machen werden. Inzwischen kann doch niemand so viele davon hab'en als ich.

Folgendes ist gewiß: Weil Buttelstedt auf den Landkarten näher als Weimar scheint, so hatte der Oberpostdirektor gestern Einwendungen gemacht, die Route über Weimar zu lassen, weil er in Tilsit strengen Befehl erhalten, überall den nächsten Weg zu wählen. Der Kaiser hatte nicht ausdrücklich befohlen, über Weimar zu gehen, sondern geglaubt, es verstehe sich von selbst; daher getrauten sich die Offizianten nicht, darüber erst anzufragen, und nahmen lieber die vorgestrigen Befehle wieder zurück.

Heute drang ich selbst zu Seiner Majestät, welche äußerst gnädig war und mir auf meine Bemerkungen über Buttelstedts Wege sagte, daß er über Weimar nach Gotha gehen und dort (in Weimar) mit Vergnügen den Herzog und die Herzogin sehen werde; ich möchte aber mit seinem Oberstallmeister sprechen, damit es keine Schwierigkeiten gebe.

Dies tat ich denn auch, und dieser versprach, beistimmigen Bericht zu machen und die Definitiv-Ordre des Kaisers heute noch zu erbitten. Da aber die Audienzen Dalbergs[1]) und des österreichischen Gesandten v. Vincent[2]) von 1—5 dauerten, dann schnell nach Pillnitz und von da in die italienische Oper gefahren wurde, so konnte dies noch nicht geschehen, und ich erwarte erst die letzte Bestimmung morgen früh. Inzwischen rät Caulaincourt, der Oberstallmeister, man möge nur 150 Pferde in Buttelstedt und eben so viel in Weimar bereit halten.

Weggehen wird der Kaiser Mittwochs [den 22.] sehr früh und könnte also wohl Donnerstags früh in Weimar oder Buttelstedt sein, wenn die Reise nicht nochmals verschoben wird. Die weimarischen arrangements wird Herr v. Egloffstein nochmals spezifizieren.

Es ist auf jeden Fall höchst wichtig, daß unsere Höchsten Herrschaften den Kaiser noch unterwegs sprechen und ihm alle mögliche Attention erzeigen. Serenissimus fühlt dieses ganz.

Daß Napoleon in Gotha über Nacht bleiben werde, wie man dort glaubt, ist höchst unwahrscheinlich. Höchstens wird er dort dinieren. Wegen Gotha vorzüglich aber ist es mir so äußerst wichtig, zu machen, daß er auch über Weimar gehe. Tut er es nicht, wie es jedoch jetzt ganz scheint, so ist es durchaus keine besondere Intention, sondern bloß ursprünglicher Irrtum der kaiserlichen Postoffizianten daran schuld, wie ich mündlich näher beweisen kann. Hätte Serenissimus, wie ich so sehr bat, in der Audienz ein Wort darüber gesagt, so hätte sich gleich alles fixiert! ...

Talleyrand wird später als der Kaiser, mit Dalberg und allen fran-

[1]) Emmerich Joseph Reichsfreiherr v. Dalberg, badischer Minister des Auswärtigen.

[2]) Karl Freiherr v. Vincent, General.

zösischen Geheimen Secrétairs, über Weimar gehen. Ich bleibe hier, begleite ihn, und soll auch mit ihm nach Würzburg. Für Herrn Labesnardière[1]), seine Schwester und 5—6 andere Herren vom Département [politique] wollen Serenissimus 5—6 Zimmer im Alexanderhof bestellt wissen. Talleyrand wird im Schloß wohnen. Ich denke etwa, Freitags [den 24.] Abend werden wir anlangen. Serenissimus wird morgen Abend abgehen, um 6—8 Stunden vor dem Kaiser in Weimar zu sein und um ihm entgegen oder nach Buttelstedt reiten zu können. So lange, bis Serenissimus kommt, wird die Jägerei wohl auf jeden Fall in Weimar bleiben können, gleichwie die Husaren. Sie sind dann schnell in Buttelstedt, wenn es ja noch dahin sein sollte. . . .

Ich schließe, da es 1 Uhr schlägt und Finger und Augen nicht mehr fort wollen. . . .

Egloffstein an Voigt

StA. Weimar D 330 Bl. 154. Eigenhändig.

[Dresden, den 22. Juli 1807. Früh morgens.]

Eben, als ich schon abfahren wollte, um wegen der Durchreise Seiner Französischen Majestät in Weimar alles zu präparieren, resolvierte Serenissimus, mich . . . nach St. Petersburg zu schicken. Ich lege daher den in Eile entworfenen Aufsatz bei, damit Euer Exzellenz diejenigen Punkte, so nicht für den Hof gehören, gütigst besorgen möchten und dann solche dem Herrn v. Pappenheim zur weiteren gefälligen Verfügung, nachdem zuvörderst Durchlaucht Herzogin solche genehmigt, zuzufertigen geruhen wollen.

Der Tag der Ankunft ist schon mehrmalen hinausgeschoben; man vermutet aber, daß Seine Majestät künftigen Donnerstag [den 23.] sehr früh in Weimar eintreffen werden. Es kommt aber vorher noch bestimmte Nachricht!

Was die Stadt übrigens machen und Seine Majestät bekomplimentieren wird, überlassen Serenissimus Euer Exzellenz gefälligen Einleitung. . . .

Egloffstein an Voigt

StA. Weimar D 330 Bl. 147. Eigenhändig.

Dresden, den 21. Juli [1807]. Abends $5^1/_2$ Uhr.

Crone soll Euer Exzellenz die abermals in sehr großer Eile aufgesetzten Préliminair-Vorkehrungen überbringen, nach welchen Sie jeder Behörde das ihrige mitzuteilen die Güte haben werden. . . .

In der Post möchten Euer Exzellenz bestellen lassen, daß der französische Oberpostdirektor Boudin mit Wein und Essen traktiert werden möchte, und hierzu einen guten Menschen beordern. . . .

---

[1]) Jean Baptiste de Labesnardière, Directeur de la première division politique.

Die Liste der Suite folgt ... bei.

Ich mußte mich länger hier aufhalten, als ich glaubte. Hoffentlich bald mehr Gutes.

Gefolge Napoleons

StA. Weimar D 330 Bl. 148. Schreiberhand.

Service de Sa Majesté l'Empereur et Roi

Partant de Dresde le 20 [richtig: 22] juillet 1807.

	Postillons	Chevaux
Calèche 192. M. Roust, Maître d'Hôtel	1	4
Calèche 168. M. Pelard, Valet de Chambre	1	4
Britzeska. M. Senechal, Valet de Chambre	1	4
Pourvoyeuse 38. M. Gerard, Maître d'Hôtel	2	6
Calèche. Deux Inspecteurs des Postes	1	3
Un Piqueur	—	1
Service personnel		
Berline 8. Le Grand Ecuyer	2	6
Berline 126. Sa Majesté	3	8
Berline 89. Le Maréchal Bessières et Aide de camp	2	6
Calèche 187. M. Meuneval, Secrétair Intime	1	4
Calèche 127. M. d'Albe et M. Yvan	1	4
Calèche 186. M. Pfister et M. Constant	1	4
Pourvoyeuse 110. M. Hubert et M. Collin	2	6
Berline 24. M. Leclerc	2	6
Calèche 198. M. Guenebault	1	4
Calèche. M. Felix	1	4
Calèche. Grand-Maréchal	1	4
Britzeska de la Suite	1	4
Deux Calèches du Commissariat des Postes	2	6
4 Courriers, 4 Piqueurs, 2 Sous-Inspecteurs	—	10
Calèche. M. Chazal, Chef des Courriers	1	3
Total	27	101

Egloffstein an Voigt

StA. Weimar D 330 Bl. 149. Eigenhändig.

[Dresden, den 21. Juli 1807.]

Auf den Fall Seine Majestät Kaiser Napoleon über Weimar gehen, so möchte nach Serenissimi höchster Äußerung Folgendes zu arrangieren sein.

1) Es wird ein Zug von 8 Pferden bis Rödigsdorf entgegen geschickt. Ein Stallmeister, sowie die Jägerei, reiten zur Seite des Wagens und vor; einige Husaren eröffnen und beschließen den Zug. Ein

Kavalier meldet seine Jägerei und der Stallmeister die Pferde durch den Kavalier oder Offizier, so mit dem Kaiser reitet oder im Wagen sitzt.

2) Bei der Ankunft ist die Wache im Schlosse zu verstärken, auch 2 Mann im Portal, wo der Kaiser einfährt, im Hofe, und 2 nach der Sternbrücke zu; auch ist wo möglich 1 Offizier im Kegeltor zu kommandieren und beim Ausfahren beim Erfurter Tor.

3) Dafern Herr v. Lyncker ein Douceur schon erhalten hat, so bekommt Herr v. Seebach den Dienst bei dem Kaiser und wo möglich Lyncker oder Lasberg[1]) bei dem jetzigen König von Westfalen (Prinz Jérôme), um beide zu servieren. Sind Kammerjunker anwesend, auch 2 Kammerjunker.

4) Sämtliche Kavaliers und Herren Ministers werden wohl auf Befehl Serenissimae zum Empfang zitiert werden.

5) Beim Abgang Seiner Majestät wird es gehalten wie bei der Ankunft, mit dem Fahren und Reiten bis an die Grenze oder Nohra.[2])

Im Fall Seine Majestät über Buttelstedt reisen, so möchten

1) wie bei Weimar Wagen, Pferde nach Buttelstedt, und noch 3 gute Hand-Reitpferde dahin geschickt werden, falls Seine Majestät reiten wollen,

2) ein Zelt mit nötigen Eß- und Backwerk-Waren, Wein, Bier und Schnaps für 80—90 Menschen auf einem guten Platz bei Buttelstedt parat gemacht und

3) durch Herrn v. Pappenheim und Kammerherren mit Zuziehung Herrn Hofkammerrats Kirms[3]), Fouriers, Bedienten, auch Offizianten möglichste Honneurs gemacht werden.

Nota. Es kommt noch bestimmtere Nachricht
wegen Ankunft Seiner Majestät vorher.

Müller an Voigt

StA. Weimar D 330 Bl. 143—45. Eigenhändig.

Dresden, den 22. Juli 1807, Früh 1 Uhr.

Euer Exzellenz werden sich gewiß sehr mit mir freuen, daß es mir gelang, den Kaiser annoch von Buttelstedt abzubringen und über Weimar zu dirigieren. Was würden die Gothaner gesagt haben, was alle Welt gedacht! Darum stellte ich aber auch alles auf die Spitze, drang

[1]) Friedrich August Ludwig v. Lasberg, Kammerherr und Hauptmann.

[2]) Dorf zwischen Weimar und Erfurt.

[3]) Franz Kirms, Hofkammerrat beim Marschallamt und Stallamt.

ohne Meldung nochmals zum Kaiser und fand ihn glücklicherweise sehr heiter gestimmt. ...

Talleyrand kommt 24 Stunden später und logiert mit Dalberg im Schlosse. Er braucht 40—48 Pferde, und ich soll Euer Exzellenz dringend bitten, recht gute Pferde für ihn bereit zu halten und auch nach Erfurt, Gotha und Eisenach davon avertieren zu lassen. Die Bestellung von 6—7 Zimmern im Alexanderhof für Herrn Labesnardière und die übrigen Attachés empfehle ich nochmals Ihrer gütigen Fürsorge und bitte, sagen zu lassen, daß man die besten Meubles hineinbringe. ... Herr Boudin, Inspecteur Général des Postes, ... muß sehr fetiert werden. Er kommt 1—2 Stunden vor dem Kaiser und tritt bei Büttnern in der Post ab. Diesem wird man am besten 6—8 Bouteillen guten Weines, etwas Geflügel und Braten vom Hofe senden, um Herrn Boudin weidlich zu bewirten. Es ist dieses höchst nötig, und dieser Mann hat uns viele Gefälligkeiten hier getan. Er wünscht einen Interprête zu finden; Schnauß[1]) oder Peucer[2]) möchten ja wohl passen, oder noch besser vielleicht Stichling.[3]) Es ist ein sehr artiger Mann. Ich bitte ihn auch in Eisenach an Koch[4]) in derselben Art zu empfehlen. ... Besonders empfehle ich auch den Staatsminister Maret, der entweder mit oder gleich nach dem Kaiser kommt, und seine Suite zur besten Aufnahme. Wir dürfen hierinnen nichts sparen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie froh es mich macht, daß ich den Kaiser doch noch nach Weimar gebracht habe. ...

Fritsch (K. W.) an Voigt

StA. Weimar D 330 Bl. 155. Eigenhändig.

Weimar, den 23. Juli 1807.

Euer Exzellenz werden mir erlauben, noch einer Feierlichkeit zu dem Empfang des Kaisers zu erwähnen, welche, wie man mir soeben sagt, in Frankreich allgemein Sitte ist: Glockengeläute. In Gotha wird nach Versicherung einiger Personen geläutet, ebenso hält man es in sächsischen Städten, wahrscheinlich geschah es auch in Dresden. Sollte es bereits angeordnet sein, so verzeihen Euer Exzellenz diese Erinnerung.

---

[1]) Johann Ludwig Schnauß, Legationsrat und Geheimer Sekretär.

[2]) Welcher von den drei in Betracht kommenden Peucers hier gemeint ist, ist nicht klar zu ersehen: Christian Friedrich P., Stadtschreiber, Gerichtsaktuar und Hofadvokat; Johann Friedrich P., Extraordinar-Hofadvokat; Christian Friedrich Karl P., Amtsadvokat.

[3]) Karl Wilhelm Konstantin Stichling, Steuerrat und Kammerassessor.

[4]) Christian Friedrich Koch, Rat und Oberkonsistorialsekretär.

Pappenheim an Voigt

StA. Weimar D 330 Bl. 157. Eigenhändig.

[Weimar, den 23. Juli 1807.] Um 1/2 3 Uhr morgens.

Serenissimus sind soeben angekommen um 2 Uhr. Sie wissen nichts Gewisses, wann der Kaiser kommt. Geläutet soll nicht werden. Ich lasse durch den Kammerfourier[1]) überall bestellen, daß die Herren bis auf weitere Ordre zu Hause bleiben können. Lyncker soll von hier noch nicht abreiten, bis ich morgen [richtig: heute] frühe wieder Befehle werde bei Serenissimo eingeholt haben. Ich will Lynckern und Seebach hierher bestellen lassen. Der Herzog sagte, es kann sein, daß der Kaiser den 22. abends abgereiset ist, auch daß er den 23. morgens oder auch erst den 23. abends abreiset.

Kirms an Voigt

StA. Weimar D 330 Bl. 161. Eigenhändig.

Es ist auf alle Fälle alles bereit, man darf nur in die Küche, Kellerei und Konditorei senden.

Weimar, den 24. [richtig: 23.] Juli 1807.

Aus dem Fourier-Buch auf das Jahr 1807

HSA. Weimar D.

[S. 152.] Den 23. Juli. Donnerstag.

Heute Nachmittag kurz nach 2 Uhr trafen des Kaisers von Frankreich Majestät in hiesiger Residenz ein und wechselten vor dem Posthaus die Pferde, worauf die Reise über Erfurt fortgesetzt wurde. Wie denn auch an nämlichem Tage mehrere französische Prinzen und Generäle hier durchgingen. Bei Hofe war alles zum Empfang in Bereitschaft gesetzt und mehrere Tafeln rangiert worden, auch waren sämtliche Hofkavaliers, Chefs der Kollegien, auch fremde Kavaliers schon zugegen. Die Herzogliche Jägerei und einige Kavaliers waren ein paar Stunden weit entgegen geritten, so wie Serenissimus selbst mit des Prinz Bernhard Durchlaucht zu Pferde entgegen gingen und den Kaiser ohnweit vor der Stadt empfingen. Bei dem Halten vor dem Posthaus erhielten die Stadträte von hier und von Jena Audienz und letzterer überreichte ein in französischer Sprache verfertigtes Gedicht. Nachdem der Kaiser während der Zeit an Durchlaucht Herzogin durch den besonders abgesendeten Großmarschall Duroc sein Kompliment ablegen lassen, geschahe die Abreise, und zwar durch die vom Rat und der Bürgerschaft errichtete Ehrenpforte, in Begleitung Serenissimi, des Herrn Freiherrn v. Pappenheim, einiger Kavaliers und der Jägerei.

---

[1]) August Christian Friedrich Martini.

[S. 153.] Den 24. Juli. Freitag.

Heute Nachmittag nach 3 Uhr kamen Serenissimus und der Herr Freiherr v. Pappenheim zurück. Sie hatten den Kaiser bis Eisenach begleitet.

Aufzeichnung Voigts

StA. Weimar D 330 Bl. 159 f. Eigenhändig.

Weimar, den 23. Juli 1807.

Als Durchlaucht Herzog diesen Morgen früh 2 Uhr hier angekommen gewesen, haben Sie Sich zur Ruhe begeben, vorher aber dem Herrn Kammerherrn v. Pappenheim befohlen, die Hofversammlung bis auf weiteren Befehl aufsagen zu lassen.

Nach 11 Uhr haben Ihro Durchlaucht die Aufwartung angenommen und hiebei eröffnet, daß des Kaisers der Franzosen Abgang von Dresden ungewiß sei, Ihro Durchlaucht aber Zusicherung hätten, daß ein wenigstens 4 Stunden früher kommender Kurier von dem Eintreffen Seiner Majestät die Nachrichten bringen würde. Bei dieser Ungewißheit haben Ihro Durchlaucht veranstalten lassen, daß durch einen Kanonenschuß ein Signal gegeben werden soll von des Kaisers Ankunft gegen hiesige Stadt. Hierauf ist alles um 1 Uhr auseinandergegangen.

Auf einmal kommt gegen 1/4 auf 2 Uhr ein französischer Kurier und meldet in der Post die Ankunft des Kaisers. Sogleich waren Serenissimus entgegengeritten, und da der Kaiser vor die Post fahren lassen, denselben von dort eingeladen, im Schlosse abzusteigen. Aber der Kaiser hatte solches deprecieret, schickte aber seinen Maréchal du Palais, Duroc, in das Schloß zur regierenden Herzogin und ließ sich nach Ihro Befinden erkundigen, auch entschuldigen, daß die Eil' der Reise nicht gestatte, sich aufzuhalten und selbst Visite zu machen.

Serenissimus haben den Kaiser zu Pferde begleitet, in dem Vorhaben, bis Eisenach zu gehen und daselbst den Kaiser zu empfangen.

Noch ist zu bemerken, daß der Kaiser zu Rödigsdorf herzogliche Pferde gefunden und [mit] ihnen hier angekommen sei.

Den 24. Juli.

Referiert Herr Kammerherr v. Spiegel, daß er mit Serenissimo gestern auf Erfurt geritten und um 1/2 4 Uhr angekommen sei. Der Kaiser kam etwas später. Vor dem Gouvernementshaus stand der Herzog von Gotha (in rotem Kleid, ganz in Silber gestickt, einen großen Hut mit sehr hoher heller Feder tragend) vor dem Tore des Hauses und folgte nebst Serenissimo nostro in des Kaisers Vorgang. Der Kaiser ging in ein anderes Zimmer und las Depeschen, die aus Frankreich gekommen waren. Hierauf setzte er die Reise fort, nachdem er vorher mit Serenissimo sich unterredet und bedauert hatte, in der außer-

ordentlich heißen Witterung die Aufmerksamkeit der Begleitung zu übernehmen. Um 7 Uhr fuhr der Kaiser ab, und Serenissimus gingen mit dem Herrn Kammerherrn v. Pappenheim nach Eisenach, um dort den Kaiser zu empfangen.

Vor der Post allhier haltend, hat der Kaiser Napoleon eine Deputation der Akademie Jena (den Prorektor Hofrat Seidenstücker[1]), den Geheimen Hofrat Stark[2]) und den Professor Henry) angehört, über den Verlust der Akademie und Stadt Jena nachgeforscht und eigenhändig an den Rand des Memorials protokolliert. Ebenso ist eine Deputation der Stadt Weimar und Stadt Jena von Seiner Majestät gnädig aufgenommen worden.

Bericht Henrys

StA. Weimar D 330 Bl. 169—73. Eigenhändig.

Relation de ce qui s'est passé sous mes yeux à l'arrivée de Sa Majesté l'Empereur et Roi à Weimar le 23 juillet 1807.

Invité par Monsieur le Prorecteur d'accompagner la députation de l'Université et ayant reçu le même honneur de la part de la ville, je me suis proposé de me rendre aussi utile qu'il serait en mon pouvoir; et en conséquence j'ai rédigé par écrit les diverses notes dont je pourrais avoir besoin, afin de profiter de la confiance dont paraissait m'avoir honoré l'Empereur et tirer le meilleur des circonstances le meilleur parti possible. Je me réjouissais d'ailleurs et me faisais un devoir de saluer diverses personnes de la cour qui m'avaient fait amitié.

Vers onze heures me trouvant près de la poste, je reconnus la voiture de voyage de l'Empereur et entrai pour avoir quelques nouvelles. Je trouvai le secrétaire de Monsieur de Caulaincourt qui me dit qu'il était parti de Dresde le veille à deux heures, après avoir donné les ordres que tout fut attelé à six heures, temps fixé pour le départ de l'Empereur. Je crus nécessaire d'en faire avertir Son Altesse Sérénissime Monseigneur le Duc par Monsieur Stark que je croyais chez Elle. Rentré à l'Hôtel de l'Eléphant, je reçus un Gentilhomme de Monseigneur qui m'invita de passer à la cour, et après avoir rendu compte à Monseigneur, je fus reconduit par le Gentilhomme; sur ce que je représentai qu'il n'y avait personne à la poste pour recevoir au nom de Son Altesse Sérénissime les personnes distinguées qui y arrivaient et ne faisaient que charger et prendre des relais ou quelques rafraîchissements, que je croyais convenable

[1]) Johann Anton Ludwig Seidenstücker, Professor der Rechte.

[2]) Karl Wilhelm Stark, Professor der Medizin und weimarischer Leibarzt.

que Son Altesse Sérénissime désignât quelqu'un selon l'usage de toutes les cours. J'eus l'ordre de m'y transporter et de faire les honneurs comme j'aurais fait à Jéna au mois d'octobre. Mais je suis étranger à la cour et à Weimar. L'ordre fut renouvellé et sur mes représentations, il me fut répondu: Oui et au nom de Son Altesse Monseigneur le Duc.

Je me transportai en conséquence à la poste et il ne se passa pas longtemps qu'il arriva une première voiture, où se trouvaient deux officiers d'état-major, puis une autre également de trois officiers de la maison (les noms de marque sont inscrits sur le journal du bureau de la poste).

A mesure que les voitures arrivaient et prenaient les relais je parais à la portière et trouvais presque toujours des gens que j'avais vu à Jéna et qui me marquaient de la satisfaction de me revoir.

Les gens de Monsieur de Caulaincourt habitués comme attachés aux grandes écuries à être servis très ponctuellement et affectants un empressement hors de saison menacèrent d'en venir aux voies de fait. Le maître de la poste et ses commis se sauvèrent dans les galetas. L'un d'eux me rencontra, je descendis, apaisai tout, particulièrement en offrant des rafraîchissements qui dans la confusion se trouvèrent être du Champagne. L'impatience de partir fut bientôt modérée; il faut cependant convenir que le bureau de la poste a toujours eu toute l'activité et toute la diligence possible.

Sur les questions que je fis relativement au nombre des voitures le maître de la poste me représenta qu'il prévoyait n'avoir pas le nombre nécessaire de chevaux, n'ayant reçu aucune liste ni vu le Directeur français (Monsieur Boudin) chargé des détails et qui aura sans doute passé par Buttelstedt. Je demandai à l'un des voyageurs, s'il était bien vrai qu'il dût passer tant de voitures, et j'ordonnai en conséquence au maître de la poste, sur ma responsabilité en l'absence du grand voyer de la Cour chargé de ces fonctions, de retenir tous les relais de retour, de les faire rafraîchir et d'en disposer à tour de rôle, lorsque les cent cinquante chevaux commandés auraient tous été employés.

Je demandai, si la maison de Monseigneur et cette escorte usitée dans ces circonstances avait aussi besoin de chevaux. Un voyageur m'assura qu'il n'y avait personne en avant pour complimenter.

Vers deux heures et demi, je crois, arriva une voiture à six chevaux et je reçus un seigneur saxon qui sans décliner son nom me dit qu'il était envoyé par le Roi, son maître, pour parler à l'Empereur à Weimar, s'il s'y arrêtait, et hors de ce cas à Gotha. Je lui proposai au nom de Monseigneur le Duc de monter au château et lui offris des rafraîchissements, pendant qu'il s'occupait d'une sorte de toilette. J'envoyai cependant l'annoncer et prier de m'adresser quelqu'un qui

pût le recevoir avec les honneurs dûs à son caractère; il ne vint personne. Cependant l'envoyé me dit que très certainement l'Empereur n'était pas loin et je fis tirer le canon faisant aussitôt prévenir Monseigneur de cette nouvelle.

Monsieur de Caulaincourt arriva avec deux officiers d'un rang très distingué qui avaient assisté au concert à Jéna. Je le pressai de monter au château; mais il me répondit que quelque désir il en eût il ne pouvait s'arrêter. Il refusa pareillement les rafraîchissements. Les deux messieurs qui l'accompagnaient demandèrent de l'eau et du vin et sans descendre de voiture. Je remis à Monsieur [de] Caulaincourt les mémoires que je lui avais préparés, dont l'un concernait une adresse de remercîment de la part des Catholiques jointe à un mémoire en mon nom sur la manière de doter un prêtre qui pût me remplacer, afin que je rentrasse dans ma patrie, quand une fois je serais assuré que mes paroissiens jouiraient d'une cure bien fondée. Les deux pièces ainsi que les autres mentionnées plus bas seront copiées incessament et mises sous les yeux de Monseigneur. Monsieur de Caulaincourt m'a confirmé ce que son secrétaire m'avait dit de son estime toute particulière pour Monseigneur et de la joie qu'il aurait de pouvoir se montrer son serviteur. Il m'assura de sa faveur, s'il était besoin pour l'Université et cet article se trouve dans le procès verbal dressé par Monsieur le Prorecteur.

A peine fut-il parti que j'allai retrouver l'envoyé et nous nous acheminâmes vers le château, quoique j'eusse perdu l'espérance que l'Empereur dût y monter. J'y conduisais l'envoyé lorsqu'arrivés près de l'arc de triomphe nous vîmes passer Monseigneur avec toute sa suite et peu après faire halte au milieu du pont, l'Empereur étant à portée. J'eus toutes les peines du monde de prouver un passage libre pour faciliter le retour de l'envoyé et n'étais pas encore trois minutes à la voiture de l'Empereur, lorsque j'ouis dire à Monseigneur: „L'Université de Jéna!" Sans manteau, sans autres préparatifs je me glissai près du Prorecteur et l'Empereur daigna reconnaître le curé. (Ce qui s'est passé en présence de Monseigneur est rappelé dans le procès verbal de l'Université et dans celui de la ville.) Au moment du départ Monseigneur daigna me dire: „Monsieur Henry, j'accompagne l'Empereur, ayez la bonté de continuer de recevoir la suite de Sa Majesté." Confus de cet honneur je le fus encore plus d'apercevoir que dans la voiture ces paroles y étaient entendues.

Peu de minutes après arrivèrent les courriers particuliers de l'Empereur et les courriers d'Etat. Je les fis descendre et rafraîchir.

Monsieur le secrétaire du cabinet de l'Empereur me vit à peine de la voiture suivante qu'il m'appela et me parla de Jéna. Il ne m'entretint que de ce qui pouvait me concerner, mais j'eus soin de lui insinuer ce que je crus avantageux au service de Monseigneur

et aux intérêts de Jéna. Il prit un petit rafraîchissement sans descendre. Monsieur le général N. en fit autant. J'appris que le Prince Jérôme n'était pas loin. Je priai Son Altesse Monseigneur le Prince Bernard d'aller à sa rencontre, et malheureusement il n'y avait là, ni escorte, ni aucune personne attachée à la cour.

Cependant arriva Monsieur le Général d'Albe et Monsieur Yvan, médecin ordinaire de l'Empereur. Ils nous dirent le Prince Bernard étant présent, que Monseigneur le Maréchal Bessières, le seul de marque qui devait arriver après le Prince Impérial, avait versé en route et était arrêté. Je demandai à Son Altesse le Prince Bernard la permission de faire atteler six chevaux pour aller lui offrir une voiture, mais le général reprit que c'était à treize lieues d'ici, nous eûmes une conversation particulière sur ce qui s'était passé entre nous à Jéna. Ils ne descendirent pas et acceptèrent des rafraîchissements.

Cependant le Prince monta à cheval et reparut bientôt après le Prince Impériale. Je pris la liberté d'ouvrir la portière, de lui présenter le Prince Bernard comme le recevant au nom de Monseigneur qui accompagnait l'Empereur et de faire des instances pour qu'il se laissât conduire au château chez Madame la Duchesse. „L'Empereur est-il au château?“ — „Il est parti.“ — „Je ne puis donc m'arrêter.“ Refusant des rafraîchissements il causa avec le Prince et j'allai donner mes soins aux voitures qui suivaient.

Deux courriers descendèrent et rafraîchirent à la poste; ils me dirent que le maréchal s'était jeté dans une voiture de courrier et était déjà en avant, ce que je ne pus croire ayant confiance que je l'avait reconnu. J'en prévins pourtant le Prince et écrivis deux mots d'affaire au maréchal. Les courriers s'en chargèrent, ceux-ci partis arriva un autre courrier qui m'assura avoir laissé le maréchal à Leipsic, mais qui suivait et arriverait dans une heure. Il était près de six heures. La députation de l'Université m'attendait, j'avais déjà changé d'habits à la poste. Je demandai mon congé au Prince, le suppliai de dire à Monseigneur que je me trouvais heureux d'avoir pu me montrer son serviteur, que je trouverais le maréchal avant Umpferstedt et que je lui rendrais compte des affaires qu'il m'avait confiées, ajoutant que je ferais mon rapport et prendrais la liberté de l'adresser à Monseigneur.

J'avais appris que Monsieur Bouchard était commandant de Marienwerder avec le titre de commandant général. Je montai en voiture.

Je rencontrai le maréchal au-delà du Webicht, je lui rendai compte de ses affaires, répondis à ses questions de famille, lui dis qu'en l'absence de Monseigneur le Prince son fils avait été au-devant de Son Excellence et que trompé par un faux bruit il s'en était retourné

et disposé à prendre une voiture pour aller la lui offrir, qu'à présent il attendait pour le conduire chez Madame la Duchesse, s'il se trouvait indisposé de la chute. Il me répondit qu'il était fort pressé, qu'il se faisait néanmoins une fête de voir le brave Prince Bernard dont on ferait un héros, et que quant à ses affaires il avait ordonné à son aide-de-camp de passer dans huit jours à Jéna avec Monsieur Larrey, inspecteur général des établissements de santé. Je lui fis quelque recommandation accompagnée d'un mémoire pour Monsieur Duriann, directeur de l'hôpital, lui dis les voeux de la ville et de la commission par rapport à ce galant homme. Le maréchal était accompagné du général Mouton qui avait mangé deux fois avec nous chez l'Empereur à Jéna. Je ne rencontrai plus que quelques voitures insignifiantes jusqu' à Umpferstedt.

Les laquais m'ont présenté deux bons à signer pour vins et pains fournis aux rafraîchissements. Ils m'ont ensuite présenté un de ces bons à surcharger. J'ai ordonné et demandé ce que j'ai cru nécessaire, mais je me suis peu inquiété de la surveillance. La date est du 20., ce qui est un erreur.

Jéna, 24 juillet 1807.

Henry an Voigt

StA. Weimar D 330 Bl. 174. Eigenhändig.

[Vermerk Voigts:] präsentiert 25. Juli 1807.

[Jéna, 24 juillet 1807.]

J'ai cru à propos de rendre compte de ce que j'avais fait hier. Votre Excellence, en le mettant sous les yeux de Monseigneur, voudra bien excuser le style sur la précipitation avec laquelle j'ai travaillé, joint à l'extrême fatigue que j'éprouve.

Monsieur Eickstädt[1]) m'a dit qu'il n'oserait pas parler de la mauvaise foi du libraire, si Votre Excellence ne le mettait sur les voies. Il est riche et ne sait ce qu'on souffre des injustices quand on n'a pas de fortune.

[Vermerk Voigts:] Ich habe auf höchsten Befehl diese 6 Carolins bezahlt.[2])

---

[1]) Dr. Heinrich Karl Abraham Eichstädt, Geheimer Hofrat, ord. Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, Oberbibliothekar der Akademischen Bibliothek und Direktor der Lateinischen Gesellschaft zu Jena.

[2]) Die Veranlassung des zweiten Abschnitts und des darauf bezüglichen Vermerks Voigts ist unbekannt.

Müller an Voigt

StA. Weimar D 330 Bl. 162. Eigenhändig.

Dresden [den 23. Juli 1807] Donnerstag Abend 9 Uhr.

Euer Exzellenz melde schleunigst, daß Talleyrand erst morgen Abend abgeht und nicht über Weimar kommt, sondern über Bayreuth, Bamberg. Labesnardière aber kommt Sonntags oder spätestens Montags mit mir. Es brauchen daher nur 4 Zimmer im Alexanderhof oder Erbprinzen bereitet zu werden. ...

Ich hoffe doch, daß der Kaiser angehalten und nicht überrascht haben wird?

Herr Leroux, Chef de la Division politique du Sud, nimmt diesen Brief mit. ...

Müller an Voigt

StA. Weimar D 330 Bl. 163. Eigenhändig.

Dresden [den 24. Juli 1807] Freitags Nachmittag.

Morgen Abend oder gegen Nacht wird Maret durch Weimar gehen. Er will sich nicht aufhalten. Man würde aber wohl tun, jemanden auf der Post oder selbst zu Auerstedt zu haben. ... Talleyrand geht in einer halben Stunde weg nach Bayreuth. Labesnardière kommt erst Montags nach Weimar, ich aber schon Sonntags. Du Moustier geht auch morgen Abend durch Weimar. ... Der Überbringer ist auch sehr zu fetieren, es ist Herr Durand de St. Andrée, Bruder des Ministers. ...

In größter Eile. Ich schreibe dies im Vorzimmer Talleyrands auf meinem Knie.

Friedrich v. Müller: Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813. Braunschweig 1851. S. 156—58.

... Um so mehr schien viel darauf anzukommen, daß der Kaiser vermocht würde, seine Rückreise nach Frankreich durch das Weimarische, nicht über die kürzere Militärstraße durch Buttelstedt, wie es verlautete, sondern über Weimar selbst zu nehmen und dort wenigstens ein Frühstück einzunehmen, wo sich dann, besonders bei der hohen Achtung, die Napoleon der Herzogin Luise widmete, günstige Eindrücke hoffen lassen konnten. Ich wendete daher alles an, um die nächste Umgebung des Kaisers für die Reiseroute über Weimar zu stimmen.

Die desfallsigen Anordnungen hatte zunächst der Oberstallmeister Caulaincourt zu treffen, und dieser versprach mir, soviel irgend an ihm liegen könnte, für unsere Wünsche zu wirken, doch schien es ihm noch zweifelhaft, ob der Kaiser, der bereits ein Mittagessen bei dem Herzog von Gotha angenommen habe, von seinem Plan, den kürzesten Weg über Buttelstedt zu wählen, abzubringen sein würde.

Am Vormittag vor der Abreise des Kaisers ward Abschiedsaudienz für die fremden Gesandten angesagt. Als der Kaiser mich fragte, wie die Herzogin von Weimar sich befinde, besann ich mich nicht lange zu antworten: „Sie wünscht nichts sehnlicher, als Euer Majestät bei Ihrer Rückreise nach Paris in Weimar einkehren zu sehen, und ohnehin ist der Umweg gegen die Militärstraße höchst unbedeutend." Napoleon erwiderte hierauf sehr freundlich: „Wenn es der Herzogin Freude macht, will ich es recht gern tun. Ich werde mit Caulaincourt darüber sprechen."

Nun eilte ich zu letzterem und verlangte feste Zusicherung. Sofort fertigte ich einen Kurier nach Weimar ab, und alles schien aufs erwünschteste eingeleitet. Doch auch diesmal sollten unsere Hoffnungen scheitern. Der Kaiser, gegen Abend von Dresden abgereist, traf schon so zeitig vormittags in Weimar ein, daß der Herzog, der nach aller Berechnung ihn erst später erwartete, kaum Zeit hatte, ihm einige hundert Schritte entgegen zu reiten. Napoleon aber hatte geglaubt, ihn schon an der Landesgrenze zu finden, und war über dieses Versäumnis so empfindlich, daß er nur an der Post umspannen ließ und sogleich weiter nach Gotha fuhr. Der Herzog begleitete ihn zwar bis Erfurt und auf die dortige Festung, allein der günstige Moment in Weimar war und blieb versäumt.

Wie groß war mein Verdruß, als ich am andern Tag nachkam. Bald darauf langte auch der Staatsrat Labesnardière an und speiste bei mir.
. . .

Hegel an Ziegesar

GSA. KMA. 168. Eigenhändig.

Da ich vermute, daß man vielleicht Höchsten Orts wissen möchte, was Herr Professor Henry an den Kaiser geschrieben, so habe ich ihn ersucht, mir zu kommunizieren, was er der Jenenser wegen an den Kaiser Napoleon geschrieben habe. Er hat die Güte gehabt, mir solches abschriftlich mitzuteilen, und lege es zum nötigen Gebrauch bei.

Jena, den 4. November 1807.

Bittschrift Henrys an Napoleon

GSA. KMA. 655. Eigenhändige Abschrift.

Copie d'un placet présenté à l'Empereur à son passage à Weimar [le 23 juillet 1807.]

L'heureuse paix rendue à toute l'Allemagne remplit d'une juste espérance la partie innocente des habitants, victimes d'une lutte qui leur était étrangère.

Jéna, premier théâtre des scènes sanglantes que le plus humain des monarques veut faire oublier en cicatrisant toutes les plaies, saigne

encore après neuf mois de privations et de sacrifices. Les pertes énormes pour une ville sans industrie ont été mises sous les yeux de l'Intendant général; aucun des habitants pillés par le soldat n'a pu, ne pourra peut-être recouvrer sa première aisance, et les malheureux incendiés n'ont point reçu de secours efficaces.

J'ai écrit de tous côtés pour obtenir en leur faveur quelque soulagement; mais l'on m'a répondu des meilleures villes qu'une guerre générale obstruait tous les canaux de la bienfaisance, plusieurs m'ont engagé à recourir aux libéralités de Sa Majesté l'Empereur et Roi.

C'est une démarche que je ne puis me permettre comme simple particulier, mais tout au plus comme curé de cette ville; il est de mon état d'intercéder autant que je puis pour les malheureux, et je l'ai promis à tant d'infortunés qui connaissant les faveurs dont Sa Majesté m'a honoré sont venus déposer leurs peines dans mon sein et croient que je puis tout parcequ'ils voient mes sollicitudes s'étendre également à tous.

Oserai-je donc représenter que le feu en dévorant dix-neuf maisons habitées par quelques bourgeois aisés et par une population dont toute la richesse consistait en mobilier et dans les instruments de professions utiles, très peu ont pu se soustraire à une pauvreté totale, et le grand nombre n'a encore pu couvrir parfaitement sa nudité.

Sur l'ordre qui m'en sera donné je présenterai un détail affligeant qui n'est utile que pour former la base d'une juste répartition je me contente de dire que les maux sont grands et que quand le 13 octobre j'eus l'honneur de présenter aux pieds du trône les gémissements d'un peuple consterné je conçus l'espoir que Sa Majesté daignerait illustrer par sa bienfaisance une ville dont le nom est devenu si célèbre dans l'Europe par les nouveaux lauriers dont elle ceignit le front du plus auguste des monarques.

(signé) Henry, curé et professeur.

[Nachschrift.]

Ce placet en forme de mémoire devait être remis à quelqu'un de la suite de Sa Majesté. Les circonstances ont voulu que les questions que me fit l'Empereur me fournirent l'occasion de le remettre à lui-même, y étant excité par l'accueil qu'il nous fit et par la réflexion que dans la rapidité du passage il n'y aurait pas d'occasion de le recommander à d'autres.

Le 13 octobre [1806] des circonstances personnelles m'ayant obligé à m'adresser directement au Prince de Neufchâtel qui m'avait très spécialement ordonné de veiller au bien général et de lui écrire au besoin, j'ajoutai à mon mémoire les mots suivants:

Cette ville se voit menacée de nouveau par l'impossibilité de remplir les engagements qu'elle a été forcée de prendre et par la nécessité de retarder les payements de fournitures faites par des bourgeois peu aisés qui viennent sans cesse me demander quand arriveront les fonds destinés à les rembourser. Un surcroît d'inquiétude vient de l'obligation où elle se trouve de payer la contribution de guerre qu'elle ne peut sans un ordre précis de l'Empereur compenser par le balancement de ce que la France lui doit comme avances faites à l'hôpital. Oserai-je user pour cet objet de la grâce spéciale que Votre Altesse m'a faite en m'ordonnant de Lui écrire au besoin, La supplier de faire attention à cette pressante nécessité.

Fritsch (K. W.) an Ziegesar

GSA. KMA. 168. Eigenhändig.

[Weimar, Anfang November 1807.]

Ich remittiere Ihnen, bester Ziegesar, den Brief, den Sie mit dem besten Effekt bei Müller in Paris abgeben können, welcher diese Angelegenheit zu unterstützen beauftragt ist.[1])

[1]) Friedrich v. Müller war von August bis Dezember 1807 weimarischer Gesandter in Paris.

Herzog Karl Augusts Heimkehr aus dem Befreiungskrieg

Mit vier unbekannten Denkschriften Goethes

Von Willy Andreas (Heidelberg)

Nach Abschluß des Vertrages von Pont-à-Tressin (12./13. April 1814) konnte Karl August seine Mission auf dem belgischen Kriegsschauplatze als erfüllt betrachten. Unterm 20. April verabschiedete er sich mit einem Dankerlaß von den heimkehrenden Kompanien der Freiwilligen Jäger. Er selbst aber schlug nicht wie diese den Weg nach Thüringen ein, sondern begab sich über Cambray, St. Quentin und Compiègne nach Paris. Am 23. April 1814 traf er daselbst ein und verweilte hier bis zum 4. Juni. Dann schloß er sich der Fahrt an, die Kaiser Alexander von Rußland und Friedrich Wilhelm III. von Preußen nach England unternahmen. Sie dauerte bis Mitte Juli.

Mittlerweile sah man in der Heimat der Rückkehr des reiselustigen Herzogs mit Ungeduld entgegen. In der Erwartung, daß er im Verlaufe des Juli erscheinen werde, machte man sich in Weimar mit Eifer an die Vorbereitungen zu einem großen, festlichen Empfang. Johanna Schopenhauer gibt davon in einem ihrer Plauderbriefe eine ironisch gefärbte Schilderung.[1] Unterm 27. Juni schreibt sie an Karl August Böttiger:

Wir leben hier ziemlich ruhig fort, Sie kennen ja das Weimarsche Völkchen, jetzt haben wir nichts im Kopf als Blumenfestons, Girlanden, Trophäen und Draperien so bunt als möglich; denn unser Herzog kommt nächsten Monat zurück, und da soll alles zum festlichen

[1] 'Damals in Weimar! Erinnerungen und Briefe von und an Johanna Schopenhauer'. Herausg. von H. H. Houben. Leipzig 1924. S. 186.

Empfange glänzen und kränzen. 5000 Dichter sind schon in Requisition gesetzt, sagt Freund Meyer; denn aus allen Fenstern sollen Gedichte, ganze Hände voll, auf ihn herabregnen wie die Drageen beim Karneval in Rom, alle Häuser werden mit Blumen und Teppichen geziert, aus allen Fenstern sollen engelschöne Gesichter herablucken, wer kein hübsch Gesicht hat, darf gar sich nicht blicken lassen. Der Zug geht zum Erfurter Tor durch die Esplanade über den Markt zum Schloß, nur die Häuser, bei welchen er vorbeigeht, werden dekoriert, die Damen aber, die in den entferntern Straßen wohnen, werden aufgeboten, denen, die an der Straße wohnen, mit Rat und Tat beizustehen. Das Reußische Haus, Ihnen unterm Namen Hôtel d'Egloffstein wohlbekannt, dicht neben dem Theater, welches ich jetzt zum Teil bewohne, ist eins der schönsten und größesten; zu meiner Freude haben Goethe und Frau v. Heygendorf sich erboten, mir zu helfen, und so darf ich hoffen, daß es sich vorteilhaft auszeichnen werde, indessen schwirrt mir doch der Kopf von alle dem Messen und Beratschlagen. Das Schönste dabei ist: wir riskieren, daß unser guter Dux uns einen Streich spielt und ankommt wie ein Dieb in der Nacht. Das Palais der Herzogin Amalia wird in geheimnisvollem Glanz der Maurerei alle andern überstrahlen, alle partie[s] honteuses, als da sind Gartenmauern, Ställe etc., werden mit grünen Kolonnaden künstlich verbaut, genug, die Welt soll staunen ob der großen Dinge in Weimar, alles soll magnifique sein et pas cher, das ist die Hauptsache.

Es war naheliegend, daß auch Goethe, der zu jener Zeit eine Badekur in Berka machte, Gelegenheit erhielt, seine Ansichten über die Feier zu äußern und Anregungen dafür zu geben. Am 18. Juni, als er vorübergehend nach Weimar gekommen war, sprachen nach Tisch der Geheime Rat v. Müller und der Bürgermeister Kuhn vor, um sich „wegen des Herzogs Empfang" mit ihm zu bereden. Am 19., den er gleichfalls noch in Weimar verbrachte, waren mittags Riemer und Johann Heinrich Meyer bei ihm, und es ist wohl anzunehmen, daß dabei über das gleiche Thema gesprochen worden ist. Denn am Abend wurde das „Schema zu des Herzogs Empfang" „zusammen redigiert und abgeschrieben". Daß auch Meyer bei dieser redaktionellen Handlung noch zugegen gewesen sei, ist aus dem Worte „zusammen" nicht zu schließen; wohl aber war es Riemer: denn von dessen Hand ist die Abschrift hergestellt, die Goethe zum Schluß mit dem Datum und seinem Namenszuge versehen hat.

Ich fand dieses Stück anläßlich meiner Vorarbeiten zu einer

Karl August-Biographie in einem Aktenfaszikel des Kanzler v. Müller-Archivs, das die Aufschrift trägt: 'Den Empfang Serenissimi aus dem Felde betreffend.'[1])

Das bisher ungedruckt gebliebene Schriftstück, im Manuskript sechseinhalb Seiten umfassend, bekundet in anziehender Weise die dem alternden Goethe eigentümliche Vorliebe für sinnvolle Förmlichkeit und festliche Aufzüge, zugleich aber auch die liebevolle Sorgfalt seiner Überlegungen. Es hat folgenden Wortlaut:

[Die erste Denkschrift]

Die freundliche Veranlassung, über unsers gnädigsten Herren öffentlichen Empfang nachzudenken, war mir um desto angenehmer, als ich schon seit einiger Zeit darüber gesonnen, was ich allenfalls von meiner Seite schuldigst dazu beytragen könnte. Erlaubt sey mir daher, jene zu hoffenden Stunden in verschiedene Epochen einzutheilen und so auch den Weg, welchen der Zug nehmen dürfte, in verschiedene Stationen. Dabey will ich die Mittel in Betracht ziehen, die uns zu Handen sind, und gewiß werden sich deren noch mehre finden.

1.) Die Masse derjenigen, welche Serenissimo, sowohl zu Pferd als zu Fuß, entgegenziehen, werden Durchlaucht der Erbprinz gewiß anführen. Höchstdenenselben bleibt also die nähere Bestimmung anheimgegeben; nur würde eine genauere Angabe sowohl des Ganzen als der Theile wünschenswerth seyn, damit alles beym Hin- und Herzuge in der größten Ordnung geschehe. Personen von jeder Abtheilung wären zu benennen, welche sich darüber besprächen, alles einleiteten und dirigierten.

2.) Der Weimarische Stadtrath und die Bürgerschaft nähme das Erfurter Thor zur Gränze. Dort einen Porticus zu erbauen, sind schon Vorschläge gethan, Zeichnung und Anschläge bereits

[1]) Mit gütiger Erlaubnis der Leitung des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar, das mich in meinen Forschungen stets in liebenswürdigster Weise unterstützt hat, bringe ich es hier zum Abdruck. — Zeichensetzung und Rechtschreibung sind hier und in den folgenden Aktenstücken gelegentlich der sonst von Goethe geübten Gewohnheit angepaßt worden.

gemacht; Herzogliche Kammer unterstützte die Anlage wohl mit dem Holzmaterial, das Aerarium bestritte den sonstigen mäßigen Aufwand.

3.) Von hier an machte, meo voto, die Bürgerschaft Spalier mit ihren Fahnen und Abzeichen; nur wäre zu wünschen, daß dieses zahlreicher geschähe als bey bisherigen Festlichkeiten, da wir die Rückkehr unsres Fürsten als das Hauptfest anzusehen haben, welches wir in viele Zeiten zu wiederholen wünschen.

4.) Ein solches Spalier könnte sehr leicht, und zwar gedrängt, bis ans Theater reichen, ja daran her und drüber hinaus. Das Theatergebäude würde ich vorschlagen heiter zu decorieren, welches sehr leicht möglich ist, weil wir von Teppichen, Vorhängen, Zierathen, Waffen und sonstigen Attributen soviel besitzen, daß wir sie, mit Geschmack disponiert, gar wohl herauswenden dürfen und besonders, wenn die Witterung günstig ist, mit geringer Verguldung und Anfrischung, einen trefflichen Effect hervorzubringen im Stande sind.

Hier müßte nun vor die drey Thüren, wovon eine zur Treppe offen bliebe, ein decorierter Balkon errichtet werden, auf welchem Vocal- und Instrumental-Musik sich hören ließe, um den einziehenden Fürsten wenige Minuten anzuhalten und doch auch die vor ihm Hergehenden und hinter ihm Folgenden zu ehren. In wiefern hiezu die Instrumente, welche von dem Augenblick an, wo der Fürst in den Porticus am Erfurter Thor tritt, durch ein Zeichen belehrt, zu spielen anfingen, hernach das Chor der Singenden schon da zu ertönen anhübe, wenn er um die Wochische[1]) Ecke hereinkommt — dieß alles zu berechnen und zu besorgen, wäre mit dem Herrn Capellmeister Müller[2]) zu bereden. Sodann wäre der Fürst an gedachter Stelle durch die uns bey Abwesenheit des Theaters überbliebenen Vocalitäten, theils durch einzelne, theils doppelte, theils Gesammt-Stimmen, kurze Zeit aufzuhalten; wobey zu bedenken ist, daß in solchen Fällen drey Minuten eine unendlich lange Zeit sind; wonach also alles

---

[1]) Haus des Waffenschmiedes Wocher.

[2]) August Eberhard Müller, zuerst Musikdirektor in Leipzig, seit 1809 Hofkapellmeister in Weimar.

einzurichten wäre. Dabey bemerke ich nochmals, daß diese Station und die hier geleistete Festlichkeit, wenn der Fürst vorüber ist, keineswegs plötzlich aufhöre, sondern fortgesetzt werde, damit der Menschendrang hier verweile und der übrige Zug zu größerer Ordnung und Ruhe gelange.

5.) Daß die Bewohnerinnen des Reußischen sowie des Kleinstäuberschen Hauses[1]) etwas Erfreuliches mitwürken werden, hieran ist gar kein Zweifel, und daß der Herzogin-Mutter Palais eine würdige äußere Gestalt gewinne, wird es gewiß nicht an Mitwirkenden fehlen.

6.) Wenn man dem Reitzensteinischen Hause gegenüber eine leider ganz verschwundene Baumreihe für den Augenblick wieder herstellte, so möchte es den gegenwärtigen Bewohnern dieses Gebäudes ein Leichtes seyn, auch ihre Theilnahme an diesem festlichen Tage klarwerden zu lassen.

7.) Was sonst noch auf der Esplanade[2]) hauset, wird ein Schickliches und Wünschenswerthes selbst ermessen.

8.) Am Ende der Esplanade wünschte ich eine Decoration, welche den Weg nach dem Frauenthore gleichsam abschnitte und den Zug um den Thurm herum andeutend gleichsam nöthigte. Ich habe hierzu einen Gedanken, welchen mit einiger Assistenz wohl auszuführen mir getraute.

9.) Der Zug schlänge sich alsdann von hier um den bösen Thurm, auf den Markt, und verfolgte die Häuserreihe bis zum 'Erbprinzen'.[3])

10.) Was hauptsächlich auf dieser Reihe, sodann aber auf dem übrigen Markte geschähe, wäre den Kräften und der Lust der Bewohner überlassen.

---

[1]) Das Reußische Haus lag in unmittelbarer Nähe des Theaters; im Erdgeschoß wohnte seit 1806 Johanna Schopenhauer zur Miete. Ernst Wilhelm Gottfried Kleinstäuber war Hofmechanikus in Weimar; sein Haus lag neben dem Wittumspalais.

[2]) Die Esplanade ist die jetzige Schillerstraße.

[3]) Ein noch jetzt bestehender Gasthof, den Besuchern des damaligen und des heutigen Weimar wohlbekannt.

11.) Hier kommt es nun darauf an, was man am Regierungsgebäude thun will und kann;

12.) Ingleichen, was am Fürstenhause geleistet werden könnte.

13.) Herzogliche Bibliothek würde wohl auch nicht fehlen lassen, in das Ganze mit einzustimmen.

14.) Von da aus bis zum Schlosse ist rechts schon alles schön und gut; links aber müßte noch etwas gethan werden, und noch einiges, wenn auch nicht Bedeutendes, doch anmuthig Wirksames wäre auf dieser Stelle zu thun, daß keine Leere entstünde noch die Folge der intentionierten Wirkung abrisse.

15.) Am Schlosse selbst würde ich vorerst rathen, die beyden Balkone ausschließlich zu decorieren. Die Hofgärtner haben große Geschicklichkeit in solchen Dingen und alle Mittel dazu in Händen. Die schlanken Säulen dulden schwere Festons; die Siegeszeichen, die wir als Hoffende[1]) aufrichteten, wären nun zum schönsten, freylich im großen Sinn und Styl, zu verherrlichen; ja ich würde vorschlagen, das Piedestal mit einer Inschrift zu versehen, welche das Andenken dieses Tages erhielte und die sich der Fürst, weil er sie sich nicht selbst gesetzt, wohl gefallen ließe.

16.) Von hier an wäre das Schicklich-Förmliche dem Hofe anheimgegeben. Sollte noch in die Nacht die Feyerlichkeit ausgedehnt werden, so würde ein Wink darüber entscheiden.

17.) An diesem Tage hätte Herzogliche General-Policey-Direction die gefällig mitwirkende Einsicht, daß absolut niemand, er sey auch wer er sey, nur das mindeste verkaufte oder verhökte als mit ihrer Erlaubniß und Anweisung, wo es geschehen solle. Dadurch könnte man Obst und andre Eßwaare, Bier und Branntewein auf dem ganzen Zug vertheilen, daß eben so gut am Erfurter Thor als zwischen dem Fürstenhause und dem Schlosse, so wie vorher am Comödienhause, wer zu dieser Station Zutrauen hätte, seine Bude aufschlüge. Ja, ich würde Christen und Juden, und wer auf diesem Wege einen Laden

[1]) Hoffende von Goethe selbst auf Rasur nachgetragen.

aufschlagen wollte, besonders vom Fürstenhause bis zum Schlosse, an diesem Tage auszulegen gestatten, so daß es ein Festmarkt würde. Denn was wir Jahrmärkte nennen, waren eigentlich nur Kirchweihmärkte, d. h. Verkaufende kommen da zusammen, wo es Käufer giebt, und wenn man auf diesen Tag ein solches in Weimar ankündigt, so strömt alles aus allen Gegenden dahin. Ja, wenn Erfurt auf den Leichnam des Herrn schon wieder Gäste versammlet[1]), so müßte es nicht gut seyn, wenn wir durch die lebende Person unseres Herrn nicht auch eine Messe versammleten, die ihm Ehre und Freude machte.

Man verzeihe mir diese sehr extemporierte Äußerung und zugleich ein biblisches Wort: „Ihr habt ein Feuer angezündet, ich wollte, es brennte schon."

Goethe.

Weimar, den 19. Juny 1814.

In der Frühe des 20. Juni kehrte Goethe nach Berka zurück. Von dort aus wurde das Schema der Empfangsfeierlichkeiten an den Kanzler v. Müller geschickt. Es wurde der Herzogin Luise vorgelegt, und diese war, wie v. Voigt unterm 22. Juni Müller benachrichtigte, „mit dem Inhalt des Programms überaus zufrieden" und erteilte dem Kammerherrn Friedrich August v. Fritsch den Auftrag, von seiten des Hofes das Nötige zu dirigieren. Goethe aber, so schließt v. Voigt, würde „als die Seele der Anstalt nicht bald genug das Kunstkommando übernehmen, um die Zeit zu gewinnen".

Zu diesem Zwecke waren schon am Nachmittage des 20. Juni drei Weimarer Damen bei Goethe in Berka gewesen, Charlotte v. Stein, Sophie v. Schardt und Karoline v. Egloffstein. Sie wurden am 23. gefolgt vom Obermarschall Grafen Edling mit Fritsch und Kirms. Sodann erschien auch der Erbprinz Karl Friedrich in Berka „wegen des Einzugs des Herzogs", wie Goethes Tagebuch nur bei ihm ausdrücklich bestätigt. Jedoch werden auch

[1]) Auf das Erfurter Fronleichnamsfest verweist Goethe auch sonst als auf ein Vorbild weimarischer Veranstaltungen (Goethe an Meyer 12. August 1805, Briefwechsel, Hecker, 2, 175).

die drei anderen Herren in gleicher Sache vorgesprochen haben. Fritsch hatte sich mit dem „schönen Projekt“ gleichfalls bekannt gemacht und gab es mit dem Bedenken an den Kanzler zurück, daß „eine unerwartet schnelle Ankunft Serenissimi vielleicht“ die Ausführung abändern werde; es könne, wie er fürchte, „Verhältnisse geben, unter welchen die heitere Stimmung des sächsischen Fürsten sehr leiden dürfte und er geneigter würde, Festlichkeiten sich zu entziehen“.

„Ein Festmarkt“, so schließt er sein vom 23. Juni datiertes Begleitschreiben, „scheint mir nicht übel; die neue Straße am Alexanderhof, die zu dekorierende Hinterseite vom Roten Schloß u. s. w. bieten dazu die schönste Veranlassung und Gelegenheit, mögen nur die sonst Kauflustigen dazu Geld behalten!“

Endlich hatte auch Graf Edling dem Kanzler durch Voigt seinen Wunsch zu erkennen gegeben, das Programm zu lesen, bevor er zu Goethe fahre. „Es ist mir recht lieb,“ bemerkt Voigt bei dieser Gelegenheit, „daß derselbe mit dem Herrn v. Goethe darüber konferiert; dadurch wird manches vorbereitet.“

Bei diesen Besprechungen hatte es sich nicht nur um Festzug, Schmückung der Stadt und dergleichen gehandelt, sondern noch um eine Huldigung anderer Art für den zurückkehrenden Fürsten, nämlich um den Plan eines kleinen Bandes von Gedichten.

Darüber schreibt Goethe unterm 21. Juni aus Berka an Riemer folgendes:

Was die kleinen Gedichte zu des Herzogs Ankunft betrifft, so wollte ich Ihnen gleich einen schönen Anlaß andeuten. Wenn Sie nämlich die Sternbilder wählten. Hier liegt ein unendlicher Reichtum; ich würde gleich den Löwen, die Jungfrau und die Wage vorausgehen lassen; im Juli kommt der Herzog zurück, im August ist der [Wiener] Kongreß, im September des Herzogs Geburtstag und wahrscheinliche Wiederkunft. Aus dem Zodiak würde ich weiter keine Bilder nehmen, allein von den übrigen Sternenbildern die schönsten und edelsten. Sekretieren wir den Vorschlag, daß er Ihnen nicht weggenommen wird.

Die Namen der sämtlichen Dichter erbitte mir zu meinen Akten. Ich habe übrigens eine Menge Einfälle, um der Sache Mannigfaltigkeit, ja Reichtum zu geben. Horchen Sie bei andern, damit man sich in einander findet und schickt.

Den Damen, die mich gestern besuchten, schlug ich vor sich zu assoziieren, so daß diejenigen, die nicht an der Straße wohnen, sich an jene anschlössen, die am Wege liegen und gemeinschaftlich etwas zu Beredendes ausführten. Frau v. Schardt und Egloffstein sind es wohl zufrieden und wollen sich noch mit andern bereden.

Aus den Beratungen ging ein neuer gutachtlicher Bericht Goethes hervor. Nach dem Tagebuche diktierte er ihn am Morgen des 24. Juni; Schreiberin ist Karoline Ulrich, die während des damaligen Berkaer Aufenthaltes auch sonst Schreibarbeiten für ihn erledigt hat. Am folgenden Tage gingen „die Frauenzimmer nach Weimar"; es ist anzunehmen, daß sie den Bericht mitnahmen und bei dem Kanzler ablieferten. Er liegt gleichfalls bei den Akten und lautet (Unterschrift und Datum sind eigenhändig):

[Die zweite Denkschrift]

1.) Zimmerarbeit
   a) am Erfurter Thore,
   b) am Theater,
   c) am Palais,
   d) am Ende der Esplanade.

Mit Steinert[1]) zu besprechen.

2.) Decorationen dieser Gerüste.

Wäre mit Herrn Meyer[2]) und Steinert zu besprechen, und zwar gleich auszumachen, wer das Einzelne übernimmt.

3.) Decoration der Gebäude ohne Gerüst. Hier wäre ein Verzeichniß der sämmtlichen Häuser zu machen, an welchen der Zug vorbey geht, und man spräche mit den Bewohnern, was sie allenfalls zu thun geneigt seyen. Man könnte hier und da mit gutem Rath zu Hülfe kommen, besonders um einzuleiten, daß nicht dasselbe sich so oft wiederholte; auch könnte man sich

---

[1]) Steinert: der Architekt Karl Friedrich Steiner in Weimar, 1817 Baurat (gest. 1840).

[2]) Johann Heinrich Meyer, Goethes Kunstberater, seit 1807 Direktor des Freien Zeichen-Instituts in Weimar.

wegen Inschriften besprechen, wegen Sinnbildern und dergleichen. Sind die Basreliefs aus dem ersten Stadthaus-Saale noch vorhanden?

Wo stickt sonst noch etwas Älteres, das man aufmachte? Auch Gemälde könnte man aushängen zwischen Teppichen und Kränzen.

Da der Zug nur durch einen kleinen Theil der Stadt gehen wird und ihn doch jedermann gerne sehen würde, so wäre schön, wenn auch dieses nicht dem Zufall überlassen bliebe, sondern daß Gesellschaften sich zusammen thäten und sich entschlössen, theils die Kosten der Decorationen der Häuser gemeinschaftlich zu tragen, theils gute Gedanken und Einfälle auszusinnen, wodurch Mannigfaltigkeit in das Fest käme.

5.)[1]) Hier tritt auch die Poesie ein, und es wäre schön, wenn man sich hierüber auch bespräche; denn man könnte sich in die Gegenstände und in die verschiedensten Dichtarten theilen. Wenn jeder einzelne, jede Gesellschaft das ihrige einzeln drucken ließe, so würde ein Mittelpunct festzusetzen seyn, wo jeder eine Anzahl Exemplare ablieferte, damit alles nach einer gewissen Ordnung und Redaction könnte zusammen gebunden und den Herrschaften sowie den ersten Instanzen überreicht werden. Denn leider sind in solchen Fällen die einzelnen Blätter nur embarrassierend, werden zerknickt werden und verloren. Übrigens hinge es noch von einem jeden ab, seine einzelnen Blätter auf beliebige Weise ins Publicum zu bringen. Doch habe ich bey reiferm Nachdenken einen Vorschlag gefunden, der vielleicht annehmbar und bequemer wäre; siehe Beylage sub ⊙.

Geistreiche Radierungen, Musikstücke würden gleichfalls angenehm seyn.

6.) So wäre denn, um dieser Sache noch mehr Gewicht zu geben, mit dem Herrn Burgemeister zu besprechen: ob nicht die Viertel, durch welche der Zug nicht geht, mit irgend einem solchen Festgebäude oder sonstiger Decoration an den Weg heran rucken und auf diese Weise ihre Verehrung bezeigen wollten. Dem Frauenthor-Viertel würde ich mit Rath und That an die

---

[1]) Ziffer 4 ist übersprungen.

Hand gehen, um da, wo die Esplanade sich schließt, etwas Gemeinsames ohne große Kosten aufzuführen.

Das Wohlfeilste und was zugleich zum allerschönsten schmückte, wäre folgendes: wenn die entfernteren Viertel auf dem Markte gegen den Häusern über in genugsamer Entfernung Gerüste aufschlagen ließen und solche mit ihren wohlgeputzten Frauen und Kindern ausfüllten. Es ist keine schönere Decoration als eine wohlgeordnete Volksmasse.

Überhaupt könnte man Zimmerleuten und sonstigen Privatunternehmern, die auf ihre Kosten Gerüste aufbauen wollten, schickliche Plätze anweisen, da sie denn Fremde und Einheimische gegen billige Bezahlung könnten auftreten lassen.

7.) Wenn Herzogliche Kammer zu einigen Theilen der Feyerlichkeit Bauholz abzugeben geneigt wäre, so könnten andere Interessenten mit Zimmerleuten contrahieren, die, nach geendigtem Fest das Holz zurücknehmend, bloß für ihre Arbeit und für das, was am Holze etwa deteriert worden, contractmäßig entschädigt würden.

8.) So hätte man auch in Zeiten mit den Herrn Oberforstmeistern zu sprechen, in wiefern sie Laub und Nadelzweige abgeben möchten? und wo solche geholt werden können? damit auch dieses zuletzt ohne Confusion beygebracht werde.

9.) Nicht minder wären die Gärtner wegen Blumen zu befragen, und die verschiedenen Puncte, wo man die Decorationen anbringen wollte, wären bestimmten Personen zu übertragen, die sich nach Maßgabe des Bedürfnisses zum voraus einrichteten und, was zu leisten wäre, überlegten.

10.) Mit Herrn Capellmeister Müller wäre das ganze musikalische Personal durchzuzählen. In wiefern hier die Liebhaber, welche für sich schon ansehnliche Chöre ausmachen, irgendwo aufträten, wäre gleichfalls zu bedenken und zu besprechen. Die Herren Eberwein und Remde[1]) könnten hierüber die beste Auskunft geben.

---

[1]) Franz Karl Eberwein, Hofmusikus in Weimar, seit 1818 Musikdirektor an der Stadtkirche (gest. 1868), Leiter der Goethischen Hauskonzerte. — Johann Heinrich Christian Remde, Gesanglehrer und Kom-

11.) Freylich kommt alles auf die Witterung an, und jedes wird sich, bey seinem Theile der Anstalt, so einzurichten und zu schützen wissen, daß einfallende übele Witterung nicht alles verderbe und aufhebe, wie man denn vieles ganz zuletzt erst aushängen und aufstellen kann.

Berka, den 25. Jun. 1814. G.

Beylage ⊙.

Wegen der Gedichte theile ich folgende spätere Gedanken mit. Wenn, wie ich hoffe, die Associationen zusammen kommen, so daß ein jedes Haus ein Ganzes ausmacht, wozu sich mehrere, auch entfernte Stadtbewohner bekennen, so wird es gar nicht fehlen, daß man eine große Zahl von artigen Gedichten zusammen bringt. Diese würden sämmtlich einem löblichen Industrie-Comptoir[1]) übergeben, welches sich anheischig macht, einer jeden Gesellschaft eine Anzahl Exemplare des einzelnen eingereichten Gedichtes abzuliefern, und zugleich die Obliegenheit übernähme, die zusammengedruckten und gebundenen Exemplare den Herrschaften und höheren Instanzen zu überreichen; dagegen würde gedachtem Comptoir das Verlagsrecht zugestanden, daß es diese Sammlung, wie sie zusammengedruckt ist, für jetzt und künftig allein verkaufen dürfe.

Die Ordnung, wie diese Gedichte gedruckt würden, wäre nach der Ordnung der Localitäten, wo der Zug vorbey geht, und es bliebe sowohl den Dichtern als den Gesellschaften selbst anheim gegeben, ob sie sich nennen oder etwa durch artig erfundene Beynamen, wie die Arkadier in Rom thun oder die Fruchtbringende Gesellschaft gethan, bezeichnen wollten.

Seine Überlegungen und ihr Ergebnis faßte Goethe, der am 28. Juni den Berkaer Aufenthalt abgebrochen hatte, am 10. Juli in einem Aufsatz zusammen, der für die Herzogin bestimmt war;

---

ponist, 1816 Musiklehrer am Pageninstitut in Weimar (geb. 1779) (vgl. 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 2 [1915], 250ff.).

[1]) Das von Bertuch in Weimar gegründete vielseitige, kaufmännisch-wissenschaftliche Verlags- und Fabrikunternehmen.

sein Tagebuch sagt: „Promemoria wegen Empfangs Serenissimi.“ Das Original dieses Aufsatzes ist offenbar bei der Herzogin verblieben; doch hat der Kanzler v. Müller durch einen Schreiber eine Abschrift zu seinen Akten genommen.[1]) Diese Abschrift ist dann dem Polizeipräsidenten v. Fritsch mitgeteilt worden, der sie mit Randbemerkungen versehen hat. Sie lautet (das schließende „G“ der Goethischen Unterschrift hat der sorgfältige Schreiber nicht vergessen):

[Die dritte Denkschrift]

Gehorsamstes Pro Memoria.

Die Vorbereitungen zu unsers gnädigsten Herrn Ankunft sind nunmehr schon soweit gediehen, daß man hoffen kann, es werde zuletzt ein angenehmes Ganze zum Vorschein kommen. Die architectonischen Anlagen sind fast alle gemacht, die grünen Verzierungen rücken täglich vor, die mahlerischen Decorationen sind zum größten Theil fertig, die Inschriften meist schon bestimmt, ja auf die Tafeln geschrieben, viele kleine Dichtungen eingereicht, revidiert und gedruckt. Allen diesen vorbenannten Geschäften wird Unterzeichneter auch zunächst gerne vorstehen; nur bittet er, daß [über] dasjenige, was den Tag selbst und die Einholung Serenissimi betrifft, genaue Anordnung und umständliche Beredung derjenigen Personen stattfinde, welche sich in die Obliegenheiten jenes Geschäftes theilen werden.

Vor allen Dingen bezeichne ich die Localitäten.

1.) Der Weg von der Gränze bis in die Nähe der Stadt giebt zu keiner weiteren Verzierung noch Betrachtung Anlaß.

2.) Was könnte vor dem Thor, vor der Ehrenpforte statt finden?

3.) Die Ehrenpforte selbst, und was an dieser Stelle vorzunehmen, ist einem löblichen Stadtrath überlassen.

---

[1]) Ich verdanke die gesicherte Feststellung dem Herausgeber des 'Jahrbuches der Goethe-Gesellschaft', Herrn Professor Dr. Max Hecker in Weimar, und spreche ihm auch an dieser Stelle meinen aufrichtigsten Dank für seine fördernden Aufschlüsse aus.

4.) Von hier aus macht die Bürgerschaft Spalier mit ihren Fahnen und Abzeichen.
5.) Das Gerüste auf dem Carlsplatz zunächst des Alexanderhofs ist dem Zimmermeister Spindler übergeben.
6.) Der Balkon vor dem Theater ist aufgerichtet, und das übrige wird besorgt.
7.) Madame Schopenhauer, Frau v. Egloffstein und das Palais werden sich auszeichnen.
8.) Das Gerüste zwischen diesen drey Gebäuden ist dem Zimmermann [Lücke] überlassen.
9.) Capellmeister Müller, Legationsrath Falk und die übrigen Personen der Esplanade gedenken nicht zurück zu bleiben.
10.) Das Gerüste gegen der Esplanade über hat Zimmermann [Lücke] zur Aufsicht und Benutzung.
11.) Auf dem Markt wird es an Verzierung nicht fehlen.
12.) Am Regierungsgebäude macht man Anstalt.
13.) Das Fürstenhaus und die Bibliothek werden in Übereinstimmung gebracht.
14.) Fichten sind linkerhand von der Chaussee bis zum Schlosse eingesetzt. Der Gedanke, Buden zwischen denselben aufzustellen, ist noch nicht aufgegeben.
15.) Der Schloßhof ist schon mit einer schönen Decoration geschlossen.

Der bezeichnete Weg, den der Zug nehmen wird, hat Vortheile und Nachtheile. Die ersten sind durch die beschriebenen Anlagen benutzt; die anderen unschädlich zu machen, wird ein Augenmerk seyn.

Gedachter Weg, der durch breite Straßen und über schöne Plätze geht, läuft an zwey Orten trichterartig zusammen, an der Ecke des Palais und am Frauenthurm. Um zu zeigen, wie den Unbequemlichkeiten, ja dem Unglück, das sich hier ereignen könnte, vorzubeugen wäre, habe ich einen Theil des Grundrisses von Weimar beygelegt[1]) und werde nun Station für Station durchgehen.

[1]) Fehlt.

a) Beym Siechhause. — Daß dem Zuge, wenn er zur Ehrenpforte herein ist, die Masse, die sich vor dem Thore versammelt hat, nicht nachstürze, ist sehr leicht zu verhindern: man darf nur bey dem Siechhause Ernst brauchen und, wenn der Zug herein ist, das Thor sperren; das Volk findet alsdann den offnen Weg an der Flederwischmühle vorbey, an den Brauhäusern, zwischen den Scheunen weg nach dem Frauenthore zu.[1])

b) Der Zug geht alsdann auf das Gerüste los, welches am Alexanderhof aufgerichtet ist. Sobald der Zug da vorbey [ist], so hat man

c) eben so viel Ernst an der Ecke des Uhlemannischen Hauses zu brauchen[2]), weil

d) von da bis d der schlimmste Punct ist. Denn wird nicht im Zwischenraume bis ans Reitzensteinische Haus alles rein und in größter Ordnung erhalten, sowohl vor als nach als während des Zugs, so wird Unordnung, ja Unheil entstehen.

Auf der Esplanade tritt schon alles wieder ins Freye, und es ist weniger Sorgfalt nöthig. Destomehr

e) aber an dem Puncte e, am Ende derselben. Hier gehe ich mit meinen Betrachtungen rückwärts. Damit sich die Masse, die vom Siechhaus gegen das Frauenthor strömt, nicht auf diesen Punct werfe, so müßte man während des Zugs das Frauenthor sorgfältig verschlossen halten; die Menge hat alsdann ihren Abzug in die Ackerwand hin, und wenn man das Gatter gegen der Bibliothek über verschließt und bewacht, so muß sie weiter hinunter und findet sich ganz unschädlich und unbeschädigt durch das untere Parkthor über die letzte Brücke in den großen Räumen vor dem Schloß, wo Menschengewimmel sogar willkommen ist.

[1]) Hierzu bemerkt v. Fritsch am Rande: Die Nebenausgänge beym Reußischen Hintergebäude, der vormals Marschallische Garten, das Thor beym Brauhaus müssen ebenso sorgfältig zugehalten werden.

[2]) Hierzu v. Fritsch: c.) Ohne Militär wird es schwer seyn, dieses alles abzuwenden; wenn die Husaren nicht mit entgegenziehen, möchten 2 Mann hier hinter der en haye aufgestellten Bürgerschaft, 2 bey d und ebensoviel bey e sehr nützliche Dienste leisten.

Ich kehre zurück zu dem Puncte e. Hier könnte man, auch selbst wenn der Zug vorbey ist, niemanden durch und auf den Markt lassen; denn die Menschen haben die Communication durch die Seifengasse gleich hinter sich.

Sobald der Zug die Enge bey dem Frauenthurm vorüber ist und bey der Windischengasse vorbey, so ist weniger f) Sorgfalt nöthig; denn was aus der Windischengasse und allenfalls aus der Esplanade nachströmt, findet gleich den großen Raum des Marktes und das Débouché nach der Hauptwache, und man kann hier wohl die Menge sich selbst überlassen, und ich habe auch daher weiter keine Buchstabenzeichen noch Bemerkungen nöthig erachtet. Nur wiederhole ich, daß man bey der Bibliotheks-Brücke und dem gegenüberliegenden Gatter gleichfalls einige Vorkehrung brauche.

Daß dieses alles nicht bloß durch Policeydiener zu leisten sey, scheint mir augenfällig; da wir aber die Landwehr haben, ja unser Bataillon zurückkehrt, [so werden] einige verhältnißmäßig starke Posten wohl das Zuverlässigste seyn.[1])

Doch will ich einen Vorschlag thun, der, wenn er nicht sonst Hindernisse findet, der ganzen Feyerlichkeit die größte Sicherheit gewähren würde; freylich müßte man dabey die so eben belobte Sorgfalt nicht außer Acht lassen.

Die Ursache, warum sich ein Volk einem Zuge nachstürzt, ist, weil es nicht mehr unterhalten wird, weil seine Aufmerksamkeit aufgelöst ist und es nun wieder etwas Neues oder denselben Zug abermals sehen will. Kann man nun die Aufmerksamkeit der Menge beschäftigen, so hat man gewonnen.

Dieses könnte bey uns folgendermaßen geschehen:

Man ließe das Bataillon vor dem Erfurter Thor paradieren, und es schlösse sich sodann sogleich an den Zug an und marschierte mit demselben bis an das Schloß, wo es sich wieder aufstellte. Mich wenigstens dünkte es sehr schicklich, daß der Herzog an der Spitze seiner Truppen einziehe, und wir gewinnen da-

[1]) Hierzu v. Fritsch: Die Landwehr ist entlassen; das Bataillon könnte 2 Mann zur Wache an das Gatter stellen oder vielmehr auf die Brücke.

durch gar viel. Kein Zuschauer wird seinen Platz am Fenster oder auf dem Gerüste verlassen, bis das Militär vorbey ist. Selbst die auf Straßen und Plätzen stehende Menge wird durch diesen verlängerten Zug unterhalten und aufgehalten. Sodann nimmt ja die Kolonne selbst, besonders in breiten Rotten, die Straßen ein, so daß nur wenige Personen hin- und wiederkönnen; indessen ist der Herzog an dem Schlosse angelangt, und alsdann möchte es durcheinander gehen, wie es wollte.

Bisher wäre von Beschäftigung der Augen die Rede gewesen; wir kommen nun an die Ergötzung und Betäubung der Ohren.

Musik wird seyn:

a) am Erfurter Thor,
b) am Theater,
c) am Palais,
d) am Reitzensteinischen Haus,
e) auf dem Markte,
f) auf dem Schloß-Balkon.

Vielleicht noch an einigen andern Puncten.

Die Glocken werden geläutet, Kanonen vielleicht gelöst; wegen der Signale zu beidem würden Verabredungen getroffen.

Ich gedenke nunmehr der verschiedenen Instanzen, welche gefällig mitzuwirken hätten.

1.) Ein verehrliches Policey-Collegium ermesse, was durch die vorhandenen Policeydiener auszurichten seyn möchte und welche Posten man diesen anvertraute.[1])

2.) Kämen die Husaren in Betracht.[2])

[1]) Hierzu v. Fritsch:
1.) Die anwesenden Policeydiener möchte ich vertheilen:
a) in der Gegend zwischen dem 1. Gerüst und Banquier Ulmanns Haus: 2 Mann;
b) vom Reußischen Hintergebäude nach dem Schützengraben u. s. w.: 2 Mann;
c) auf dem Töpfenmarkt: 2, damit nicht Fuhren aus dem Jacobsthor u. s. w. nach dem großen Markt den Zug stören;
d) bei der Fahrenden Post aus gleichem Grunde;
e) auf dem großen Markt nur zur allgemeinen Aufsicht.

[2]) Hierzu v. Fritsch: vide ad c.

3.) Wollte man von der Landwehr Gebrauch machen.
4.) In wiefern wollte man von Seiten eines ansehnlichen Landschafts-Collegii mit eintreten?
5.) Vielleicht wären die Aufseher des Bauwesens überhaupt, besonders des Wege- und Straßenbaus bey den Gerüsten gegenwärtig, um daselbst durch ihr Ansehen Ordnung zu erhalten und in jedem Falle beyräthig zu seyn, wie denn überhaupt vorher die Gerüste sämmtlich und ihre Haltbarkeit sorgfältig zu untersuchen wäre[n].[1])
6.) Was dem Stadtrathe obliegt, wird zu glücklicher Ausführung gelangen, da die Stadtältesten den besten Willen haben und Herr Bürgermeister Kuhn so einsichtig als thätig wirkt.
7.) Durchlauchtigster Erbprinz wählte vielleicht den Herrn Oberstallmeister v. Seebach, um jenen Serenissimo entgegen reitenden Zug zu bestimmen und zu ordnen; denn daß derselbe aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt seyn wird, läßt sich voraussehen. Ich bemerke nur folgendes:
   a) Personen vom Hof,
   b) vom Militär,
   c) Freywillige,
   d) der russische Commandant und Baschkiren,
   e) die Jägerey,
   f) die Schützen-Compagnie,
   g) der Reitende Landsturm u. s. w.

Diese alle wären ordnungsmäßig von dem Herrn Oberstallmeister einzuladen und die Folge voraus zu bestimmen, weil bey solchen Gelegenheiten gewöhnlich Präcedenzstreitigkeiten vorfallen.

Wie man übrigens ins Publicum bringen will, daß man alles willkürliche Entgegenreiten einzelner Personen zwar nicht ver-

[1]) Hierzu v. Fritsch: 5.) sehr vortrefflich. Ich habe angenommen, weil alle Mitglieder des Mathematischen Bureau an den Beschäftigungen Antheil genommen, sie würden diesen wichtigen Zweig der Theilnahme nicht außer Acht lassen. Eine Erinnerung wird indessen geschehen.

Haec omnia salvo meliori. v. F.

bieten, aber deren Anschließen an den Zug sich doch verbitten will, gebe ich anheim.[1])

So wie man denn wohl auch das Entgegenfahren in dem Sinne, sich nachher an den Zug anzuschließen, würde zu verhindern suchen.

Daß an diesem ganzen Tage und während des Zuges von einzelnen willkürlich nicht geschossen werde, ist vom Herzoglichen Policey-Collegio schon weislich verboten worden.

[10. Juli 1814.] G.

Einen Nachtrag zu dieser seiner Hauptdenkschrift ließ Goethe am 11. Juli folgen; sein Tagebuch sagt: „Mit den Anstalten zur Festlichkeit beschäftigt". Auch dieser Nachtrag ist der Herzogin vorgelegt worden und somit im Original verschollen; unser Akten-Faszikel überliefert ihn nur in einer Abschrift, die als solche bezeichnet ist durch ein darübergesetztes „Copia". Der Schreiber hat das Goethische „G" gewissenhaft mit abgeschrieben und ebenso eine Randbemerkung v. Voigts: „Durchlauchtigste Herzogin haben diesen Plan gelesen und nichts erinnert. Gottlob v. Voigt. Den 12. Jul. 1814."

[Die vierte Denkschrift]

In Gefolg des gestrigen gehorsamsten Promemoria besprach ich mich heute mit den Herren v. Fritsch und v. Seebach

I. über die Ordnung derjenigen Personen, welche Serenissimum einholen, und es wurde bis auf höchste Genehmigung folgendes beliebt und festgestellt:

1.) Postmeister und Postillons;
2.) Husaren;
3.) Baschkiren;
4.) Schützen;
5.) Jägerey;

[1]) Hierzu v. Fritsch: Am besten geschieht dieses durch Mittheilung der betreffenden Stelle an den Stadtrath, und so die Stufenfolge hinauf bis zum Hof.

6.) Stallmeister,
Oberstallmeister,
Serenissimus,
Durchlaucht der Erbprinz,
Personen vom Hof,
Angesehene Fremde,
Commandant Obrist v. Engelhardt[1]);
7.) die älteren Freywilligen zu Pferde;
8.) die Freywilligen vom Landsturm zu Pferd;
9.) das Bataillon;
10.) der Landsturm zu Fuß.

Herr Oberstallmeister v. Seebach hat übernommen, das Ganze zu dirigieren und zu ordnen.

Wegen der Art, wie nach Serenissimi Eintreffen in dem Schloß der Abzug dieses sämmtlichen Geleite schicklich und ehrenvoll geschehen könne, darüber werden nächstens Vorschläge erfolgen.

II. Herr Kammerherr v. Fritsch referierte, daß Serenissima wegen des Hofs folgendes befohlen:

1.) Bey Empfang sollen gegenwärtig seyn:
a) die Geheimen Räthe,
b) die Oberchargen,
c) die Hofcavaliers,
d) die Collegia,
e) die Geistlichkeit.

2.) Wenn junge Frauenzimmer Durchlaucht den Herzog im Schloßhof empfangen wollten, so sey dieß zulässig.

3.) Die Decoration der Balkone sowie die Musik auf einem derselben ist genehmigt.

4.) Der Eingang in den Schloßhof soll nur zwischen zwey Schilderhäusern statuiert seyn, der Hof jedoch dem Publico nicht verboten, nur gehörige Ordnung gehalten werden.

III. Was die Cautelen wegen des Zudrangs am Tage des Einzugs betrifft, finde ich noch nicht alles erschöpft; vielleicht

[1]) Der russische Commandant.

bespräche sich Herr Präsident v. Fritsch darüber mit mir und übernähme alsdann die Ausführung. So könnte man auch wegen dieses Punctes ganz ruhig seyn.

Weimar, 11. Juli 1814.

G.

Indessen wurde die Geduld der Weimarer noch auf eine harte Probe gestellt. Karl August dachte nicht daran, sich von der englischen Insel unmittelbar nach Hause zu begeben, sondern verweilte unterwegs noch geraume Zeit in Holland. So ging der Juli hin und der August, bis man schließlich den Tag des Einzuges endgültig auf den 1. September festlegen konnte. Man hatte also für die Vorbereitung des Einzuges reichlich Zeit.

Am 29. August trat das Landes-Polizei-Kollegium auf Einladung des Kanzlers v. Müller zu einer Sitzung zusammen, „um über das genaue Zusammentreffen der zum Empfang des Durchlauchtigsten Herrn Herzogs festgesetzten Feierlichkeiten in polizeilicher Hinsicht Rücksprache zu nehmen". Anwesend waren außer Müller Oberstallmeister Obrist v. Seebach, Obrist-Brigadier Freiherr von und zu Egloffstein, Kammerrat Stichling, Reisemarschall Major Freiherr v. Spiegel, Rat und Polizeiassessor Conta.

Laut Protokoll wurden zunächst „die zu diesem Behufe von Seiner Exzellenz dem Herrn Geheimerat v. Goethe niedergeschriebenen und von Ihro Durchlaucht der Frau Herzogin allerhöchst genehmigten Aufsätze von dem Herrn Geheime Regierungsrat Dr. v. Müller auszugsweise vorgetragen" und darauf eine Reihe von Einzelverfügungen getroffen, die den geordneten Ablauf der festlichen Geschehnisse verbürgen sollten.

Endlich war der 1. September herangekommen, gewiß von den meisten freudig ersehnt; wenn auch nicht von allen. Zu diesen Mißvergnügten gehörte Karl v. Stein, der sich in einem aus Kochberg vom 1. September datierten Briefe an seinen Bruder Fritz über die bevorstehenden Festlichkeiten in seiner spöttischen Art folgendermaßen äußerte[1]):

---

[1]) 'Briefe an Fritz von Stein. Herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Rohmann', Leipzig, Insel-Verlag, 1907, S. 210—11.

Heute erwartet man des Herzogs von Weimar Zurückkunft. Die armen Weimaraner haben trotz der entsetzlichen Not, worinnen das Land steckt, und die Diener, welche im Durchschnitt alle sich sehr behelfen müssen, doch nicht der Mode nachstehen wollen, den Landesherrn feierlich zu empfangen, und haben eine Menge Verse vom Geheimrat Goethe und vielen andern in Vorrat machen lassen und bei ihren Ehrenpforten gleich deklariert, daß niemand durchfahren und auch hinterdrein niemand durch solle, weil sie sogleich, wie der Herzog durch wär, eingerissen werden sollten. Sie haben aber alles mögliche Unglück damit gehabt; denn der Russische Kaiser kam unverhofft durch eine gefahren, und dann kam wieder der König von Preußen geflogen, und so war die unschätzbare Jungfernschaft der Ehrenpforten dahin. Recht schade war's bei dem starken Platzregen um die hübsche festons, welche, weil man nicht vermuten konnte, daß der Serenissimus so lange ausblieb, mit leichten Waschfarben gefärbt an den decorations hingen und die man, vorzüglich was die Bettücher der Oberkammerherrin [v. Egloffstein] und einige andere Damens betraf, doch nicht hatte mit beizenden Farben verderben mögen, weil sie sie nach dem Einzug wieder in ihre Betten brauchten.

Das war gewiß nicht die allgemeine Stimmung. Wie sehr die ganze Stadt bemüht war, in erfindungsreichen Symbolen ihre Freude über die Heimkehr des Landesfürsten zu bekunden, davon gibt ein ausführlicher Festbericht Kunde, der sich in Nr. 70 vom 2. September des 'Weimarischen Wochenblattes' und einer besonderen Beilage findet. Er sei, da er die in Goethes Denkschriften enthaltenen Vorschläge anschaulich ergänzt und ein abgerundetes Bild der Festlichkeiten gibt, hier abgedruckt.[1]) Die Wiedergabe empfiehlt sich auch deshalb, weil das 'Wochenblatt' außerhalb Weimars schwerlich aufzutreiben sein wird.

Am gestrigen Tage feierte Weimar das längstersehnte Fest der Wiederkehr Seines geliebten Landesvaters. Unser Durchlauchtigster regierender Herzog kehrte im erwünschtesten Wohlseyn in den Kreis Seiner erhabenen Fürstlichen Familie und in die Mitte treuer Diener und Unterthanen zurück.

Eine Menge der günstigsten Umstände, vor allem die hohe Anwesenheit unsrer allverehrten Prinzessin Caroline, vermählten Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin, Ihres erhabenen Gemahls

[1]) Einige unbedeutende Änderungen der Rechtschreibung und Zeichensetzung sind zugunsten des neuzeitlichen Lesers vorgenommen worden.

und Durchl. Schwagers, des Prinzen Gustav, dann des hoffnungsvollen Herzogl. Enkels, Prinzen Albrecht Durchl., hatten sich freundlich vereinigt, um die Freude dieses Tages zu erhöhen und zu verherrlichen. Der Himmel selbst schien durch ungewohnte Klarheit und Milde die einfachen, aber sinn- und gemüthvollen Bestrebungen weihen zu wollen, durch welche Ehrfurcht und treue Anhänglichkeit dem wiederkehrenden geliebten Fürsten in Wort und Bild sich auszusprechen, ja entgegenzudrängen suchten.

In fast 8monatlicher Abwesenheit, seit Er auszog, mit voranzukämpfen für die heilige Sache Deutschlands, für des Vaterlands Ehre, Gesetz und Sitte, welche Ereignisse, welche Glückswechsel, welche Erfolge! Aber auch welche Anstrengungen, Besorgnisse, Gefahren, die jetzt, beim Herannahen des ersehnten Festtags, noch einmal dem bewegten Gemüthe der Seinen vorüberschwebten und das Gefühl wiedergeschenkten Glückes zur freudigsten Rührung steigerten. Schien doch der Friede selbst erst mit Seiner Rückkehr heiter und segnend bei uns einzuziehen!

Vom frühsten Morgen an war alles in fröhlicher Bewegung, vollends zu ordnen, zu kränzen, zu schmücken, was am Wege, den Er kommen sollte, Seinen Blicken am anmuthigsten zusprechen möchte.

So viel Größeres, Kunstvolleres, Prächtigeres hatte der Fürst, seit Er uns verlassen, dies- und jenseits des Meeres gesehen und in schönster Lebens-Fülle genossen, daß man wohl hätte schüchtern seyn können, Ihn festlich zu empfangen; doch die gewohnte Gunst und Nachsicht brachte Er uns ja wieder, und so durfte bescheidne Huldigung, auch bei schwächern Mitteln, immerhin hervorzutreten wagen.

Gleich nach 9 Uhr Morgens waren die verschiedenen zur Einholung bestimmten Züge Reiterei, unter Anführung des Herrn Oberstallmeisters v. Seebach, bis an die Landes-Gränze auf der Erfurter Chaussee entgegengezogen; eine Stunde später stellte sich das Herzogl. Linien-Bataillon am Erfurter Thor rechts in Parade auf, so wie die löblichen Bürger-Innungen mit ihren Fahnen als Spalier vom Erfurter Thore bis zum Theater-Gebäude und die schön uniformierte Freiwillige Schützen-Compagnie des Landsturms auf dem Markte.

Verschiedene und zahlreiche Musik-Chöre wurden zweckmäßig vertheilt, bequeme Standorte für die Zuschauer an den Hauptplätzen angewiesen, die auf und nieder wogende Menge möglichst geordnet und geschützt. Denn auch im Freudentaumel des Einzugs sollte das Bild der Ordnungsliebe treuer Bürger sich noch darstellen.

An der Ehren-Pforte, welche das äußere Erfurter Thor in geschmackvoller Einfachheit architectonisch überkleidete, versammelte sich der Magistrat der Stadt.

Von bedeutender Höhe und Tiefe, mit frischen Tannenzweigen geschmückt, die gewölbte Decke durch Eichenlaub-Gewinde in Felder ab-

getheilt und mit Rosetten verziert, zeigte sie nach außen Trophäen abgebildet über folgenden Inschriften auf hellblauen Tafeln:

Rechts:

Memoriam Reditus
Celebratissimi Indulgentissimique
Patris
Pro Trophaeo signavit
Carolus Friedericus
Saxoniae Dux Hereditarius
D. I. Sept. MDCCCXIV.

Links:

Carolo Augusto
Saxonum Duci
Patri Patriae
Pro Libertate Germaniae
In Castra Vocato
Periculi Et Gloriae Socio
Fausto Omine ad Lares Reduci
D.

Gegen die Stadt zu waren Genien zu schauen, welche aus Füllhörnern Früchte und Blumen ausschütteten; unter ihnen las man

Rechts:

Glückbringender Wiederkehr
Carl Augusts
Ihres angebeteten Fürsten
Weimars
Treue Bürger und Rath.

Links:

Lorbeeren dem Helden
Palmen dem Friedebringenden
Liebe Ehrfurcht und Treue
Dem Vater des Vaterlandes.

Am Schlußsteine nach außen prangte das große Herzogl. Wappen, nach der Stadt zu der städtische Löwe, von reichen Eichenlaubgehängen umgeben.

Inwendig am Fries der Decke liefen die Worte herum:

Tempora Laeta Reducit.

Siehe! Wir feyern des Lorbeers heut' und der Palme Vermählung.

Gegen halb Ein Uhr Mittags verkündete das feierliche Geläute der Glocken die herannahende Gegenwart des Fürsten, und im Kurzen traf der festliche Begleitungs-Zug unter dem Zujauchzen des herbeigeeilten Landvolks am Ehrenbogen in folgender Ordnung ein:

Zuerst der Herzogl. Postmeister mit 12 blasenden Postillons, dann das Husarencorps, die Freiwilligen des Weimarischen Reitenden Banners, die Büchsenschützen-Compagnie, die gesammte Herzogl. Jägerey, die drei Herzogl. Stallmeister, der Herr Oberstallmeister und Obrist v. Seebach,

S. Durchl. der Herzog,

zu Pferde, umgeben von des Erbprinzen Durchl. und den beiden Durchl. Prinzen von Mecklenburg, ingl. von dem Kaiserl. Russischen Herrn General Baron v. Wolzogen (zeitherigem Chef vom Generalstab des von Höchstdenenselben befehligten Armeecorps) und zweyen Höchstdero Adjutanten, sodann Hof-Cavaliere, angesehene Fremde und Personen der höhern Dienerschaft, die Feldhauptleute und Schutzdeputirte des Landsturms hiesigen und Jenaischen Kreises, zuletzt das neu organisierte Corps der berittenen Freiwilligen des Landsturms.

Das links der Chaussee gegen den Triumphbogen zu aufgestellte Herzogl. Linien-Bataillon, an seiner Spitze den Herrn Obrist und Brigadier der Anhalt-Thüringischen Brigade, Freiherrn v. Egloffstein, begrüßte durch sein zahlreiches Musik-Chor und gleichzeitig frohen Jubelruf den hochverehrten Fürsten zuerst, der hierauf am Eingange des Triumphbogens, unter Trompeten- und Paukenschall, von dem gesammten Stadtrathe, unter Vortritt des Herrn Raths und Bürgermeister Kuhn und des Stadt-Ältesten, Herrn Legations-Raths Bertuch, ehrfurchtsvoll bewillkommt wurde.

So wie der festliche Zug durch die Triumphpforte gezogen war, schwenkte das Herzogl. Linien-Bataillon links ein, um sich anzuschließen, und sicherte so die Ordnung des Zuges.

An den mit festlichen Kränzen, Laub- und Blumenguirlanden und heitern Ausschmückungen jeder Art verzierten Häusern vorüber schlang sich derselbe durch die in Reihen gestellten Zünfte am Theater vorbei, durch die Esplanade, um den grün mit Blumenbildern umkleideten Frauenthurm auf den Markt, wo die in Reihe und Glied aufgestellte Schützencompagnie des Freiwilligen Landsturms, ihn empfangend, sich ebenfalls anschloß und so die ganze Begleitung, beim Fürstenhause und der Bibliothek vorüber, unter tausendstimmigem Leberuf den theuren, wiedergeschenkten Fürsten dem geheiligten Sitze glorreicher Vorfahren und dem erlauchten Kreise Seiner Fürstlichen Familie zurückführte.

Der Eingang des Schloßhofs wie das sich links anschließende Hofmarschallamts-Gebäude und die Hauptwache waren aufs freundlichste ausgeschmückt.

Zierliche Laub- und Blumengewinde umschlangen die Säulen des Hauptportals, festliche Guirlanden und Kränze den auf ihnen ruhenden Balkon des Schlosses.

Mit gleichem Geschmack war der gegenüber stehende Balkon des Marstall-Gebäudes verziert, von welchem herab ein zahlreiches Musik-Chor den einziehenden Fürsten feierlich begrüßte.

Am Hauptportal war der gesammte Hofstaat, dem viele vornehme Fremde sich anschlossen, das Ministerium, die Landes-Collegien, die Geistlichkeit der Residenz und die Deputationen der Academie und der Stadt Jena zur ehrfurchtsvollen Bewillkommung versammelt.

Die Stufen der schönen, großen Schloßtreppe waren auf beiden Seiten mit Lorbeer-Bäumen und die Treppen-Absätze mit ausgesuchten Blumen-Massen heiter geschmückt, ja zum südlichen Blüthen-Hain umgeschaffen, zwischen welchem die sinnvollen Basreliefs und Statuen der Treppen-Halle wie segnende Hausgötter herein blickten, als weiheten sie, Glück verbürgend, den heiligen Moment des Wiedersehens.

Se. Durchlaucht wurden an den obersten Stufen von Höchstdero erhabenen Herzogl. Gemahlin, von der Frau Erb-Prinzessin, Kaiserl. Hoheit, und beiden holden Fürstlichen Enkelinnen, den Prinzessinnen Maria und Augusta Durchl., wie von der Durchl. Frau Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin und Höchstdero hoffnungsvollem Prinzen Albrecht Durchl. empfangen.

Stille, freudige Rührung füllte jede Brust, und jeder, dem vergönnt war, Zeuge solchen Augenblicks zu seyn, fühlte sich beruhigt und gehoben im Bewußtseyn treuer Anhänglichkeit an das angestammte hochverehrte Herrscherhaus!

Nach wenig Minuten, die Se. Durchlaucht in den innern Zimmern zugebracht hatten, geruhten Höchst-Sie Sich auf den Balkon zu begeben und von da herab den feierlichen Aufmarsch im Schloßhof und Durchmarsch durchs Residenz-Schloß anzusehen, den der gesammte Einholungs- und Begleitungs-Zug, unter fortwährendem Vivatrufen und unter Zujauchzen der heranwogenden und nachströmenden Menge, nun in schönster Ordnung begann und vollführte. Als hierauf Se. Herzogl. Durchlaucht die Ehrfurchtsbezeigungen Höchstdero Hofes, Landes-Collegien, Geistlichkeit, Officier-Corps und der Deputationen der Academie und der Stadt Jena mit gewohnter Huld an- und aufgenommen hatten, entließen Höchst-Sie die Versammlung und speisten späterhin im engern Cirkel der Fürstlichen Familie, zu welchem die angesehnsten Fremden, Hof- und Staatsdiener gezogen wurden, indem die große, offene Hoftafel zur Feier des so nahe bevorstehenden höchsterfreulichen Herzogl. Geburtstags verschoben war.

In der Stadt hatten sich mehrere größere Mittags-Cirkel gebildet, um die Freude dieses Tages durch heitere Mittheilung und Geselligkeit zu erhöhen.

Was im Total-Eindruck die Festlichkeit des Einzugs gewirkt und unterhalten hatte, das wurde nun im Einzelnen aufgesucht, gemüthlich beschaut und nachempfunden; vorzüglich sinnreiche Decorationen, wie die Sternbilder am Carls-Platze, die allegorischen Attribute am Theater, die Sinnbilder der Freimaurer-Loge am Fürstl. Witthums-Palais, die an der Kunstschule im Fürstenhause und jene an der Herzogl. Bibliothek wurden gedeutet und enträthselt; geschmackvolle und muntre Verzierungen, wie an den Wohnungen der Hofräthin Schopenhauer, des Legations-Raths Falk, des Reisemarschalls v. Spiegel wie an den meisten andern Häusern der Esplanade und an den Rühlmann-Hoffmannischen Häusern auf dem Markte, gewürdigt und belobt und so der frische, heitere Genuß des Tages verlängert und gesteigert.

Am Theater hatte die Herzogl. Hof-Capelle auf einer vor dem Eingang aufgerichteten festlichen Tribune den vorbeiziehenden Fürsten mit der Melodie:

God save the King

würdig begrüßt und ein Chor blühender Jungfrauen einen Kranz überreicht, dessen verschiedne Blumen sie einzeln darstellten. Eine der heitersten, lebendigsten Gruppen zeigte sich am v. Reitzensteinischen Hause. In grünen Nischen längs und zu beiden Seiten des Hauses erschien eine Schaar romantisch gekleideter Mädchen mit bezeichnenden Attributen, gleichsam ein belebter Blumengarten; an beiden Eingängen des Hauses waren moosbekleidete Altäre mit Madonnenbildern und Statuen errichtet. Wie der Festzug näher kam, ertönte sanfte Musik aus verborgner Laube, und alle jugendlichen Stimmen vereinigten sich zum frommen Chor-Gesang folgender Strophe:

Den Herzog segne Gott,
Ihn uns erhalte Gott,
Erhalt' Ihn Gott!
Dich, theures Sachsen-Land,
Wo Glaubens Licht entbrannt,
Schützt Gottes starke Hand,
Vertrau' nur Gott!

Auf dem freien Platze gegenüber bildeten schiffermäßig gekleidete Knaben fröhliche Contraste, indem sie an grünen Laubschiffen, mit bunten Wimpeln verziert, die muntre Geschicklichkeit der Seeleute nachzuspielen strebten.

Vor dem Römischen Hause im Park hatte die geschickte Hand der Hofgärtner eine kolossale Blumen-Pyramide aufgethürmt, deren Gipfel eine Palme als freundliches Friedenszeichen schmückte. Die nach der Säulenhalle zugekehrte Vorderseite der Pyramide zeigte folgende Inschrift:

Die Pflanzen sämmtlich, die Dir angehören,
Sie grüßen Dich entzückt in Deinen Gauen;
Und willst Du sie mit neuen noch vermehren,
Wir werden nicht dazu mit Neide schauen.

In Beschauung und Wiederbeschauung dieser und anderer Fest-Ausstellungen kam der Abend herbei und veränderte die Scene. Hatte der Tag sich in grünem Farbenschmucke gefallen, so wollte die Nacht den Glanz des Tages in bunten Lichtern fortsetzen. Wen die Richtung des Festzugs von thätiger Theilnahme an den Ausschmückungen ausgeschlossen hatte, der wetteiferte nun, durch mannigfaltige Erleuchtung die allgemeine Freude auch seinerseits zu bethätigen. Vorzüglich zeichneten sich wieder der Balkon vor den Kühlmann-Hoffmannischen Häusern am Markte, das Rathhaus mit seinem erleuchteten Thurme, die Herzogl. Reitbahn, das Hofmarschallamt und das Bertuchische Gebäude aus! Die schöne Eingangshalle in der Mitte desselben ließ im Hintergrunde das zweckmäßig beleuchtete Brustbild des gefeyerten Fürsten unter einem blauen Sternhimmel zwischen Blumen-Trophäen der wallfahrtenden Menge schauen, während Orangenbäume und südliche Blumen-Gewächse, mit Kandelabern umstellt, den Vorgrund aufs heiterste ausschmückten.

Die Durchlauchtigsten Herrschaften geruhten theils zu Pferd, theils zu Wagen die Illumination in allen Richtungen der Stadt in Augenschein zu nehmen, von immer erneutem Zujauchzen der frohen Menge begleitet und an den öffentlichen Plätzen von passend aufgestellten Musik-Chören empfangen.

Eine feyerliche Nachtmusik mit Fackeln, welche die Freiwillige Schützen-Compagnie des Landsturms und die Freiwilligen des Banners im Schloßhofe brachten und bei welcher ein eigends — nach der Melodie des Wallensteinschen Reiterliedes — gedichtetes hochsinniges Landsturmlied im geschlossenen Kreise abgesungen wurde, beschloß die Freuden dieses Tags, dessen Andenken in der Brust jedes treuen Weimaraners mit den Gefühlen der ehrfurchtvollsten Liebe und Anhänglichkeit gegen den wiedergeschenkten theuern Fürsten ewig verschwistert bleiben wird.

Das Landsturmlied liegt als Einblattdruck vor; es ist gedichtet von dem damaligen Regierungsrat Friedrich Peucer[1]) und hat folgenden Wortlaut:

---

[1]) Mit einigen Änderungen und um die vorletzte Strophe gekürzt abgedruckt in Peucers 'Weimarischen Blättern', Leipzig 1834, S. 99f., 628.

Landsturmlied.

Mel.: Wohlauf, Cameraden, auf's Pferd, auf's Pferd.

So ist er geendet, der heilige Krieg,
Und Jeder athmet nun freier;
Für solches Gelingen, für solchen Sieg,
Da ist kein Opfer zu theuer:
:|: Wer jetzt noch fürchten und zweifeln kann,
Der ist kein muthiger deutscher Mann. :|:

Den Deutschen zieret die Kraft und der Muth,
Er haßt und verfolgt den Tyrannen;
Für die eignen Fürsten vergießt er sein Blut,
Den Fremden jagt er von dannen,
:|: Er schlägt und jagt ihn über den Rhein
Und will Herr im eigenen Lande seyn. :|:

Ein eignes Land und ein eigner Heerd,
Gottlob! nun ist es errungen!
Jetzt zeiget das Leben erst Reiz und Werth,
Da der herrlichste Kampf gelungen,
:|: Da Jeder dem Andern sagen mag:
Glückauf zu der Freiheit goldenem Tag! :|:

Doch Freiheit, ihr müss't sie durch Tapferkeit,
Durch That und durch Treue bewahren:
Wo Einer für Alle den Tod nicht scheut,
Da entweichen der Knechtschaft Gefahren;
:|: Wenn der Einzelne sich zum Ganzen hält,
Um das Ganze ist es dann wohl bestellt. :|:

Der Herzog lebe; er lebe hoch!
Ihm nach, zu der Feinde Verderben!
Er entriß uns tapfer dem Sclavenjoch,
Ihm wollen wir leben und sterben;
:|: Und sind wir mit Ihm und mit uns vereint,
Dann trotzen wir muthig dem stärksten Feind. :|:

Drum schließet euch fest an einander an,
Des Landsturms wackre Gefährten!
Gemeinsinn ziemet dem Unterthan,
Und Lohn wird der Eintracht werden:
:|: Uns alle verknüpft ein heiliges Band,
Die Liebe zum Fürsten und Vaterland. :|:

Goethe selbst hatte keine Gelegenheit, die Ergebnisse der Festvorbereitungen zu bewundern, an denen er so lebhaften Anteil genommen hatte. Er war am 1. September bei Brentanos in Winkel, wo er auch seinen Freund Zelter und Schlosser traf, und so mußte ihm der Kanzler brieflich Bericht erstatten. In seinem Schreiben, datiert aus Weimar vom 4. September, läßt sich v. Müller folgendermaßen vernehmen:

Euer Excellenz

erlauben Ihnen nur mit wenig Worten vorläufig zu melden, daß am 1t. dieses Serenissimi festlicher Einzug unter den freundlichsten Auspicien und in erwünschtester Ordnung erfolgt ist. Ich darf des Fürsten eigne gnädigste Äußerung, „Er habe nicht geglaubt, daß man Weimar so hübsch machen und ausputzen könne", anführen. In genauer Befolgung Euer Excellenz Vorschriften und Intentionen hatte ich zwar manchen Kampf, doch stets mit Erfolg, zu bestehen; Durchl. Herzogin selbst ließen mir kräftige Unterstützung angedeihen, wenn Scrupel entstehen wollten.

So fand ich denn in der Berufung auf Euer Excellenz schriftlich hinterlassne Feststellungen stets die beste Ägide. Der 'Willkomm'[1]) ward, mit Serenissimae Billigung, schon am Vorabend von mir den höchsten Herrschaften und dem Hofe überreicht, auch öffentlich verkauft. An 100 Exemplare sind bis jetzt hier abgesetzt, eben so viele versendet, 150 Exemplare verschenkt,

---

[1]) Gemeint ist die Sammlung der Festgedichte, das sogenannte 'Willkommen', von Riemer herausgegeben unter Redaktion Goethes, der auch selbst eine Reihe von Gedichten beigesteuert hat: ein Bändchen von 41 Seiten mit insgesamt 32 Beiträgen; siehe oben S. 121 ff. u. 125. Die Beiträge erschienen sämtlich ohne Angabe des Verfassers. Jedoch findet sich in dem Faszikel ein „Verzeichniß der Beyträger zum Willkomm" von der Hand eines unbekannten Schreibers, der auch sonst für den Kanzler v. Müller tätig war: es ist Abschrift eines Verzeichnisses, das Riemer an den Kanzler zur Mitteilung an die Herzogin gesendet hatte. Eine umfangreiche Besprechung der Sammlung, wohl vom Kanzler selbst verfaßt, findet sich in Nr. 36 und 37 der 'Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung' aus dem Februar 1815; auch hier werden die Dichter genannt.

und 150 sind noch `en réserve. Allenthalben scheint dieser Fest-Almanach geneigte Aufnahme zu finden. Serenissimus haben sich mehrmalen und auch gegen Hofrath Meyer, Prof. Riemer, Falk, Bertuch, Steinert sehr gnädig darüber, wie überhaupt über alle Anstalten, ausgesprochen. Schade nur, daß Euer Excellenz Anwesenheit uns zu unserm Glücke wie zu unserer Beruhigung fehlte! Dieß war das Gefühl aller activen und passiven Theilnehmer, und vorzüglich das meinige. Ich lege ein Wochenblatt bey, das — wie wohl in größter Eile verfaßt — doch wenigstens Andeutung und Zeugniß des Erfolgs geben mag....



Kaunus und Byblis
(Martin Klauer nach einer Antike)



Schiller und seine Gattin im Stammbuche der Sophie Rösselt

Mitgeteilt von Max Hecker (Weimar)

I.

Wenn Scham und Weisheit sich vereinen,
Sieht man die Grazien erscheinen,
Und Sittlichkeit, die fein entscheidet,
Was ehrbar ist und edel kleidet.

Jena, den 31. Juli
1793.
Zum Andenken
von Friedrich Schiller m. p.

II.

Des Menschen Geist gleicht spiegelnden Kristallen,
In die des Lebens bunte Bilder fallen,
Wo sich Natur und Welt in tausend Farben malt;
Wenn alle Freuden sich in trüben Seelen schwärzen,
Erheitert sich die Welt in einem heitren Herzen,
Das jede Schönheit schöner widerstrahlt.

Ich hoffe, daß Sie, meine Liebe, meiner zuweilen denken.

Jena, den 31. Juli
93.
Ihre
Charlotte Schiller, geb. v. Lengefeld.

In seinem 12. Bande (1926) ist das 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' in der Lage gewesen, seinen Lesern, zugleich mit Schattenrissen Schillers und seiner Gattin, einen unbekannten Stammbucheintrag Schillers mitteilen zu können: es waren die Verse, die der Dichter dem livländischen Freunde

Gustav Behaghel v. Adlerskron am 16. März 1791 gewidmet hat; wir erfreuen uns in vorliegendem Bande eines gleichen Glückes.

Vor uns liegt ein Stammbuch, ein Band in Queroktav von 324 Seiten. Der Pappumschlag ist mit himmelblauem Atlas bezogen; an den Rändern zieht sich ein schmales Spitzengeflecht aus Silberfäden hin. Starker marmorierter Schutzkarton ist herumgelegt; das Ganze steckt in einer Hülse von gleichem Karton. Ein Stammbuch, wie sich viele aus dem 18. Jahrhundert erhalten haben: zart kolorierte Zeichnungen führen hin und wieder idyllische Landschaften vors Auge, kunstfertige Stickereien stellen heroische Tempel dar. Kleine Sträußchen längst vertrockneter Blumen scheinen noch immer den Duft empfindsamer Seelen zu verhauchen, Schattenrisse halten die Züge von Menschen fest, die schon vor langen Jahren selbst zu Schatten geworden sind, und blonde Locken, das Flüchtigste der Leiblichkeit, haben den Gang der Zeit überdauert, da das Haupt, von dem sie abgeschnitten worden sind, längst in Staub zerfallen ist. Auf buntem Titelblatt gibt die Zeichnung eines Denksteins, der sich vor grünem Gebüsch erhebt, auf rosenumkränzter Inschrifttafel die Bestimmung des Buches und den Namen der Besitzerin und das Jahr kund, in dem dieser Erinnerungstempel angelegt worden ist: „Zum Andenken. Sophie Nösselt. 1788."

Sophie Nösselt: von ihrer Persönlichkeit wissen wir mancherlei zu berichten. Ihr Vater war Johann August Nösselt, erster Professor der Theologie und Senior der Universität zu Halle (1734—1807), ein gelehrter Mann, auf Reisen gebildet, bei aller Frömmigkeit nicht unberührt von dem Geiste aufklärerischer Bibel- und Glaubenskritik; „ein Theologe, wie er sein soll", so hat ihn Lessing gerühmt. Und wie des Vaters darf sich die Tochter auch der Mutter freuen; die Eintragungen unseres Stammbuches werden nicht müde, Geistes- und Charakterhöhe der Eltern zu rühmen, und August Hermann Niemeyer, des Vaters Schüler und gleichberühmter Amtsgenosse, der dem Freunde ein literarisches Denkmal errichtet hat ('Leben, Charakter und Verdienste Johann August Nösselts', 2 Bände, Halle und Berlin 1809), widmet der Mutter im Stammbuch der Tochter ein tiefempfundenes Preisgedicht, das mit den Zeilen schließt:

> Fragst Du, wer diese Heil'ge war?
> Die Heil'ge, welche Dich gebar.

Unter Sophiens Taufzeugen ist der Braunschweiger Abt J. Fr. W. Jerusalem; mit zitternder Greisenhand stiftet er später in das Stammbuch des Patenkindes einen hoffnungsvollen Bibelspruch.

Sophie ist am 15. Februar 1776 geboren worden. Aufwachsend in dem bewegten Kreise der Universität, gewinnt Sophie früh ein vertrautes Verhältnis zu den höheren Dingen des Lebens; Literatur und Kunst finden bald Teilnahme und Verständnis bei ihr, und mit besonderer Neigung wendet sie sich der Musik zu. Ihr aufgeschlossener Sinn wird durch klangvolle Namen ihres Stammbuchs bezeugt; vor allem sind es Dichter und Schriftsteller, die

ihr ein Blatt des Gedächtnisses weihen: Gleim, Ebert, Göckingk, Hermes, Schummel. Es sind zumeist Vertreter der älteren Zeit und Kunstübung, denen wir begegnen, und wenn sich unliterarische Freunde und Freundinnen für ihre Wünsche und Gesinnungen nach einem Dichterwort umsehen, so greifen sie gern in den Spruchschatz der Vergangenheit, zu der Weisheit der Gellert, Haller und Cronegk. Aber auch in dieses Frauenleben, das sich so auf dem Grunde sicherer Altväterlichkeit aufbaut, weht der Atem einer neuen Epoche hinein: ein zwölfjähriges Mädchen, ruft Sophie 1788 in dem Herzen des zwanzigjährigen Friedrich Gerhard, eines Studenten der Rechtswissenschaft, tiefgehende Liebe wach. Freilich ist schon fast vor einem Menschenalter (1760) der leicht entzündliche Klopstock, durch Metas Tod verwitwet, in ernsthafter, leidenschaftlich erwiderter Neigung zu einem elfjährigen Kinde, zu Mamsell Hantelmann in Pyrmont, aufgeflammt; aber die Liebe zu dem kindhaften Mädchen wird recht eigentlich doch erst ein Wesenszug romantischer Lebensführung.

Im Jahre 1793, in den Monaten Juli und August, hat Sophie in Jena geweilt. Hier lebte und lehrte des Vaters Freund, der Professor der Theologie Johann Jakob Griesbach; in seinem Hause ist Sophie Gast gewesen. Sie lernt die Männer und Frauen kennen, die in diesem Kreise ein- und ausgehen, und heimst manchen Eintrag für ihr Stammbuch ein: des Philologen Schütz, der Gattin des Juristen Hufeland, des Bibliographen Ersch; daß Griesbach selbst und seine würdige Gattin nicht fehlen, versteht sich von selbst. Damals hielt sich auch der dänische Dichter Jens Baggesen in Jena auf; er schreibt sich unter dem 27. Juli in Sophiens Buch mit einem Vierzeiler ein:

> Nur eine Macht, der nichts entgeht,
> Und eine kenn' ich nur:
> O Mädchen, wenn sie bei Dir steht! —
> Sie heißt: Natur! Natur!

Der Hauptgewinn aber sind die Eintragungen Friedrich Schillers und seiner Lotte.[1])

Schiller, dem die erste Hälfte des Jahres 1793 hart zugesetzt hatte, plante seit Anfang Juli einen Besuch der schwäbischen Heimat. Am 1. August wurde die Fahrt angetreten; am Vortage der Abreise, am 31. Juli, stifteten er und seine Gattin dem Stammbuch Sophiens jeder ein Erinnerungsblatt. Der Drang des Aufbruchs scheint auf Inhalt und Form der Strophe Schillers nicht eben günstig eingewirkt zu haben: sie klingt wie die Improvisation eines eiligen Augenblickes. Aber auch in diese leichtgefügten Zeilen weht immer noch ein Hauch hochgestimmten idealen Geistes hinein: sie sind gleichsam eine Vorbedeutung auf den pathetischen Hymnus des Jahres 1795,

[1]) Wir geben diese Eintragungen in druckrechter Normierung wieder, S. 145; Lottes Schreibfehler sind gebessert.

die 'Würde der Frauen'. Lotte, die ja nicht frei ist von einem gewissen literarischen Ehrgeiz, sucht ihrer Gabe größeres Gewicht zu verleihen; ihre gewandten Verse bieten eine willkommene Vermehrung der von ihr überlieferten Gedichte. Besonders wertvoll werden die poetischen Abschiedsgeschenke, mit denen die jugendliche Freundin ausgezeichnet wird, durch die beigefügten Schattenrisse. Schillers Bild, ikonographisch bedeutsam, lebenstreu und eindrucksvoll in Gesichtslinie und Haltung, wird bestätigt durch die verwandte Adlerskronsche Silhouette (1791), das Frankesche Relief im Goethe-Nationalmuseum (1793), die Büste Danneckers (1794). Nicht minder wichtig ist das Bild Charlottens. Das Stammbuch des Gustav v. Adlerskron hatte das Schattenbild einer Dame kennen gelehrt, in der wir Charlotte Schiller erblicken zu dürfen geglaubt haben ('Jahrbuch d. G.-G.' 12, 169); daß unsere Vermutung richtig gewesen ist, zeigt die Silhouette im Stammbuch Sophiens. Sie zeigt nach Hans Wahls maßgeblichem Urteil aber auch, daß die angebliche Silhouette Charlottens aus ihrem Aufenthalt in Vevey 1783/84 (Otto Güntter, 'Friedrich Schiller', Leipzig, J. J. Weber, S. 64) und die Silhouette auf Schloß Greifenstein (Güntter S. 69) als unecht aus der Reihe der Lottenbilder auszuscheiden sind.

Die Neigung, die jener Student, auch er ein Theologensproß, der Sohn des ersten Geistlichen an der Elisabethkirche in Breslau David Gottfried Gerhard, zu der kindlichen Sophie gefaßt hatte, war kein flüchtiges Gefühl gewesen. Als Friedrich Gerhard im Herbst 1788 aus Halle geschieden war, hatte er sich Sophiens Mutter offenbart; aber schon in einem schwärmerischen Gedichte des reimgewandten Schlesiers, das das Datum des 17. Februar 1788 trägt, war seine herzliche Verehrung im Stammbuch der Geliebten laut geworden. Als Regierungsrat in Posen angestellt, hat er am 3. Dezember 1794 die Achtzehnjährige heimgeführt. Im Jahre 1797 wurde er nach Brieg, drei Jahre darauf als Oberamts- und Oberkonsistorialrat nach Breslau versetzt. Den kulturellen Abstand des schlesischen Ostens von mitteldeutscher Geistes- und Gesellschaftsbildung schildert im 7. Bande seiner Selbstbiographie 'Was ich erlebte' Henrich Steffens, den, eben wie auch Sophien, das Leben von Halle nach Breslau geführt hatte; er berichtet, wie angesehene Familien ihm das Einwohnen in der neuen Heimat erleichtern: „Unter diesen muß ich vorzüglich den Oberlandesgerichts-, später Geheimen Justizrat Gerhard und seine treffliche Frau nennen; diese, eine Tochter des Professor Nösselt aus Halle, unterstützte meine Frau bei der häuslichen Einrichtung und bewies sich in jeder Hinsicht überaus gütig und liebreich." Glück und Leid der Ehe hat Sophie erfahren: sie hat Knaben und Mädchen das Leben gegeben, sie hat einen Sohn, ein hochbegabtes Kind, als Knaben von acht Jahren sterben sehen müssen. Ihr ältester Sohn ist der berühmte Berliner Archäolog Eduard Gerhard (1795—1867), einer der Gründer des Archäologischen Instituts ('Istituto di corrispondenza archeologica') in Rom, Stifter der Berliner Archäologischen Gesellschaft; den ersten Tafeln seiner großgeplanten Sammlung 'Antike Bildwerke' hat Goethes Zeitschrift

'Über Kunst und Altertum' im 2. Heft des 6. Bandes freundliche Aufmerksamkeit gezollt. Bei diesem ihrem Sohne, dessen eigenwillig-bedenkliche Laufbahn sie oft mit mütterlicher Sorge hat verfolgen müssen, hat Sophie, nachdem ihr Gatte schon am 29. November 1829 gestorben war, am 29. November 1857 ihr stilles, reiches Leben in Berlin vollendet.

Sophiens Stammbuch ist im Besitze des Nösselt-Archivs zu Leipzig; Herrn Hans-Joachim Nösselt (Leipzig), der die Benutzung gestattet hat, gebührt für seine opferwillige Güte herzlicher Dank.

Im Mannheimer Antikensaal

Von Heinrich Sitte (Innsbruck)

Früh gelangt wohl jeder von uns durch Goethe in den Mannheimer Antikensaal. Es mag vor 40 Jahren etwa gewesen sein, daß ich zum erstenmal durch ihn in diese Heilstätte eingeführt worden bin, die, 1767 gegründet, zu ihrer Zeit viel dazu beigetragen hat, die Menschen von der fast flimmernden Fieberhitze des letzten Rokoko ganz zu befreien.

Goethe hatte schon 1771 diesen Saal besucht; aber erst über 40 Jahre später ließ er seine Eindrücke, alles in gereifter Ernte zusammenfassend, ausströmen in den Schluß des 11. Buches von 'Dichtung und Wahrheit', nun aber freilich mit einer Kraft, welche die ganze Macht der ersten Wirkung noch wie unmittelbar fühlen läßt: „In Mannheim angelangt, eilte ich mit größter Begierde, den Antikensaal zu sehn, . . . Hier stand ich nun, den wundersamsten Eindrücken ausgesetzt, in einem geräumigen, viereckten, bei außerordentlicher Höhe fast kubischen Saal, in einem durch Fenster unter dem Gesims von oben wohl erleuchteten Raum: . . . ein Wald von Statuen . . . Alle diese herrlichen Gebilde konnten durch Auf- und Zuziehn der Vorhänge in das vorteilhafteste Licht gestellt werden; überdies waren sie auf ihren Postamenten beweglich und nach Belieben zu wenden und zu drehen."

Dann hebt Goethe fünf Abgüsse aus dem „Wald von Statuen" besonders hervor: den 'Apoll vom Belvedere', den 'Laokoon', den 'Sterbenden Fechter', die Gruppe des 'Kastor und Pollux' und ein Kapitell von der 'Rotonda', vom Pantheon in Rom.

Schließlich schreibt er: „Dieses große und bei mir durchs ganze Leben wirksame frühzeitige Schauen war dennoch für die nächste Zeit von geringen Folgen. Wie gern hätte ich mit dieser Dar-

stellung ein Buch angefangen, anstatt daß ich's damit ende; denn kaum war die Tür des herrlichen Saals hinter mir zugeschlossen, so wünschte ich mich selbst wieder zu finden, ja ich suchte jene Gestalten eher, als lästig, aus meiner Einbildungskraft zu entfernen, und nur erst durch einen großen Umweg sollte ich in diesen Kreis zurückgeführt werden. Indessen ist die stille Fruchtbarkeit solcher Eindrücke ganz unschätzbar, die man genießend, ohne zersplitterndes Urteil in sich aufnimmt. Die Jugend ist dieses höchsten Glücks fähig, wenn sie nicht kritisch sein will, sondern das Vortreffliche und Gute, ohne Untersuchung und Sonderung, auf sich wirken läßt."

Wie Goethe auch dem mächtigen Eindruck der Antike zu entrinnen sucht, schon steht er in ihrem heimlichen Bann, schon fühlt man das „stille" Wirken Winckelmanns — und wer diesen frühen Schritt in Goethes Entwicklung miterlebt hat, wird dann auch froh den Dank mitempfinden, den der Dichter spät noch dem griechischen Altertum abstattet, wenn er als Faust nach seiner Trennung von Helena in der tiefsten aller Einsamkeiten bekennt:

> . . . Täuscht mich ein entzückend Bild
> Als jugenderstes, längstentbehrtes höchstes Gut?
> Des tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf;
> Aurorens Liebe, leichten Schwung bezeichnet's mir,
> Den schnellempfundnen, ersten, kaum verstandnen Blick,
> Der, festgehalten, überglänzte jeden Schatz.

So nachhaltig wirkte der Mannheimer Antikensaal auf ihn; so nachhaltig wirkt er immer weiter durch ihn fort in alle Zukunft!

Eine Reihe glücklicher Zufälle führte mich 1930 endlich selbst nach Mannheim.[1])

Wo ist der Antikensaal? Im Schloß sei die Sammlung der Gipsabgüsse, unter dem herrlichen Rokokosaal der Bibliothek. Nichts war zu finden. Keiner meiner Freunde konnte Auskunft geben.

---

[1]) Allen, die meine vorliegende Arbeit gefördert haben, möchte ich hier meinen Dank aussprechen: Prof. Dr. Werner Deetjen (Weimar), Prof. Dr. Moriz Enzinger (Innsbruck), Prof. Dr. Friedrich Walter (Mannheim) und Familie Heinrich Winterwerb (Mannheim).

Aber bald bekam ich fördernde Nachricht durch das Januarheft 1925 der 'Mannheimer Geschichtsblätter. Monatsschrift für die Geschichte, Altertums- und Volkskunde Mannheims und der Pfalz. Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein', XXVI. Jahrgang. Dort belehrt ein Aufsatz, dessen Verfasser sich nicht nennt, 'Der Mannheimer Antikensaal' (Spalte 18), darüber, daß der von Goethe 1771 besuchte Saal längst nicht mehr erhalten sei. Ursprünglich war er in dem Häuserblock F 6, 1 untergebracht. Ein Brand vernichtete dann etwa 1905 „die letzten Spuren der ehemaligen Bestimmung des Gebäudes".

Der Aufsatz brachte auch eine besonders ausführliche Beschreibung des alten Antikensaales aus dem Jahre 1795! Zunächst eine förmliche Schilderung des Saales selbst, seiner günstigen Beleuchtung („und zwar Nordlicht"), der praktischen Aufstellung der Gipsabgüsse „auf Scheibenstühlen, wie die Bildhauer in ihren Werkstätten haben, wo sich die Figur auf einer Kugel dreht, so daß ein Mann selbst eine von den großen Statuen (den 'Herkules', 'Flora' u. d. a.) ganz allein leicht umdrehen und der Künstler ein Licht wählen kann, welches ihm konveniert". Es werden dann etwas über 50 Abgüsse nach den bekanntesten Antiken aufgezählt: „Die Gruppe des 'Laokoon', die 'Zween Ringer', 'Kastor und Pollux', 'Kaunus und Byblis', der 'Borghesische' und der 'Sterbende Fechter', der 'Vatikanische Apoll'" und andere — also an vierter Stelle unter Bildwerken der klassischen Antike, die jedem vertraut sind: 'Kaunus und Byblis'!

Durch den unbekannten Verfasser des Aufsatzes wurde ich aber auch wieder auf die jugendlich begeisterte Schilderung des alten Mannheimer Antikensaales aufmerksam gemacht, die Schiller unter dem Pseudonym eines „reisenden Dänen" 1785 in der 'Rheinischen Thalia' hatte erscheinen lassen. Voll dithyrambischen Schwungs jubelt er über alle die klassische Schönheit auf, sprüht Blitzlichter über das Altertum und die Kultur seiner eigenen Tage — Voltaire bekommt dabei ein gar merkwürdiges Streiflicht —, und mitten zwischen allbekannten Skulpturen wieder: 'Kaunus und Byblis'! Er zählt auf: „... den 'Borghesischen Fechter', eine Figur, woran ich vorzüglich die Wahrheit des Muskelspiels bewundre, die Zwillinge 'Kastor und Pol-

lux', 'Kaunus und Byblis', den 'Faun', den 'Schleifer'" — also: mitten im klassischen Statuenwald, wie 1795, auch schon 1785 'Kaunus und Byblis'!

Aber bei Schiller sollte mich Moriz Enzinger, mein freundlicher Innsbrucker Mentor in allen Fragen unserer deutschen Dichtung, noch wesentlich weiter führen: er verwies mich auf die erste Fassung des 'Dom Carlos', die Schiller, auch im Jahre 1785, in der 'Rheinischen Thalia' veröffentlicht hat. Dort heißt es im Szenarium für den ersten Eindruck, der von der Bühne wirken soll:

„Die königlichen Gärten zu Aranjuez. Erste Verwandlung. Ein angenehmer Prospekt von Orangenalleen, Boskagen, Statuen, Urnen und springenden Wassern. Die Beleuchtung wird so eingerichtet, daß die vordere Bühne dunkel bleibt, die hintere aber munter und hell ist. — Erster Auftritt. — Karlos kommt langsam und in Gedanken versenkt aus dunkeln Boskagen, seine zerstörte Gestalt verrät den Kampf seiner Seele; einigemal steht er schüchtern still, als wenn er auf etwas horchte. Der Zufall führt ihn vor die Statue der Byblis und des Kaunus, er bleibt nachdenkend davor stehen — indem hört man hinter der Szene eine ländliche Musik von Flöten und Hoboen, die sich allmählich in der Entfernung verliert. Der Prinz verläßt die Statue in großer Bewegung, man sieht Traurigkeit und Wut in seinen Gebärden abwechseln, er rennt heftig auf und nieder und fällt zuletzt matt auf ein Kanapee."

Wohl niemand wird dieses Bühnenbild vor sich im Geiste erstehen lassen können ohne staunende Bewunderung des Schillerschen Bühneninstinktes: aus dem dunkeln Vordergrund ins Helle — frohe Musik dorthin verklingend! Und mitten in dem packenden Bühnenbild, den ganzen Geist des ganzen Dramas bildhaft vor Augen stellend, allen klar deutend: „die Statue der Byblis und des Kaunus"!

Oft ist die Sage von der krankhaften, zu tragischem Ausgang treibenden Geschwisterliebe der Kinder des Miletos erzählt worden, mit allem ihm eigenen Kunstaufwand von Ovid im 9. Buch

seiner 'Metamorphosen' von Vers 451 an; sprichwörtlich war die „Kaunische Liebe" geworden für ein unglückliches, ein unrechtes oder unnatürliches Liebesverhältnis. Als „Spruch", als „Motto" sollte das Bildwerk an der Stirne des 'Dom Carlos' stehen.

„Die Statue": es muß also wohl eine Gruppe gewesen sein, deren Figuren so eng in der Komposition des Ganzen aneinander geschlossen waren, daß Schiller, der Laie, von einer „Statue" sprechen konnte. Eine Antike war das Denkmal zweifellos, dessen Abguß im Mannheimer Antikensaal nur zwischen Abgüssen sicherer Antiken aufgestellt war, falsch ergänzt vielleicht; aber an ein Werk einer anderen Epoche zu denken, ist unmöglich.

Aber welche uns gewiß allen bekannte Antike nannte man damals (1785 und 1795) 'Kaunus und Byblis'?

Jedem Archäologen sind die Umtaufen antiker Denkmäler geläufig: der sandalenbindende Hermes hieß einst Jason, noch früher gar Cincinnatus. Anstatt vieler anderer Beispiele sei nur auf eine Gruppe hingewiesen, deren Umbenennungen vielleicht die reichste und interessanteste Variantenfülle zeigen: die Gruppe 'Der Gallier und sein Weib'. Dieses Werk hieß einst in Sandrarts 'Teutscher Akademie' (1675) noch 'Arria und Paetus', später 'Thraseas und sein Weib', dann gar 'Menophilos und Drypetina'; zuletzt (1851) ließ Clarac unter den Stich der Gruppe auf Tafel 825 seines 'Musée de sculpture' gravieren: „Macarée et Canacé", wozu freilich der Herausgeber Alfred Maury im V. Band, Seite 64, Nr. 2072, bemerkt: „Le titre que M. de Clarac a fait mettre au bas de la planche, qu'il avait laissée sans explication, indique qu'il croyait y reconnaître Macarée et Canacé se tuant pour mettre fin aux remords que leur inspire leur amour incestueux. — Nous devons avouer que rien ne dénote specialement que l'artiste ait voulu représenter les enfants d'Eglé." Auch bei Makareus und Kanake würde es sich um Geschwisterliebe handeln wie bei Kaunus und Byblis. Kanake hat sich mit dem ihr von ihrem Vater gesandten Schwert getötet; Makareus beschwichtigt den Zorn des Vaters, findet die Schwester aber dann bereits tot und begeht Selbstmord mit dem gleichen Schwerte: die von Clarac vorgeschlagene Benennung

wäre also, wie man sieht, doch denkbar gewesen. Aber für uns stellt die Gruppe der ehemaligen Sammlung Ludovisi eben nichts anderes dar als den 'Gallier und sein Weib'.

Andererseits stehen ganz geläufige und auch sichere Benennungen rein methodisch nicht so fest, wie der Laie wohl annehmen möchte. So konnte Paul Wolters bei Besprechung der bekannten Gruppe 'Eros und Psyche' des Capitolinischen Museums in Rom 1884 in der 'Archäologischen Zeitung', Band XLII, Seite 16, schreiben: „Steht nun aber für das Original der Gruppe der Mangel von Flügeln fest, so scheint auch die Deutung auf Eros und Psyche hinfällig zu werden. Ich gestehe, daß ein zwingender Grund für dieselbe fehlt, aber meine doch, daß sie einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit beanspruchen darf. Denn welchen Knaben und welches Mädchen sollen wir sonst in der Gruppe erkennen? Beliebige, namenlose?"

Könnte man also annehmen, daß man bei einer dieser beiden Gruppen im 18. Jahrhundert einmal an Kaunus und Byblis gedacht und sie so benannt habe?

Mittlerweile hatte ich in Bodes 'Stunden mit Goethe', Band V, 1909, Seite 270, von einem Werke des Bildhauers Martin Klauer (1742—1801) gelesen: „'Kaunus und Byblis', das in allzu heißer Liebe zueinander entbrannte Geschwisterpaar, war im 18. Jahrhundert in dem schönen Tempel des Tiefurter Parks aufgestellt" — eine Behauptung, die sich, wie ich bald erfuhr, als irrig erwies und uns nicht weiter förderte.

Immerhin hoffte ich, vielleicht auf einem Stich, auf einer Zeichnung des Tiefurter Tempelchens oder eines Bühnenentwurfes etwa zu Schillers 'Dom Carlos', die fragliche Gruppe dargestellt und damit das Rätsel von 'Kaunus und Byblis' gelöst zu finden! Die in dieser Richtung gepflogenen Nachforschungen brachten aber zunächst keine Klärung.

Da sollte aus Mannheim selbst, aus der unmittelbaren Nähe also des Antikensaals, mir eine Kunde zukommen, die mir mächtig weiterhalf. Professor Dr. Friedrich Walter teilte mir auf eine Anfrage u. a. mit: „Der größte Teil der Abgüsse, die früher den vielbewunderten Inhalt des Mannheimer Antikensaales bilde-

ten, scheint bereits unter dem Kurfürsten Johann Wilhelm in Düsseldorf gewesen und von dort um 1731 zusammen mit vielen anderen Kunstschätzen nach Mannheim verbracht worden zu sein. In einem handschriftlichen Verzeichnis von 1731, das sich in den die Verbringung von Kunstgegenständen von Düsseldorf nach Mannheim betreffenden Akten des Generallandesarchivs Karlsruhe befindet, ist auch (1731!) die Gruppe von 'Kaunus und Byblis' aufgeführt, und zwar unter folgender Bezeichnung: 'Le statue di Cavonis et Byblis del conte Fede, 5 Fuß hoch.' Die Bezeichnung: 'des Grafen Fede' läßt darauf schließen, daß sich das antike Original im 18. Jahrhundert in dessen Sammlung befunden hat. Dieser alte Sammlungsbestand dürfte wohl ohne Schwierigkeit näher festzustellen sein und im Zusammenhang mit der Größenangabe vielleicht auf die richtige Spur leiten."

„Del conte Fede": ja, ich erinnerte mich sofort, den Namen dieser weitverzweigten Familie schon im speziellen Zusammenhang mit antiken Denkmälern, ja mit einem besonderen Bildwerk gelesen zu haben. War es bei Jahn in seinen 'Beiträgen'? in einer Schrift über Tivoli? Ja: in Winnefelds Monographie über 'Die Villa Hadrians bei Tivoli', die 1895 als III. Ergänzungsheft zum 'Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Institutes' erschienen ist! Dort hatte ich denn auch bald die auf den Conte Fede bezüglichen Stellen gefunden; auf Seite 9 steht zu lesen: „Spätestens 1735 begann auch der Conte Fede Ausgrabungen auf seinem Gute, die mindestens bis 1748 fortgesetzt wurden. Ihre Ergebnisse gelangten teils ebenfalls ins Capitolinische Museum, teils in den Vatikan, einiges auch ins Ausland." Und Seite 161 heißt es dort im Verzeichnis der im Beeiche der Villa Hadrians ausgegrabenen Kunstwerke: „50. Im Bereich der Villa Fede gefunden: Gruppe von Eros und Psyche."

Damit war für mich das Problem gelöst: die uns allen vertraute Gruppe der so eng zusammengeschlossenen Kindergestalten von Eros und Psyche, die man also schließlich auch leichthin als „Statue" bezeichnen konnte, hieß 1795, 1785, ja sogar schon 1731 'Kaunus und Byblis'!

Es handelte sich mir nunmehr nur noch um einen sozusagen dokumentarischen, aktenmäßigen Beweis. Und auch der sollte tatsächlich bald kommen.

Professor Dr. Werner Deetjen sandte mir gütigst aus Weimar die in unserer Tafel abgebildete Aufnahme der Gruppe Martin Klauers, welche sich in der Landesbibliothek in Weimar befindet, und schrieb erläuternd dazu: „In unserem alten Inventar heißt es wörtlich: 'Kaunus und Byblis nach einer antiken Gruppe im Dresdner Antiken-Kabinett. Von Klauer. Oettern'sches Gestein.' Aus Akten konnte ich feststellen, daß die Gruppe 1782 in die Bibliothek gelangt ist. Es ist wahrscheinlich, daß sie nicht viel früher entstanden ist. Am Werk selbst befindet sich keine Datierung."

Nach einem Hinweis auf die Dresdner Antikensammlung, in der sich zwei Exemplare der Gruppe von 'Eros und Psyche' befinden, heißt es dann weiter: „Einen gedruckten Nachweis, daß die betreffende Gruppe anfangs 'Kaunus und Byblis' genannt wurde, fand ich in dem Verzeichnis der Toreutica-Ware der Klauerschen Kunstfabrik zu Weimar. 1792 heißt es dort zu der auf Tafel III unter Nr. 14 abgebildeten Gruppe: 'Kaunus und Byblis. Antik.' In einem späteren Verzeichnis von 1800 ist dieselbe Gruppe dagegen als 'Amor und Psyche' bezeichnet."

So gelang endlich durch all dieses gütige Zusammenhelfen die Lösung des überraschend aus dem alten Mannheimer Antikensaal aufgetauchten Rätsels vollkommen. Aber viel mehr, viel Wertvolleres wurde dabei wieder neu gewonnen: charakteristische, nun erst recht belebt und belebend hervorleuchtende Züge unserer Dichter.

Schiller erweist sich ja besonders in seiner 'Thalia'-Fassung des 'Dom Carlos' als gewaltigen Beherrscher aller Bühnenbildmöglichkeiten bis in die Beleuchtung, bis zur begleitenden Musik! Man möchte den Wunsch aussprechen, dieses geniale Sehen und Sehnen durch Nacht zum Licht, vom dunklen Vordergrund zur hellen Bühne rückwärts einmal im Theater mit der „ländlichen Musik von Flöten und Hoboen, die sich allmählich in der Entfernung verliert", zu erleben. Vielleicht wäre es doch möglich,

dieses Meisterstück einmal in eine besondere 'Don Carlos'-Aufführung einzugliedern!

Und Goethe nun gar führt uns mit seiner ruhigen Macht immer stetiger, wenn auch stiller in die heiligen Hallen des von ihm 1771 betretenen Raumes, erweckt immer von neuem in vielen die Lust, so jung, wie er damals „in Mannheim angelangt" war, noch immer in aller Zukunft „mit größter Begierde in den Antikensaal zu eilen", um ihn wenigstens im Geiste immerfort zu ahnen.

Charlotte Wolter

Von Helene Richter (Wien)

Es gibt keine große Literatur über Charlotte Wolter (geboren in Köln 1. März 1834, gestorben in Wien 14. Juni 1897). Wahrscheinlich, weil ihre Kunst von allem Theoretischen, das sich überliefern läßt, so fern war, so ganz eingestellt auf lebendige Anschauung, auf Wirkung für Auge und Ohr. Aber gerade weil sie nicht Gedanken an Gedanken reihte, sondern Bild an Bild, beschwört ihr bloßer Name in gewaltigen Erinnerungen eine fest geprägte künstlerische Persönlichkeit — eine Persönlichkeit, die in so überragender Kraft hervortrat, daß die Begriffe gut oder schlecht auf ihre Leistung keine Anwendung fanden. Sie war, die sie sein mußte, war sie selbst, ein Naturphänomen, ein Einmaliges. Die Urwüchsigkeit ihres Genies gab in so hohem Grade den Nährboden ihres Könnens, daß sie sich, ein zweiter Antäus, nicht von ihm entfernen konnte, ohne von ihrer Stärke einzubüßen. Zweifellos haben Fleiß und Führung den überschwenglichen Reichtum ihrer natürlichen Mittel vervollkommnet; aber wesentlich neue Möglichkeiten sind ihrem Talent von außen nicht zugeführt worden. Was nicht von Anbeginn in ihr lag, das lag ihr überhaupt nicht, und was ihr nicht lag, das ließ sie fallen. Das rein Verstandesgemäße interessierte sie nicht. Trotz aller Pflege, die das Burgtheater ihrem Schaffen angedeihen ließ, trotzdem Lewinsky, der logischeste aller Künstler, lange Zeit jede tragische Rolle mit ihr studierte, blieben ihrer Rede nichtsinngemäße Betonungen in einer Zahl eigen, die wohl kaum eine andere Künstlerin ihres Ranges erreicht haben dürfte. Aber die Betonung, die der Verstand als falsch verurteilte, empfand das Ohr meistens als höchsten Genuß. Der Zauber ihrer Stimme, an Klangfarbe und Umfang ein herr-

liches Instrument, bald die vibrierende Saite einer Geige, bald ein gehaltener Orgelton, war eine unwiderstehliche Verlockung zu musikalischen Wirkungen. Schienen Worte für melodiöse Modulierung besonders geeignet, so stand Charlotte Wolter nicht an, den Satz pathetisch herauszuheben, auch wenn der Sinn keinen Anlaß dazu bot. So brachte sie als Maria Stuart die Stelle vom Becher, „der mir kredenzt sein könnte von der Liebe meiner Schwester", in tiefer Gefühlstragik ohne eine Spur von Ironie. Aufbau und Durchbildung ihrer Rede folgten gesanglich-rhythmischen Gesetzen (Medea: „Ein Haus, ein Leib, und ein Verderben" — mit langgedehntem ei, das, voll betont, immer ein wenig nach eu klang). Entscheidende isolierte Sätze sprach sie mit Vorliebe in fallender Skala (Medea: „Trage! Dulde! Büße!" — das erste Wort mit einem Kopfton von glockenhellem durchsichtigen Glanze, das letzte in die samtweichen Tiefen des dunkelsten Alts niedergleitend, mehr gesungen als gesprochen). Starke Gegensätze von wilder Kraft und weicher Wehmut liebte sie unvermittelt ohne Übergang aneinander zu rücken. Und da ihre Meisterschaft Wut und Tränen in gleicher Vollkommenheit beherrschte, hatten ihre meisten Rollen zwei Gipfelpunkte: den der schäumenden Raserei und den der überirdischen Verklärung. Häufig brachte sie die Zweiteilung, auch wenn sie nicht in der Rolle lag, eigenmächtig hinein (z. B. als Antigone in einer Schlußszene von weißglühender Leidenschaft, die von antikem Maß weit abbog). Es war ihrer vollblütigen Natur gewissermaßen Bedürfnis, sich nach beiden Richtungen hin auszuleben. Dennoch erschienen zumal ihre griechischen Gestalten moderner Dichter (Iphigenie, Sappho) als unverfälscht hellenische Stilkunst. Die edlen Züge ihres Antlitzes, der ausdrucksstarke Blick des dunkeln Auges, die vollkommene Schönheitslinie ihrer Bewegungen, nicht allein in erhabener Würde und stiller Größe gewahrt, sondern selbst im Sturm äußerster Leidenschaft unverletzt, all das war Vorbestimmung zum Klassischen. So wie Charlotte Wolter hat niemand mehr griechische Gewänder getragen. Die Echtheit ihrer Kleidungsstücke half der idealen Lebenswahrheit ihrer Gestalten. Man durfte sie als statuenhaft bezeichnen, insofern sie jeden

Augenblick eine des Meißels würdige Stellung einnahmen. Es galt von ihnen, was Herman Grimm an den Bildwerken Michel Angelos hervorhebt: selbst im leidenschaftlichen Übergang von einer Stellung in die andere bewahrten sie für das Auge etwas Beharrendes, Einprägsames. Doch hatten sie nichts von der kalten Marmorglätte künstlichen Antikisierens. Sie waren durchblutet, man stand im Banne ihrer Lebenswärme, man fühlte ihren Herzschlag.

Die Iphigenie der Charlotte Wolter, in elfenbeinweißen Gewändern, das Peplum durch einen schmalen Eichenkranz ans Haupt geschmiegt, berührte beim ersten Auftreten als das Urbild priesterlicher Keuschheit. Aber es war eine Hoheit, der auch alle milden, liebenswerten Seiten der Weiblichkeit nicht fehlten. In trauriger Feierlichkeit und düsterer Ergebenheit, eine Schicksalsenthüllung, gab sie sich zu erkennen („Ich bin aus Tantalus' Geschlecht", Vers 306). Die Geschichte ihres Hauses (erster Aufzug, dritter Auftritt), in langsamem Anschwellen zu dramatischer Höhe aufgebaut, ruhte auf einem Untergrunde halb ehrfürchtigen Grauens, halb mitleidsvoller Scheu. Herzbewegend die Stelle: „Eine Wehmut ihn ergreift" (Vers 384). Wehmut mit bebender Stimme in hoher Lage, an die Abgründe menschlichen Wehs rührend. Im Gegensatz zum Schaurigen betonte Charlotte Wolter das freudige Bekenntnis zum Vater. Sie war die Königstochter, stolz auf sein Heldentum. Bei aller Anschaulichkeit wahrte die Atridenerzählung im feinsten Gefühl für Distanz die Entrücktheit schattenhafter Vorgänge des längst Vergangenen, Vorzeitlich-Sagenhaften. Das Überlebensgroße, Überwirkliche trat durchweg hervor.

Ihre Kunst, aus dem Impulse stammend und ganz und gar auf Affekt eingestellt, gestaltete die Iphigenie zur Apotheose jungfräulicher Lauterkeit des Herzens: schwerste Erfahrungen bringen ihre vertrauensvolle Zuversicht nicht ins Wanken (Vers 554: „Denn die Unsterblichen lieben der Menschen Weitverbreitete gute Geschlechter"). Nie hat sie an der ob auch verzögerten Verwirklichung ihrer Hoffnungen gezweifelt (Vers 1094: „So steigst du denn, Erfüllung . . ."). Wie sehr von Schicksalen überschattet, bleibt die Sonnenhaftigkeit ihres innersten Wesens

unangekränkelt, die milde Ausgeglichenheit unberührt. Wenn sie mit ausgebreiteten Armen in Verzückung ihr: „Goldne Sonne, leihe mir Die schönsten Strahlen“ (Vers 982) sprach, schien das Licht, das sie anrief, nur der Widerschein des Schatzes in ihrer eigenen Brust.

Warme Menschlichkeit bildete den Grundton dieser Iphigenie, der es gleichwohl an feierlichem Selbstgefühl nicht fehlte (Vers 1172: „Es zeigt sich dir im tiefsten Herzen an“ so hoheits- als liebevoll, die Tragweite der Offenbarung ermessend, eine Gottheit, die sich dem Sterblichen enthüllt). Einen Augenblick drohte irdische Angst den Seelenspiegel zu trüben (Vers 1712: „O, daß in meinem Busen nicht zuletzt Ein Widerwille keime“). Iphigenie suchte Zuflucht am Altar, klammerte sich an ihn. Da verebbte der Aufruhr des Gemüts. Stehend, in hoher Gelassenheit, das Haupt in die Hand des aufgestützten rechten Arms gelegt, sprach sie das Parzenlied — in sonorer Eintönigkeit, mehr für sich als für andere, der strenge, getragene Rhythmus eines rituellen Sanges aus dem Urmythus der Menschheit. Der Vortrag war nicht Deklamation im gewöhnlichen Sinne, sondern die Weihe, die dem Göttlichen gebührt, und jene unkörperliche Schilderung, wie sie erhabenen Phantasievorgängen ziemt und natürlich ist.

Von feierlicher Größe war der Schluß: die Freude des Wiederfindens und der Befreiung umflort von den Gefühlen des Abschieds — Dank für Empfangenes, Wehmut über die Nötigung, Leid zu hinterlassen, und das dringende Verlangen, nicht unversöhnt zu scheiden. Tränen zitterten in ihrer Stimme, jedes Wort war durchtränkt von Bedeutung. Das Publikum stand im Banne jener menschlichen Rührung, wie sie das vollkommen Schöne erzeugt.

Unter den Anhängern unserer Künstlerin gab es eine stehende Streitfrage: ob sie größer sei in „Seelenrollen“, in denen alles Irdische abgestreift schien, oder in den leidenschaftlichen, in denen animalische Triebkräfte von wilder Pracht aus ihrer Sinnlichkeit hervorbrachen. War die himmlische Liebe ihr eigentliches Gebiet oder die irdische? In gewissem Sinne darf man behaupten, daß die Erotik den Schlüssel selbst zu ihren

heroischen Gestalten bildete. Das Weib in ihr war stärker als die Heldin, das Weib erklärte und beherrschte die Heldin. Weiblicher Reiz dürfte hinreißender, beglückender, furchtbarer niemals auf der deutschen Bühne zum Ausdruck gekommen sein. In ihrem hemmungslosen Temperament wogten Lebensgluten.

Ihre Adelheid ('Götz') war ein Pandämonium aller Weibeskräfte, -künste, -lüste und -leidenschaften, gesehen durch den Goldglanz unwiderstehlichsten Persönlichkeitszaubers. Wie eine weltliche Glorie umstrahlte sie der Liebreiz ihrer Koketterie. Die Schilderung, die Franz in seinem Sinnenrausch von ihr entwirft, traf tatsächlich auf Charlotte Wolter zu: „Ein feiner, lauernder Zug um Mund und Wange! Adel und Freundlichkeit herrschten auf ihrer Stirn. Und das blendende Licht des Angesichts und des Busens, wie es von den finstern Haaren erhoben ward! ... Wenn sie einen ansieht, ist's, als wenn man in der Frühlingssonne stünde! . . . Um dich ist Leben, Feuer, Mut!" Ein Blick von ihr hat Franz zum Narren gemacht. Ihr launenhafter Mißmut, ihre Abweisung ist ein fast noch stärkerer Magnet als ihr bewußtes Locken. In den von Makart gezeichneten, stilechten und kostbaren Kleidern (jetzt im Wiener Theatermuseum) glich sie einer prunkfrohen, schwelgerischen Königin des Lebensgenusses oder auch einer mit goldgleißenden Hieroglyphen gezeichneten buntprächtigen Viper, die, in scheinbar spielender Ruhe gelagert, beim ersten Anlaß sprungbereit aufschnellt zum Stich. In ihrem berückenden Lächeln lag der Übermut, die Unverantwortlichkeit einer Vollblut-Renaissancegestalt.

Aber auf das erste Stimmungsbild der üppigen Daseinsgier folgte das noch gewaltigere des qualvollsten Todes, der ein Jüngstes Gericht darstellte. Dingelstedt, immer darauf bedacht, seiner Tragödin die größten Entfaltungsmöglichkeiten zu bieten, hatte in seiner auf die Theaterfassung von 1804 zurückgehenden Bühneneinrichtung für eine nach damaligen Begriffen bis an die äußersten Grenzen des Realistischen gehende Sterbeszene gesorgt: Adelheid in ihrem von mattem Kerzenlicht dämmerhellen Schlafgemach. Seidene Nachtgewänder von unbestimmter Mondscheinfarbe umfließen ihre Glieder; unruhvoll über den

Verlauf ihrer Giftanschläge, erwartet sie Franz. Sie begibt sich vom Tisch ans Fenster, öffnet es — glaubt Franz zu erkennen — sieht den Femrichter auf die Burg zukommen. Schauderndes Entsetzen packt sie, schnürt ihr die Kehle zu, läßt ihr das Blut gerinnen, lähmt ihr den Willen. Als sie sich aus der Erstarrung aufrafft, ist es zum Fluchtversuch bereits zu spät. Je unmöglicher die Rettung, um so verzweifelter die wilde Jagd nach einer Möglichkeit des Entkommens. Eine blinde Motte, die um das Licht kreist, stürzt Adelheid von einer Tür zur andern, in vergeblichem Rasen, immer wieder, in immer keuchenderer Angst. Plötzlich steht der vermummte Richter im Raum. Adelheid erblickt ihn: es ist ihr Schicksal, das sie ereilt, das sich vollzieht — unentrinnbar, unaufhaltsam — der Tod! Gespenstisch glühen in dem fahlen Gesicht aus weit aufgerissenen Lidern die irren Augen, aus dem offenen Munde dringt ein markerschütternder Schrei — der Schrei eines zu Tode getroffenen Tieres. Nun packt sie der Rächer. Sie bricht winselnd vor ihm zusammen. Er wirft ihr die Schlinge übers Haupt und schleift sein zuckendes, röchelndes Opfer über die ganze Bühne hinaus. Dem Zuschauer rieselte es kalt über den Rücken. Ihm war, als hätte ihm der Genius in einer Schale den berauschenden Gifttrank der Sünde, in der andern den läuternden Sühnetrank der Vergeltung mit hoch erhobenen Händen kredenzt — der Genius, jeder höchsten Kraftäußerung gewachsen, immer im Gleichgewicht. Charlotte Wolter gehörte zu jenen Begnadeten, die sich in ihrem unerschöpflichen Reichtum verschwenden dürfen, ohne Gefahr, durch ihre besinnungslose Hingabe Maß und Gesetz zu verletzen, die in der Kunst die Voraussetzung alles Vollkommenen sind.

Goethes Einfluß auf die Entwicklung des Schillerschen Schönheitsbegriffes

Von **Joachim Ulrich** (Weimar)

Die folgende Arbeit ist aus meiner Untersuchung über 'Schillers Begriff vom Schönen' hervorgegangen, die die Entwicklung des Schillerschen Schönheitsbegriffes in seiner Beziehung zu Kant behandelt und hierzu die 'Kalliasbriefe', 'Anmut und Würde' und die Briefe an den Prinzen von Augustenburg einer Untersuchung unterzogen hatte.

Sie führt diese Untersuchung fort, ohne jedoch ihre Kenntnis vorauszusetzen, und wendet sich vornehmlich den 'Briefen über ästhetische Erziehung' und der Abhandlung über 'Naive und sentimentalische Dichtung' zu, die beide in den ersten Jahren der Freundschaft mit Goethe entstanden sind, ohne jedoch bisher auf diesen Zusammenhang hin untersucht worden zu sein.

Hierbei kommt sie zu dem Ergebnis, daß besonders die 'Briefe über ästhetische Erziehung' in weitgehendem Maße von Goethe beeinflußt worden sind und sich erst unter diesem Gesichtspunkt dem Verständnis wahrhaft erschließen.

Zugleich fördert sie auf diese Weise auch für die Goethische Auffassung des Schönen und der Kunst manch neues Material zutage, das sich bisher in diesem Zusammenhang der Forschung entzogen hat.

Erster Teil.

1.

Die Briefe an den Prinzen von Augustenburg

Wir wenden uns einleitend zunächst den Briefen an den Prinzen von Augustenburg zu, die im Herbst 1793 während Schillers Aufenthalt in Ludwigsburg entstanden sind und die Grundlage zu den 'Briefen über ästhetische Erziehung' bilden, so daß ihre Behandlung hier eine unerläßliche Voraussetzung ist.

Die Absicht, die Schiller mit diesen Briefen verband, geht am besten aus seinem Briefe an den Prinzen vom 9. Februar

1793 hervor, in dem es heißt: „Ich wünschte meine Ideen über die Philosophie des Schönen, ehe ich sie dem Publikum selbst vorlege, in einer Reihe von Briefen an Sie richten und Ihnen stückweise zusenden zu dürfen. Diese freiere Form wird dem Vortrage derselben mehr Individualität und Leben, und der Gedanke, daß ich mit Ihnen rede und von Ihnen beurteilt werde, mir selbst ein höheres Interesse an meiner Materie geben."

Diese Briefe also sollten, ähnlich wie bereits die 'Kalliasbriefe' vom Winter 1792/93 und 'Anmut und Würde' (Mai 1793), der Theorie des Schönen gelten, während die in ihnen gleichzeitig behandelten Fragen der praktischen ästhetischen Kultur und ästhetischen Erziehung ursprünglich dafür nicht vorgesehen waren. Es ist daher anzunehmen, daß diese Erweiterung auf spätere Einflüsse zurückgeht, die Schiller in Ludwigsburg vermutlich im Zusammenhang mit dem Zeitgeschehen der französischen Revolution erfahren hat, deren politischen Erneuerungsbestrebungen er jetzt bewußt das eigene tiefere politische Glaubensbekenntnis entgegensetzt, daß jede Staatsverbesserung mit Veredlung des Charakters beginnen, dieser sich aber an dem Schönen und Erhabenen aufrichten müsse.

So entwirft der Erste Brief vom 13. Juli 1793 zunächst ein Bild vom Geiste der Zeit, deren beiden Hauptübeln, der „rohen Verwilderung" und der „sittlichen Erschlaffung", Schiller nunmehr durch die Künste des Schönen und Erhabenen begegnen will, da diese unser Empfindungsvermögen verfeinerten und unseren Geist von den groben Vergnügungen des Stoffes zum reinen Wohlgefallen an bloßen Formen erhöben.

Denn die Gesetze der Kunst seien nicht in den wandelbaren Formen eines zufälligen und oft ganz entarteten Zeitgeschmacks, sondern in dem Notwendigen und Ewigen der menschlichen Natur, in den Urgesetzen des Geistes gegründet, so daß die Kunst auch mitten unter einem barbarischen und unwürdigen Jahrhundert rein wie eine Himmlische wandeln könne, wenn sie nur dieses ihres hohen Ursprungs stets eingedenk sei.

Hierzu sei aber erforderlich, daß sie neben den Idealen, die ihr unaufhörlich das Bild des höchsten Schönen vorhalten, ein

eigenes Gesetzbuch besitze, durch das sie sowohl vor dem Despotismus eines lokalen und einseitigen Geschmacks wie vor der Anarchie eines verwilderten (Barbarei) sichergestellt werde.

Ein solches Gesetzbuch ihr zu verschaffen, sieht Schiller als seine Aufgabe an, wobei er sich jedoch wohl dessen bewußt ist, daß es eines der schwersten Probleme der philosophierenden Vernunft sei: es gäbe nichts Schwereres, als die Wirkungen des Genies unter Prinzipien zu bringen und die Freiheit mit Notwendigkeit zu vereinigen.

Daher stellt vermutlich auch der folgende Zweite Brief vom 11. November 1793 („Einschluß") diese Aufgabe noch einmal zurück, um zunächst zu untersuchen, wie jene veredelnde Einwirkung der Künste auf den Menschen vorzustellen sei.

Wir erfahren hierüber, daß die Künste eine doppelte Wirkung besitzen: eine auflösende in der Kunst des Schönen, wodurch die rohe Gewalt der Natur im Menschen entwaffnet werde, und eine anspannende in der Kunst des Erhabenen, wodurch die selbsttätige Vernunftkraft in ihm geweckt und sein Geist wehrhaft gemacht werde; erst in der Verbindung von Schön und Erhaben könne das Ideal ästhetischer Kultur gegeben sein.

Doch ist dieses Ideal für Schiller jetzt nicht mehr, wie noch in 'Anmut und Würde', zugleich das höchste sittliche Ideal überhaupt, sondern es bedeutet ihm jetzt, mit seinem gleichzeitigen erneuten Bekenntnis zum absoluten Moralideal Kants, nur noch eine vorbereitende Stufe zu dem reinen Sittlichkeitsideal, so daß er anschließend auch drei verschiedene Epochen oder Grade unterscheidet, die der Mensch zu durchwandern habe, ehe er das sei, wozu Natur und Vernunft ihn bestimmen.

Auf der ersten Stufe der bloßen „Sinnlichkeit" sei er nichts als eine leidende Kraft. Er empfinde hier bloß, was die äußere Natur ihn empfinden lassen wolle, und bestimme sich bloß, je nachdem er empfinde.

Von dieser drückenden Abhängigkeit von Naturbedingungen werde er auf der zweiten Stufe der „Betrachtung" befreit, da jetzt seine Rationalität eröffnet werde, die ihn befähige, die Gegenstände nicht mehr bloß auf seinen physischen Zustand und seine leidende Kraft, sondern unmittelbar auf seine Vernunft

zu beziehen; Schiller bezeichnet dieses „Wohlgefallen der freien Betrachtung" auch als das erste liberale Verhältnis des Menschen gegen die ihn umgebende Natur.

Noch eine Stufe weiter, und der Mensch lasse die Sinnlichkeit ganz hinter sich zurück und erhebe sich auf der dritten Stufe zu der „Freiheit" reiner Geister empor.

So vollzieht sich hiernach die Entwicklung des Menschen in drei Stufen, die nunmehr grundlegend für die weiteren Ausführungen werden, von denen uns jedoch hier nur die mittlere Stufe mit ihrem Wohlgefallen der freien Betrachtung angeht, da nur auf ihr, als der Verbindung von Rationalität und Sensualität, von Denken und Empfinden (Vernunft und Sinnlichkeit), das Schöne eine Stelle hat.

Daher heißt es von ihr, daß nur durch das Empfindungsvermögen des Schönen ein Band der Vereinigung zwischen der sinnlichen und geistigen Natur des Menschen geflochten werde, so daß hier die Freiheit der Geister in die Sinnenwelt eingeführt werde und somit gleichsam die reine dämonische (göttliche) Flamme auf dem Spiegel der Materie, wie der Tag auf den Morgenwolken, ihre ätherischen Farben spielen lasse.

So erweist sich hier das Schöne, trotz seiner sittlichen Herabstufung, als sinnliche Erscheinung der Freiheit oder Vernunft, der Wahrheit, wie Schiller dieses Vermögen in seinem Gedicht 'Die Künstler' (1789) genannt hatte:

> Was wir als Schönheit hier empfunden,
> Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.

Der gleiche Gedanke, daß Schönheit sinnlich verhüllte Vernunft oder Wahrheit sei, liegt nun auch noch dem folgenden Dritten Briefe vom 21. November 1793, wenigstens in seinem zweiten Teile, zugrunde; der erste Teil sucht den historischen Erweis für die Dreistufentheorie zu erbringen, indem er einen kurzen Abriß der Urgeschichte menschlicher Kultur gibt; er hat uns hier nicht weiter zu beschäftigen.

Wir wenden uns daher sogleich dem zweiten Teile des Briefes zu, der in Anwendung des oben entwickelten Grundgedankens zu zeigen versucht, daß sich die wohltätige Wirkung des Schönen somit nicht allein darauf beschränke, die Sinne zur Denkkraft

zu erheben und Spiel in Ernst zu verwandeln, sondern auch umgekehrt dazu helfe, die Denkkraft zu den Sinnen herabzuziehen und Ernst in Spiel zu verwandeln.

Als Beispiel hierfür wird der Begriff der „schönen Diktion" oder des „schönen Vortrags" angeführt, der dann gegeben ist, wenn in einem Vortrag Materie und Form miteinander verbunden, Ideen in Anschauungen gekleidet sind, so daß hierdurch sowohl der rein abstrakte Mensch wieder in Verbindung mit der Sinnlichkeit als auch der rein sinnliche Mensch wieder in Verbindung mit dem Denken, mit der Wahrheit zurückgeführt werde, die für Schiller „allein in der Form" gegeben ist.

Doch müsse hierbei das logische Geräte verborgen und die Freiheit der Phantasie respektiert werden, so daß die Zauberkraft der schönen Diktion stets nur auf einem glücklichen Verhältnis von äußerer Freiheit und innerer Notwendigkeit beruhen könne, wie es in Schillers Abhandlung 'Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen' heißt, die in ihrem ersten Teile ganz die gleichen Gedanken ausführt wie dieser Brief, so daß sie sehr wahrscheinlich auch beide zu gleicher Zeit entstanden sind.

Hiermit können wir unsere Untersuchung über die Prinzenbriefe beschließen, da die noch folgenden Briefe als Grundlage für die 'Briefe über ästhetische Erziehung' nicht in Frage kommen. Wir wenden uns nunmehr diesen zu.

2.

'Über die ästhetische Erziehung des Menschen, in einer Reihe von Briefen'

Als Schiller im Mai 1794 wieder nach Jena zurückgekehrt war, erhielt er vom nunmehrigen Herzog von Augustenburg die Nachricht, daß seine Briefe aus Ludwigsburg beim Schloßbrand in Kopenhagen ein Opfer der Flammen geworden seien. Der Dichter entschloß sich daher, sie „aus Abschriften wiederherzustellen".

Hierbei mußte er jedoch die Erfahrung machen, daß sie dem jetzigen Stande seiner Einsichten nicht mehr entsprachen, so daß

er sich zu einer Umarbeitung einzelner Teile genötigt sah, aus der schließlich eine völlige Neugestaltung hervorgehen sollte.

Fragen wir nun nach der Ursache, die für diese neuen Einsichten Schillers bestimmend war, so ist neben dem erstmaligen Umgang mit Fichte und Wilhelm v. Humboldt besonders die neue Freundschaft mit Goethe zu nennen, mit dem sich Schiller gerade auf ästhetischem Gebiete aufs engste berührte.

Vom 20. bis 23. Juli 1794 war Goethe in Jena gewesen; während dieser Tage hat er mit Schiller eine Unterredung über ästhetische Fragen gehabt. Dieser schreibt darüber an Freund Körner, mit dem er sich in Weißenfels getroffen hatte, am 1. September 1794 folgendes: „Bei meiner Zurückkunft fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir nun endlich mit Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen und uns die Hauptideen mitgeteilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Übereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel, und was sich davon in Briefen mitteilen läßt, soll Dir getreulich berichtet werden. Gestern erhielt ich schon einen Aufsatz von ihm, worin er die Erklärung der Schönheit: daß sie Vollkommenheit mit Freiheit sei, auf organische Naturen anwendet."

Diese Ausführungen lassen erkennen, daß es nicht in erster Linie, wie es nach Goethes Bericht über die 'Erste Bekanntschaft mit Schiller' erscheinen möchte, die vertiefte Auffassung der Natur war, die die beiden Dichter zusammenführte, sondern die im tiefsten Grunde völlig gleiche Anschauung des Schönen und der Kunst. Im einzelnen der Erklärungsweise mochte noch manche Abweichung voneinander bestehen; das zeigt bereits die Definition der Schönheit, daß sie „Vollkommenheit mit Freiheit" sei; sie scheint im wesentlichen ein Kompromiß zwischen der beiderseitigen Auffassung zu sein.

Übereinstimmung im Grundgedanken bei noch mancher Abweichung im einzelnen tritt auch aus der Rezension 'Über Matthissons Gedichte' hervor, die Schiller im unmittelbaren Anschluß an sein Gespräch mit Goethe verfaßt hat.

So heißt es hier, daß der Dichter, der Künstler überhaupt unter Weglassung alles Zufälligen und Willkürlichen stets den reinen Ausdruck des Notwendigen und somit das Ideal darzustellen habe; dazu sei erforderlich, daß er zunächst in sich selbst das Individuum ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben müsse, da in den Beschaffenheiten eines Subjekts nichts notwendig sei als der Charakter der Gattung, so daß jeder individuelle Mensch gerade um so viel weniger Mensch sei, als er individuell sei.

Diese Auffassung im engeren Sinne entspricht jedoch, wie wir sehen werden, ebensowenig der Überzeugung Goethes, wie es die noch folgenden Ausführungen der Rezension tun: das Gebiet der schönen Kunst sei auf den Menschen beschränkt, da mit ihm das Reich der Notwendigkeit, mit dem sie es allein zu tun habe, beschlossen sei.

Zwar gesteht Schiller auch für das Reich der Natur zu, daß in ihm bei aller anscheinenden Willkür der Formen doch große Einheit und Gesetzmäßigkeit herrsche; doch stimmen die übrigen Gedankengänge der Rezension mit einer solchen Erweiterung im Grunde nicht überein, so daß auch hier vermutlich nur eine Angleichung an die Goethische Auffassung vorliegt, die das gesamte Reich des Organischen in das Schöne einbezieht.

Auch die Bestimmung des Schönen, daß in ihm die höchste Freiheit gerade nur durch die höchste Bestimmtheit möglich sei, wird auf Goethe zurückgehen, da wir dieser Auffassung bei Schiller auch später noch wiederholt im Anschluß an vorausgegangene Berührungen mit Goethe begegnen, während sie in den Zwischenzeiten stets wieder zugunsten anderer Bestimmungen dieses Verhältnisses preisgegeben wird.

Somit liegt es nur nahe, daß auch bei der Umgestaltung der Prinzenbriefe, die nunmehr endgültig im Anschluß an die Matthisson-Rezension in der ersten Septemberhälfte 1794 aufgenommen wird, ein Einfluß Goethes sich geltend macht, auch wenn

sich die Erste Folge dieser Briefe (Brief 1—9) im wesentlichen nur mit Fragen der praktischen ästhetischen Kultur beschäftigt und sich die Theorie des Schönen auf die beiden weiteren Folgen beschränkt.

So führt der Erste Brief, entsprechend dem Original- oder Urbrief vom 13. Juli 1793 aus, daß es größtenteils Kantische Grundsätze seien, auf denen die nachfolgenden Behauptungen beruhten. Jedoch sei nicht beabsichtigt, sie in der strengen Form Kants vorzutragen, wenngleich es sich auch nicht immer werde vermeiden lassen, den Gegenstand der Untersuchung, um ihn dem Verstand zu nähern, den Sinnen zu entrücken, da der Verstand das Objekt des inneren Sinnes erst zerstören müsse, um es sich ganz zu eigen zu machen.

Auch der Zweite Brief lehnt sich aufs engste an diesen Urbrief vom 13. Juli an, indem er Schillers Absicht begründet, in einer Zeit, da alle Blicke auf den politischen Schauplatz gerichtet seien, wo jetzt das große Schicksal der Menschheit verhandelt werde, ein Gesetzbuch für die ästhetische Welt zu geben. Doch müsse man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen, weil es die Schönheit sei, durch die man zu der Freiheit wandere.

Daher sei — so lehrt der völlig neu eingeschaltete Dritte Brief, vermutlich auf Grund der Unterhaltungen mit Fichte — eine Umwandlung des Staates vom bloßen Vertrags- oder Naturstaat in einen Staat der Vernunft und der Freiheit auf keinem anderen Wege möglich, als daß zuvor in dem Menschen zwischen seinem natürlichen Charakter (im Naturstaat) und seinem sittlichen Charakter (im Vernunftstaat) ein dritter mittlerer Charakter erzeugt werde, der von der Herrschaft bloßer Kräfte zu der Herrschaft der Gesetze einen Übergang bahne. Das rollende Rad des lebendigen Uhrwerks des Staates müsse während seines Umschwungs ausgetauscht werden und die Fortdauer der Gesellschaft auch für die Zeit der Umwandlung sichergestellt sein.

Man sieht: auch hier ist der Grundgedanke des Urbriefes vom 13. Juli, daß der natürliche Mensch zuvor ästhetisch gemacht werden müsse, bevor er sittlich werden könne, gewahrt; neu ist nur, daß dieser Gedanke auch auf den Staat übertragen wird:

auch das staatliche Entwicklungsziel, in Form des absoluten Vernunftstaates, ist nur auf dem Wege über den ästhetischen Staat zu erreichen.

Diesen für die Folge wichtigen Gedanken führt der gleichfalls neu eingeschaltete Vierte Brief noch weiter aus, indem er zunächst unter Berufung auf Fichtes Vorlesungen 'Über die Bestimmung des Gelehrten' sagt:

„Jeder individuelle Mensch . . . trägt der Anlage und Bestimmung nach einen reinen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechselungen übereinzustimmen die große Aufgabe seines Daseins ist. Dieser reine Mensch, der sich mehr oder weniger deutlich in jedem Subjekt zu erkennen gibt, wird repräsentiert durch den Staat, die objektive und gleichsam kanonische Form, in der sich die Mannigfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet."

Dann aber heißt es, abweichend von Fichte, weiter: „Nun lassen sich aber zwei verschiedene Arten denken, wie der Mensch in der Zeit mit dem Menschen in der Idee zusammentreffen, mithin ebensoviele, wie der Staat in den Individuen sich behaupten kann: entweder dadurch, daß der reine Mensch den empirischen unterdrückt, daß der Staat die Individuen aufhebt, oder dadurch, daß das Individuum Staat wird, daß der Mensch in der Zeit zum Menschen in der Idee sich veredelt."

Dieser Unterschied falle zwar in der einseitigen moralischen Schätzung weg, komme aber desto mehr in Betracht in der vollständigen anthropologischen Schätzung, wo mit der Form auch der Inhalt zähle und die lebendige Empfindung zugleich eine Stimme habe, wo der Mensch nicht nur von der Gesetzgebung der Vernunft, die Einheit fordere, sondern auch von derjenigen der Natur, die Mannigfaltigkeit fordere, in Anspruch genommen werde.

Daher zeuge es auch jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung, wenn der sittliche Charakter des Menschen nur mit Aufopferung des natürlichen sich behaupten könne; so sei auch eine Staatsverfassung noch sehr unvollendet, die nur durch Aufhebung der Mannigfaltigkeit Einheit zu bewirken imstande sei. Denn der Staat solle nicht bloß den objektiven und generischen,

sondern auch den subjektiven und spezifischen Charakter in den Individuen ehren und, indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreite, das Reich der Erscheinung nicht entvölkern.

So tritt uns demnach hier als neues Ziel der staatlichen Entwicklung nicht mehr der absolute Vernunftstaat entgegen, sondern ein Staat, in dem sich „die Teile zur Idee des Ganzen hinaufgestimmt haben" und in dem daher auch der Mensch nicht mehr das Individuum in sich auslöschen muß, um es zur Gattung zu steigern, sondern in dem die Harmonie von Individuum und Gattung als neues Ziel der Entwicklung verkündet wird.

Hier, mitten in der ersten Folge der Briefe, stehen wir also vor einer bedeutsamen Umstellung Schillers, die ihrer Art nach keinen Zweifel darüber lassen kann, daß sie auf Goethe zurückgeht. Wir erinnern uns, daß Schiller während der Abfassung dieser ersten Brieffolge vierzehn Tage bei dem Freunde zu Besuch in Weimar geweilt hat (14. bis 27. September); er schreibt nach seiner Rückkehr an Goethe: „Es wird mir Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben; aber keine einzige, hoffe ich, soll verloren sein. Es war meine Absicht, diese vierzehn Tage bloß dazu anzuwenden, soviel von Ihnen zu empfangen, als meine Rezeptivität erlaubt; die Zeit wird es nun lehren, ob diese Aussaat bei mir aufgehen wird." Goethe hatte seinerseits in Erwartung des Schillerschen Besuches bereits am 27. August versprochen: „Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mitteilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihrer irdischen Dauer weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponieren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben."

Wir dürfen annehmen, daß jene Ausführungen unseres Briefes bereits eine solche erste „Aussaat" oder „Deponierung" Goethischer Ideen darstellen. Es werden daher auch die folgenden Briefe diesen Einfluß noch erkennen lassen müssen, wenngleich sich Schiller auch in ihnen bemüht, an der Grundlage der Urbriefe festzuhalten. Es ist klar, daß sich dadurch manche Unebenheit in der Gedankenführung ergeben mußte.

So begegnen wir im Fünften Briefe zunächst wieder dem

Urbrief vom 13. Juli 1793, indem auch jetzt wieder ein Gemälde vom Geiste der Zeit entworfen wird; doch werden die neuen Farben, besonders in den Betrachtungen über die Drangsale der Gesellschaft, zweifellos gleichfalls von Goethe veranlaßt worden sein. Gewiß spricht aus ihnen auch der Geist Rousseaus, wenn es zum Beispiel heißt, die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmten, zeige im ganzen so wenig veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbnis durch Maximen befestige; aber dieser Geist war hierin durchaus der Geist Goethes, so daß der Zusammenhang mit ihm kaum zweifelhaft sein kann.

Dies gilt auch für den Sechsten Brief, der dieses Zeitgemälde noch weiter vervollständigt und hierfür nun eine theoretische Grundlegung gibt, die in Übereinstimmung mit dem neuen Ziel der Harmonie von Individuum und Gattung auf einer ganz neuen Entwicklungstheorie des geistigen Menschen aufbaut, einer Theorie, die mit der bisherigen Dreistufentheorie nichts mehr gemein hat.

So erfahren wir, daß die Entwicklung des Menschen jetzt nicht mehr vom anfänglichen Naturzustand über den mittleren ästhetischen Zustand zur reinen Moralität hinaufführt, sondern von der ursprünglichen Einheit der menschlichen Natur, wie sie im Kinde gegeben sei, über ihre Trennung oder Sonderung im Zustand der Kultur (Zivilisation) wieder zurück, genauer gesagt: empor, zur „Natur" leitet. Die „Natur" erscheint jetzt im Sinne der angestrebten Einheit als Ziel aller menschlichen Entwicklung, ein Gedanke, den wir dann später näher ausgeführt finden in der Abhandlung 'Über naive und sentimentalische Dichtung', die in ihren Anfängen zu gleicher Zeit mit dieser ersten Brieffolge entstanden ist.

Im vorliegenden Brief beschränkt sich Schiller im wesentlichen darauf, eine Schilderung der Menschheit auf ihrer gegenwärtigen mittleren Entwicklungsstufe der „Kultur" zu geben, die er hierbei in Gegensatz zu der griechischen Menschheit stellt, in der er mit Goethe diese Einheit der menschlichen Natur verwirklicht sah. Bei uns Neueren dagegen habe der alles trennende

Verstand diesen inneren Bund der menschlichen Natur zerrissen: man sehe ganze Klassen von Menschen nur einen Teil ihrer Anlagen entfalten, während die übrigen, wie bei verkrüppelten Gewächsen, kaum mit matter Spur angedeutet seien; man müsse daher von Individuum zu Individuum herumfragen, um die Totalität der Gattung zusammenzulesen.

Zwar habe auch die griechische Vernunft die menschliche Natur zerlegt und sie in den Gestalten ihres herrlichen Götterkreises vergrößert auseinander geworfen, doch nicht dadurch, daß sie dieselbe in Stücke gerissen, sondern dadurch, daß sie sie verschiedentlich gemischt habe, so daß in keinem einzelnen Gott die ganze Menschheit gefehlt.

So nachteilig aber auch diese getrennte Ausbildung der Kräfte bei uns für das einzelne Individuum sei, so bedeute sie doch für das Ganze der Gattung einen Fortschritt und sei daher notwendig. Denn die mannigfachen Anlagen im Menschen zu entwickeln, gebe es kein anderes Mittel, als sie einander entgegenzusetzen, so daß dieser Antagonismus der Kräfte das große Instrument der Kultur sei, sie vorwärts zu treiben; aber auch nur das Instrument. Denn so lange der Widerstreit dauere, sei man erst auf dem Wege zur Kultur, da durch Anspannung einzelner Geisteskräfte und ihre Isolierung von den anderen zwar außerordentliche, aber keine glücklichen und vollkommenen Menschen gebildet werden könnten; wie sich durch gymnastische Übungen zwar athletische Körper bilden könnten, aber nur durch das freie und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit.

So begegnen wir hier völlig neuen Gedankengängen, die, wie wir später sehen werden, nur durch Berührung mit Goethe ihre Erklärung finden können. Einheit und Totalität der menschlichen Natur ist das neue Ziel der ästhetischen Erziehung, die den Menschen von der mittleren Stufe der bloßen Verstandeskultur mit ihrer Vereinzelung und Trennung zum harmonischen Bunde der einzelnen Teile mit dem Ganzen zurückzuführen hat, worin allein das Schöne gegeben sein kann.

Doch wird dieses Ziel jetzt nicht mehr, wie nun der Siebente Brief, in Wiederaufnahme der Gedanken des dritten Briefes und zugleich in enger Anlehnung an den Urbrief vom 13. Juli

ausführt, mit Hilfe des Staates erreicht, sondern aus eigener Kraft.

Der Staat könne in seinem jetzigen Zustand die bessere Menschheit unmöglich begründen, solange er nicht selbst auf dieser aufgebaut sei; auch jeder Versuch einer solchen Staatsveränderung müsse solange für unzeitig und jede darauf gegründete Hoffnung solange für chimärisch erklärt werden, bis die Trennung in dem inneren Menschen wieder aufgehoben und seine Natur vollständig genug entwickelt sei, um selbst die Künstlerin zu sein und der politischen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen.

Daher bezeichnet es auch der Achte Brief, der sich gleichfalls an den Urbrief vom 13. Juli anlehnt, während er in seinen übrigen Ausführungen eine Wiedergabe des Urbriefes vom 11. November ist, als dringendstes Bedürfnis der Zeit, das Empfindungsvermögen im Menschen auszubilden, um ihn hierdurch wieder aus der Einseitigkeit seines bloßen Verstandeslebens zur inneren Einheit und Ganzheit mit sich selbst zurück zu führen.

Hierzu gibt nun, wie der Neunte Brief, entsprechend dem Schluß des Urbriefes vom 13. Juli, darstellt, die schöne Kunst das Werkzeug her, deren Quell in dem Notwendigen und Ewigen der menschlichen Natur begründet ist, so daß Schiller auch sagen kann: „Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen."

Zugleich ergibt sich aber hieraus für den Künstler die Forderung, die wir ähnlich bereits in der Matthisson-Rezension kennengelernt haben, daß er selbst in dieser Einheit leben und in diesem Notwendigen und Ewigen seiner Natur begründet sein muß, ehe er es unternehmen darf, sein Kunstwerk außer sich darzustellen. Zwar sei auch der Künstler der Sohn seiner Zeit und nehme seinen Stoff von der Gegenwart; aber die Form entlehne er einer edleren Zeit, ja einer jenseits aller Zeit liegenden Potenz, der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens. Aus dem reinen Äther seiner dämonischen Natur rinne die Quelle der Schönheit herab, ungetrübt von der Verderbnis der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzten.

Daher dürfe der Künstler auch nicht niederwärts blicken nach dem Glück und Bedürfnis, sondern nur „aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz. . . . Gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Taten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit."

Wir müssen es uns versagen, das Bild des vollendeten Künstlers und Menschen, wie es uns Schiller hier entwirft, in Einzelzügen wiederzugeben. Bereits das wenige, das wir ausgehoben haben, genügt, uns zu zeigen, daß auch hinter dieser Schilderung wieder Goethe steht. Und mehr noch: es ist eben das Bild Goethes, das Schiller hier zeichnet, wie er ja selbst bekennt, wenn er bei Übersendung dieser ersten Brieffolge an Goethe am 20. Oktober 1794 schreibt: „Sie werden in diesen Briefen Ihr Porträt finden, worunter ich gern Ihren Namen geschrieben hätte, wenn ich es nicht haßte, dem Gefühl denkender Leser vorzugreifen. Keiner, dessen Urteil für Sie Wert haben kann, wird es verkennen; denn ich weiß, daß ich es gut gefaßt und treffend genug gezeichnet habe." Und Goethe selbst hat offensichtlich die Abschilderung seiner selbst nicht verkannt. Er erwidert am 26. Oktober: „Das mir übersandte Manuskript habe sogleich mit großem Vergnügen gelesen, ich schlurfte es auf Einen Zug hinunter. Wie uns ein köstlicher, unsrer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohltätig, und wie sollte es anders sein, da ich das, was ich für recht seit langer Zeit erkannte, was ich teils lebte, teils zu leben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand?"

Wir sehen, wie lebhaft in Schiller selbst noch bei Abfassung dieses Schlußbriefes der ersten Folge, der etwa Ende Oktober entstanden ist, die Eindrücke des Septemberbesuches nachgewirkt haben; auch schon aus diesem Grunde werden wir berechtigt sein, ein gleiches auch für die vorhergehenden Briefe anzunehmen und diese in ihrem wesentlichen Inhalt, soweit er gegenüber den Urbriefen neu ist, auf Goethe zurückzuführen.

Dies gilt in ähnlicher Weise auch für die während des Septemberbesuches verabredete ästhetische Korrespondenz, die jedoch über einen einzigen Brief Schillers vom 8. Oktober 1794, der die beiderseitigen Begriffe über das Wesen des Schönen zu klären suchte, nicht hinausgekommen und uns zudem noch verloren gegangen ist. Seinen Inhalt können wir aus Goethes Antwort entnehmen: „Ihr Brief hat mich noch mehr in der Überzeugung bestärkt, die mir unsre Unterredung hinterlassen hatte, daß wir nämlich an wichtigen Gegenständen ein gleiches Interesse haben und daß wir, indem wir von ganz verschiedenen Seiten auf dieselben losgehen, doch bei denselben in grader Richtung zusammentreffen und uns zu unsrer wechselseitigen Zufriedenheit darüber unterhalten können. Der größte Teil Ihres Briefes enthält nicht allein meine Gedanken und Gesinnungen, sondern er entwickelt sie auch auf eine Weise, wie ich es selbst kaum getan hätte. Die Bezeichnung der beiden Wege, die unsre Untersuchung genommen, die Warnung vor der doppelten Gefahr, das von einem Porträt genommene Beispiel, und was zunächst darauf folgt, ist von der Art, daß ich auch selbst Wort und Ausdruck unterschreiben könnte ... Wenn Sie nun aber die anscheinenden Ketzereien vorlegen, daß Bestimmtheit sich nicht mit der Schönheit vertrage, ferner, daß Freiheit und Bestimmtheit nicht notwendige Bedingungen der Schönheit, sondern notwendige Bedingungen unsers Wohlgefallens an der Schönheit seien, so muß ich erst abwarten, bis Sie mir diese Rätsel auflösen, ob ich gleich aus dem, was zwischen beiden Sätzen inne steht, ohngefähr den Weg erraten kann, den Sie nehmen möchten."

Auch diese Worte lassen erkennen, wie Schiller in seinen Briefen nicht nur Goethes „Gedanken und Gesinnungen" wieder-

gibt, sondern sie auch in einer Weise entwickelt, daß dieser selbst „Wort und Ausdruck“ unterschreiben zu können vermeinte.

Wir wenden uns nunmehr der Zweiten Folge der Briefe zu (Brief 10—16), die im unmittelbaren Anschluß an die erste Folge im November und Dezember 1794 entstanden ist und sich unter Zurückstellung der Fragen der praktischen ästhetischen Kultur der Theorie des Schönen zuwendet, wie sie bereits Gegenstand der „ästhetischen Korrespondenz“ gewesen ist.

Nur der erste Brief dieser Reihe, der Zehnte Brief des Ganzen, macht noch eine gewisse Ausnahme, indem er entsprechend dem Urbrief vom 11. November auf den Widerspruch hinweist, den man in den Urteilen der Menschen über den Einfluß des Schönen und in der Würdigung der ästhetischen Kultur anzutreffen pflege.

Während die einen eine Einwirkung des Schönen auf die menschliche Kultur für verderblich hielten, da die Schönheit, wie die Geschichte lehre, ihre Herrschaft nur auf den Untergang heroischer Tugenden gründe, so daß man in Blütezeiten der Kunst auch stets die Menschheit gesunken finde, machten die anderen geltend, daß im Gegenteil das entwickelte Gefühl der Schönheit, wie das Beispiel der Griechen zeige, die Sitten verfeinere und somit ein gebildeter Geschmack nicht nur mit Klarheit des Verstandes und Regsamkeit des Gefühls, sondern auch mit Würde des Betragens verbunden sei.

Suchte nun Schiller diesen Widerspruch im Urbrief vom 11. November dadurch aufzulösen, daß er die Einwirkung der schönen Kultur als eine doppelte bezeichnete, als eine auflösende durch die Kunst des Schönen und als eine anspannende durch die Kunst des Erhabenen, demzufolge Schön und Erhaben erst in Verbindung miteinander die Vollendung der ästhetischen Kultur ausmachten, so sucht er ihm jetzt dadurch zu begegnen, daß er ein Ideal-Schönes und ein Erfahrungs-Schönes unterscheidet; es müsse daher zunächst untersucht werden, ob es dieselbe Schönheit sei, von der er rede und gegen welche jene Beispiele zeugen. Damit ist der Übergang zur Theorie des Schönen gewonnen, und wir verlassen im folgenden das Gebiet des

Erfahrungsschönen, um uns zum Idealschönen, das heißt zum reinen Vernunftbegriff des Schönen zu erheben, den Schiller unter der Voraussetzung, daß die Schönheit eine notwendige Bedingung der Menschheit sei, nun ganz auf diesen Begriff aufzubauen sucht und ihn daher auch zunächst ableitet. Da er jedoch am 10. November 1794 an Körner schreibt: die folgenden Briefe sollten nur eine Anwendung und weitere Ausführung der in der ersten Brieffolge aufgestellten Grundsätze sein, so kann also an diesem Tage eine Hinwendung zur Theorie noch nicht beabsichtigt gewesen sein. Es ist daher anzunehmen, daß dieser Übergang in einem erneuten Zusammenhang mit Goethe steht. Und Goethe ist in der Tat auch kurze Zeit darauf (18. bis 20. November) wieder zu Besuch in Jena gewesen.

So beginnt der Elfte Brief nun die Ableitung, indem er von dem bereits bekannten Fichteschen Grundsatz ausgeht, daß jeder individuelle Mensch der Anlage und Bestimmung nach einen reinen idealischen Menschen in sich trage, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechselungen übereinzustimmen die große Aufgabe seines Daseins sei.

Zwar wird jetzt dieser idealische Mensch als „Person", als „Persönlichkeit" bezeichnet und für den individuellen Menschen der Begriff des „Zustandes" gesetzt, doch bleibt der Grundgedanke ganz der gleiche, vor allem die für den Menschen sich ergebende Forderung, in allem Wechsel des Zustandes „beständig er selbst zu bleiben" und „in den Fluten der Veränderung in der Einheit seiner Person zu verharren". Der Mensch sei weder reine Person, d. h. ein „absolutes, unendliches Wesen wie die Gottheit", noch bloß der Veränderung der Zeit unterworfen, wie es der Begriff des Zustandes besage; er sei eine bestimmte Person, die an das Werden in der Zeit gebunden sei und dieser Gebundenheit bedürfe, um die Anlage zur Gottheit, die sie unwidersprechlich in sich trage, zur Wirklichkeit zu entfalten.

Es entstünde daher für ihn die doppelte Aufgabe: einmal seine Persönlichkeit, das Notwendige oder die „Form" in sich zu verwirklichen, andererseits das Wirkliche oder den „Stoff" außer sich dem Gesetz der Notwendigkeit zu unterwerfen, so daß

auch erst aus dieser Wechselwirkung der Begriff der Menschheit wahrhaft hervorgehen kann.

Zur Erfüllung dieser doppelten Aufgabe nun, „alles Innere zu veräußern" und „alles Äußere zu formen", würden wir, wie der Zwölfte Brief, in Anlehnung an die Fichtesche und die Reinholdsche Trieblehre darlegt, durch zwei entgegengesetzte Kräfte gedrungen, die man, weil sie uns antrieben, ihr Objekt zu verwirklichen, ganz schicklich Triebe nennen könne.

Den ersten dieser Triebe nennt Schiller den Sachtrieb; er geht aus von dem physischen Dasein des Menschen, von seiner sinnlichen Natur und ist bestrebt, den Menschen zur Materie zu machen. Da jedoch alle Form nur an einer Materie, alles Absolute nur durch das Medium der Schranken erscheinen könne, so sei es eben der Sachtrieb, an dem zuletzt die ganze Erscheinung der Menschheit befestigt sei, der zugleich aber auch ihre Vollendung unmöglich mache: er sei es, der den höherstrebenden Geist mit unzerreißbaren Banden an die Sinnenwelt fessele und die Abstraktion von ihrer freiesten Wanderung ins Unendliche stets wieder in die Grenzen der Gegenwart zurückrufe.

Der zweite Trieb wird der Formtrieb genannt: er geht von dem absoluten Dasein des Menschen, von seiner Vernunft aus und ist bestrebt, das Wirkliche im Menschen notwendig und ewig, und das Ewige und Notwendige in ihm wirklich zu machen. Wo der Formtrieb die Herrschaft führe, wo das reine Objekt in uns handele, da sei „die höchste Erweiterung des Seins, da verschwinden alle Schranken, da hat sich der Mensch aus einer Größeneinheit, auf welche der dürftige Sinn ihn beschränkte, zu einer Ideeneinheit erhoben, die das ganze Reich der Erscheinungen unter sich faßt. Wir sind bei dieser Operation nicht mehr in der Zeit, sondern die Zeit ist in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reihe. Wir sind nicht mehr Individuen, sondern Gattung."

Wenn es hiernach scheinen möchte, als seien diese beiden Triebe notwendig einander entgegengesetzt, so zeigt der Dreizehnte Brief, wenigstens in seiner Fußnote, daß solch ein ursprünglicher Antagonismus nicht besteht.

Denn durch solchen Widerstreit würde die Einheit der menschlichen Natur aufgehoben; sie könnte nur dadurch wieder hergestellt werden, daß sich der sinnliche Trieb dem vernünftigen unbedingt unterordne; dadurch könne jedoch bloß Einförmigkeit, aber keine Harmonie erreicht werden und der Mensch bleibe ewig fort geteilt. Also müsse das Verhältnis der beiden Triebe ein wechselseitiges sein: sie seien zugleich subordiniert und koordiniert, so daß jeder von ihnen innerhalb seiner eigenen Sphäre bleibe und es jederzeit eine Grenzüberschreitung bedeute, wenn sich der sinnliche Trieb ins Gebiet der Gesetzgebung und der Formtrieb ins Gebiet der Empfindung eindränge. Beide Triebe hätten daher Einschränkung und, insofern sie als Energien gedacht würden, Abspannung nötig, um die harmonische Wechselwirkung und hierdurch die Einheit der menschlichen Natur wiederherzustellen, auch wenn diese in ihrem Ideal, in der eigentlichen „Idee der Menschheit", nie ganz erreicht und somit auch nicht in Erfahrung gebracht werden könne.

Hierzu steht jedoch nun im Widerspruch, wenn der Vierzehnte Brief noch als dritten Trieb den Spieltrieb einführt und diesen ganz auf die in der Erfahrung tatsächlich gegebene Harmonie der beiden anderen Triebe aufbaut; noch im vorhergehenden Brief hatte es ausdrücklich geheißen, ein dritter Grundtrieb, der zwischen den beiden ersten vermitteln könne, sei schlechterdings ein undenkbarer Begriff.

Es ist daher anzunehmen, daß wir hier vor einer erneuten Einwirkung Goethes stehen, der vom 17.—19. Dezember wieder für einige Tage in Jena geweilt hatte. Und vermutlich steht bereits die erwähnte Fußnote des dreizehnten Briefes mit Goethe im Zusammenhang, da sie auch mit ihrem übrigen Inhalt über die naturwissenschaftliche Forschungsmethode und die praktische Philanthropie unzweideutig auf ihn hinweist.

In diesem neuen Triebe, so lehrt der vierzehnte Brief, wirken die beiden anderen Triebe verbunden, so daß in ihm sowohl die Nötigung des Stofftriebes durch die Naturgesetze als auch die des Formtriebes durch die Gesetze der Vernunft aufgehoben ist und er daher seine Bezeichnung als Spieltrieb voll rechtfertigt.

Zugleich erhellt, daß mit diesem neuen Trieb auch der Begriff der Menschheit stets gegeben sein muß, nicht weniger der Begriff der Schönheit, da auch beim Anschauen des Schönen, wie es anschließend heißt, sich unser Gemüt, eben wie beim Spieltrieb, stets in der glücklichen Mitte zwischen Gesetz und Bedürfnis befinde, so daß Schiller das Schöne auch als das „gemeinschaftliche Objekt beider Triebe, das heißt des Spieltriebes“ bezeichnet.

So erweist sich also Schillers Weg, den Schönheitsbegriff über den Menschheitsbegriff abzuleiten, durchaus als gerechtfertigt, wenn er uns nun auch den zweiten Teil seines Beweises, daß Menschheit und Schönheit sich stets notwendig bedingen, schuldig bleibt und uns hierfür im folgenden Brief allein auf die Erfahrung verweist.

Zunächst jedoch führt dieser Fünfzehnte Brief für die Schönheit, ziemlich willkürlich, den Begriff der „lebenden Gestalt“ ein, indem er sagt:

„Der Gegenstand des Sachtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Leben in weitester Bedeutung, ein Begriff, der alles materiale Sein und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenstand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Gestalt, sowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung, ein Begriff, der alle formalen Beschaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derselben auf die Denkkräfte unter sich faßt. Der Gegenstand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgestellt, wird also lebende Gestalt heißen können, ein Begriff, der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen und mit einem Worte dem, was man in weitester Bedeutung Schönheit nennt, zur Bezeichnung dient.“

Doch ist sich Schiller durchaus klar darüber, mit dieser neuen Definition keine eigentliche neue Erklärung des Schönen gegeben zu haben; deshalb fährt er fort: „Dadurch aber, daß wir die Bestandteile anzugeben wissen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, ist die Genesis derselben auf keine Weise noch erklärt; denn dazu würde erfordert, daß man jene Vereinigung selbst begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechsel-

wirkung zwischen dem Endlichen und Unendlichen, unerforschlich bleibt. Die Vernunft stellt aus transzendentalen Gründen die Forderung auf: es soll eine Gemeinschaft zwischen Formtrieb und Stofftrieb, das heißt ein Spieltrieb sein, weil nur die Einheit der Realität mit der Form . . . den Begriff der Menschheit vollendet. . . . Sobald sie demnach den Ausspruch tut: es soll eine Menschheit existieren, so hat sie eben dadurch das Gesetz aufgestellt: es soll eine Schönheit sein. . . . Wie aber eine Schönheit sein kann, . . . kann uns weder Vernunft noch Erfahrung lehren."

Schiller verzichtet hier also bewußt auf eine weitere Beweisführung in diesem wichtigen Punkte und begnügt sich mit der Feststellung der Erfahrungstatsache, daß Schönheit überall da sei, wo Menschheit sei, obwohl gerade die ganze Absicht dieser zweiten Brieffolge darauf gerichtet war, einen reinen Vernunftbegriff der Schönheit aufzustellen.

Daher ist anzunehmen, daß auch in diesem Briefe noch die Auswirkung des Goethischen Dezemberbesuchs vorliegt. Dieser Dezemberbesuch bestimmt auch die folgenden Darlegungen, in denen sich Schiller wieder dem Spieltrieb zuwendet. Er bezeichnet ihn jetzt als die einzige Möglichkeit, den Menschen vollständig zu machen und seine doppelte Natur auf einmal zu entfalten, so daß der Mensch in voller Bedeutung des Wortes nur da ganz Mensch sei, wo er spiele.

Zwar erscheine dieser Satz zunächst paradox, doch besitze er eine große und tiefe Bedeutung, ja trage das gesamte Gebäude der ästhetischen Kunst und der noch schwierigeren Lebenskunst. Auch sei er nur in der Wissenschaft unerwartet, während er „längst schon lebte und wirkte in der Kunst und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmsten Meister; nur daß sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit desselben geleitet, ließen sie sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirne der seligen Götter verschwinden, gaben die Ewigzufriedenen von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei und machten den Müßiggang und die Gleichgültig-

keit zum beneideten Lose des Götterstandes: ein bloß menschlicherer Name für das freieste und erhabenste Sein."

Man wird zugeben müssen, daß diese Ausführungen für Schiller ganz ungewöhnlich sind, wie in gleicher Weise ihre Fortsetzung: „Beseelt von diesem Geiste löschten sie [die Griechen] aus den Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder besser, sie machten beide unkenntlich, weil sie beide in dem innigsten Bund zu verknüpfen wußten. Es ist weder Anmut, noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludovisi zu uns spricht, es ist keines von beiden, weil es beides zugleich ist. . . . In sich selbst ruhet und wohnt die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und, als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand; da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderstehlich ergriffen und angezogen, durch dieses in der Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zustand der höchsten Ruhe und der höchsten Bewegung, und es entsteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verstand keinen Begriff und die Sprache keinen Namen hat."

In diesem Zusammenhang erscheint es noch als besonders bemerkenswert, daß Goethes Freund Heinrich Meyer, mit dem zusammen er vom 11.—23. Januar 1795 zu Besuch in Jena geweilt hatte, unmittelbar nach seiner Rückkehr die beiden Bilder der Juno Ludovisi und der ihr stilverwandten Minerva Albani an Schiller sendet: wir dürfen daraus schließen, daß diese beiden Köpfe während des Besuchs einen besonderen Stoff der Unterhaltungen gebildet haben. Und zwar ist anzunehmen, daß diese Unterhaltungen sich an das Vorlesen der Briefe der zweiten Folge durch Schiller am 18. Januar angeschlossen haben — wir erfahren davon in seinem Briefe an Körner vom 19. Januar näheres —, so daß obige Ausführungen vermutlich ihren unmittelbaren Niederschlag darstellen.

Jedoch kann es sich hierbei dann nur um einen Nachtrag handeln, da wir aus Schillers Brief an Körner vom 5. Januar wissen, daß an diesem Tage (5. Januar) der fünfzehnte Brief und mit ihm die drei folgenden Briefe bereits fertig vorlagen. Auch ist

zu beachten, daß das Manuskript der zweiten Folge bereits am Tage nach der Vorlesung an Cotta zum Druck abgesandt wurde. Und endlich scheint diese Auffassung auch dadurch eine Bestätigung zu erhalten, daß nun der folgende Brief ganz die alte Betrachtungsweise wieder aufnimmt, indem er an den dreizehnten Brief und an den Beginn des vierzehnten Briefes, bevor der Spieltrieb eingeführt wurde, anknüpft, so daß er dem dreizehnten vermutlich ursprünglich auch unmittelbar gefolgt ist und somit angenommen werden muß, daß die gesamten Ausführungen über den Spieltrieb im vierzehnten und fünfzehnten Briefe auf Goethe und seine beiden Besuche im Dezember und Januar zurückgehen.

So erfahren wir in diesem Sechzehnten Brief erneut, daß das Schöne erst aus der Wechselwirkung von Stoff- und Formtrieb hervorgehe, aus der Verbindung zweier entgegengesetzter Prinzipien, deren vollkommenes Gleichgewicht jedoch nur eine Idee sei, da die Erfahrung hierfür kein Beispiel biete. Vielmehr sei in ihr jederzeit ein Mangel oder ein Übergewicht anzutreffen, so daß neben der Unterscheidung der „Schönheit in der Idee" und der „Schönheit in der Erfahrung" für die zweite noch die besondere Unterscheidung einer schmelzenden und einer energischen Schönheit notwendig sei, je nachdem welcher von beiden Trieben in ihr das Übergewicht habe, je nachdem sie entweder auflösend oder anspannend wirke.

Auch jener Widerspruch, den wir nach dem zehnten Briefe in den Urteilen über das Schöne antreffen, sei nun erklärt, sobald man sich nur erinnere, daß es in der Erfahrung eine zweifache Schönheit gebe und daß beide Gegner von der ganzen Gattung behaupteten, was jeder nur von einer besonderen Art derselben zu beweisen imstande sei. „Er ist gehoben, dieser Widerspruch, sobald man das doppelte Bedürfnis der Menschheit unterscheidet, dem jene doppelte Schönheit entspricht. Beide Teile werden also wahrscheinlich recht behalten, wenn sie nur erst miteinander verständigt sind, welche Art der Schönheit und welche Form der Menschheit sie in Gedanken haben."

Somit kehrt Schiller hier wieder zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung im zehnten Brief zurück, wenngleich er jetzt diesen

Widerspruch nicht mehr auf die dortige Unterscheidung von Ideal- und Erfahrungsschönem gründet, sondern in Übereinstimmung mit der Urbriefvorlage allein auf die beiden verschiedenen Erscheinungsformen des zweiten: der anspannenden und der auflösenden Schönheit, die sich zugleich mit den Begriffen des Schönen und des Erhabenen aufs engste berühren dürften.

Daher will er auch im folgenden zunächst die Wirkung der schmelzenden Schönheit an dem angespannten, dann der energischen an dem abgespannten Menschen prüfen, „um zuletzt beide entgegengesetzte Arten der Schönheit in der Einheit des Idealschönen auszulöschen, so wie jene zwei entgegengesetzten Formen der Menschheit in der Einheit des Idealmenschen untergehn."

Dieser Plan jedoch, der uns mit seiner Hinwendung zum Erfahrungsschönen zugleich zeigt, daß die Theorie des Schönen nunmehr als abgeschlossen gelten soll, wird nun in der Dritten Folge, die im unmittelbaren Anschluß an die zweite Folge in den Monaten Januar bis Juni 1795 entstanden und unter der Überschrift 'Die schmelzende Schönheit' im sechsten Stück der 'Horen' (1795) veröffentlicht worden ist, in keiner Weise zur Durchführung gebracht.

Nur der Siebzehnte Brief, der, wie wir bereits gesehen haben, gleichfalls schon vor Goethes Januarbesuch fertig war, hält wenigstens in seinem ersten Teile noch daran fest, daß sich die künftige Untersuchung ausschließlich auf dem Gebiet des Erfahrungsschönen bewegen solle und wir somit jetzt aus der Region der Ideen auf den Schauplatz der Wirklichkeit herabsteigen müßten, um uns dem Menschen in einem bestimmten und somit eingeschränkten Zustande zuzuwenden, von dem wir jedoch schon im voraus durch bloße Vernunft gewiß seien, daß er stets nur ein Zustand der Anspannung oder der Abspannung sein könne.

Daher sei zunächst auch zu untersuchen, wie die Schönheit diese beiden entgegengesetzten Schranken zu beseitigen vermöge oder, wie es dann im zweiten Teile des Briefes unter gleichzeitiger Wiederanlehnung an den Urbrief vom 21. No-

vember heißt, wie die schmelzende Schönheit den sinnlich angespannten Menschen, der unter dem Zwange von Empfindungen stehe, und den geistig angespannten Menschen, der unter dem Zwange von Begriffen stehe, wieder auflösen und in Freiheit setzen könne, um jenen hierdurch wieder zur Form und zum Denken und diesen zur Materie und Sinnenwelt zurückzuführen.

Mit dieser Rückkehr zur Urbriefvorlage kehrt jedoch Schiller nun zugleich auch wieder zur Theorie des Schönen zurück, indem er seine Betrachtungen mit den Worten schließt: „Um uns einen Begriff davon machen zu können, wie die Schönheit ein Mittel werden kann, jene doppelte Anspannung zu heben, müssen wir den Ursprung derselben in dem menschlichen Gemüt zu erforschen suchen. Entschließen Sie sich also noch zu einem kurzen Aufenthalt im Gebiete der Spekulation, um es alsdann auf immer zu verlassen und mit desto sicherem Schritt auf dem Feld der Erfahrung fortzuschreiten."

So stehen wir am Schlusse des siebzehnten Briefes erneut vor einer Umkehr Schillers; mit der Rückkehr zur Urbriefvorlage allein dürfte sie kaum ihre völlige Erklärung finden. Vielmehr müssen wir annehmen, daß auch hier wieder eine Einwirkung Goethes vorliegt, ja daß hier nun sehr wahrscheinlich die eigentliche Auswirkung der Januargespräche vorliegt, da wir ja oben gesehen haben, daß es sich bei dem Schlusse des fünfzehnten Briefes nur um einen Nachtrag handeln konnte.

Zwar heißt es in Schillers Brief an Körner vom 5. Januar, daß an diesem Tage bereits d r e i Briefe der neuen Folge (also Brief 16—18) fertig gewesen seien, doch kann man dieser Mitteilung keine unbedingte Gültigkeit beimessen, da es weiterhin heißt, die zweite Folge solle mit dem siebzehnten Brief abschließen, während sie in Wirklichkeit mit dem sechzehnten Brief endigt, so daß die Bezeichnung der Briefe hier noch keine endgültige gewesen sein kann.

Der A c h t z e h n t e B r i e f führt uns also wieder zum Gebiet der Theorie zurück, indem er zunächst hervorhebt, daß aus dem Satze, durch die schmelzende Schönheit werde der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken, werde der geistige Mensch zur

Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wiedergegeben, keineswegs auf einen mittlern Zustand zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Tätigkeit, zwischen Empfinden und Denken geschlossen werden dürfe; denn der Abstand zwischen jenen Gegensätzen sei unendlich und könne schlechterdings durch nichts vermittelt werden. Da aber dennoch durch die Schönheit die gegensätzlichen Zustände miteinander verknüpft werden, so sei die Auflösung dieses Widerspruchs der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage der Schönheit hinauslaufe.

Wir sehen: wir stehen hier vor einer ganz neuen Fragestellung hinsichtlich des Schönen und finden erneut unsere Meinung bestätigt, daß sich in dieser wiederholten Hinwendung zur Theorie abermals der Einfluß Goethes geltend mache. Dafür spricht auch der Schluß des Briefes, wenn er darstellt, daß jede Untersuchung über das Schöne somit zunächst von jenen Gegensätzen ausgehen müsse, ehe man ihre Vereinigung vollziehe, und daß diese Vereinigung so rein und vollständig durchgeführt werden müsse, daß beide Zustände in einem dritten gänzlich verschwänden und keine Spur der Teilung im Ganzen zurückbleibe.

So seien auch alle Streitigkeiten, die jemals in der philosophischen Welt über den Begriff der Schönheit geherrscht, nur darauf zurückzuführen, daß man die Untersuchung entweder nicht von einer solchen strengen Unterscheidung her begonnen oder sie nicht bis zu einer solchen völligen Vereinigung durchgeführt habe; man habe befürchtet, der Schönheit entweder durch eine zu strenge Zergliederung einen Teil ihrer Freiheit zu rauben oder aber durch eine zu kühne Vereinigung die Bestimmtheit ihres Begriffs zu zerstören. Die einen bedächten nicht, daß die Freiheit, in welche sie mit allem Recht das Wesen der Schönheit setzten, nicht Gesetzlosigkeit, sondern Harmonie von Gesetzen, nicht Willkürlichkeit, sondern höchste innere Notwendigkeit sei; die andern vergäßen, daß die Bestimmtheit, welche sie mit gleichem Rechte von der Schönheit forderten, nicht in der Ausschließung gewisser Realitäten, sondern in der absoluten Einschließung aller bestehe, daß sie also nicht Begrenzung, sondern Unendlichkeit sei.

So findet hier also auch das für das Schöne so wichtige

Problem von Freiheit und Notwendigkeit, um das sich Schiller bisher vergeblich bemüht hat, seine Lösung, und zugleich erfährt auch im Zusammenhang hiermit der Begriff der Bestimmtheit, der noch im vorigen Briefe als Einschränkung gebraucht wurde, eine ganz neue Bedeutung als Erweiterung im Sinne der Unendlichkeit, und es kann kein Zweifel sein, daß diese Betrachtungen, die übrigens von Schiller in seinem Brief an Körner vom 21. September 1795 für sein System des Schönen als sehr wichtig bezeichnet werden, im Zusammenhang mit Goethe stehen.

Der Neunzehnte Brief nimmt nun die eigentliche Untersuchung im neuen Sinne auf, indem er unter gleichzeitiger erneuter Anlehnung an Fichte — so daß auch der Begriff der Bestimmtheit wieder als Einschränkung erscheint — darlegt, daß der Zustand des menschlichen Geistes vor aller Bestimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben werde, eine Bestimmbarkeit ohne Grenzen sei, die jedoch verloren gehe, sobald aus der unendlichen Menge möglicher Bestimmungen eine einzelne Wirklichkeit erhalte. Wir gelangten somit nur durch Schranken zur Realität, nur durch Negation oder Ausschließung zur Position oder wirklichen Setzung, nur durch Aufhebung unserer freien Bestimmbarkeit zur Bestimmung.

Jedoch könne aus einer bloßen Ausschließung niemals eine Realität und niemals aus einer bloßen Sinnenempfindung eine Vorstellung werden, wenn nicht etwas vorhanden sei, von welchem ausgeschlossen werde, wenn nicht durch eine absolute Tathandlung des Geistes die Negation auf etwas Positives bezogen und aus Nichtsetzung Entgegensetzung werde; diese Handlung des Gemüts heiße Urteilen oder Denken, und das Resultat derselben der Gedanke.

Wenn daher von dem Schönen behauptet werde, es bahne dem Menschen einen Übergang vom Empfinden zum Denken, so sei dies keineswegs so zu verstehen, als ob hierdurch die Kluft zwischen beiden ausgefüllt werden könne, da diese unendlich sei. Vielmehr vermöge das Schöne nur insofern einen Übergang zu bewirken, als es den Denkkräften Freiheit verschaffe, ihren eigenen Gesetzen gemäß sich zu äußern; das Schöne könne nur

zu einem Mittel werden, den Menschen von der Materie zur Form, von Empfindungen zu Gesetzen, von einem beschränkten zu einem absoluten Dasein zu führen.

Es erhellt, daß diese Ausführungen, durch die zwar die Begriffe des Empfindens und Denkens gewonnen werden, durch die wir aber zugleich wieder zur Dreistufentheorie zurückgeführt sind, manche Schwierigkeiten im Gefolge haben im Hinblick auf das eigentliche Untersuchungsziel, wie es von der Grundlage des achtzehnten Briefes aus gefordert wird. Auch die folgenden Überlegungen, in denen sich Schiller wieder den beiden Trieben im Menschen zuwendet, vermögen diese Schwierigkeiten nicht zu beseitigen, besonders wenn hierbei der menschliche Wille, der zwischen beiden Trieben mitten inne liege, von ihm als die einzig freie und selbständige Macht im Menschen bezeichnet wird, die nur durch den Tod oder den Raub des Bewußtseins aufgehoben werden könne.

Es scheint, als habe Schiller selbst sehr bald diese Schwierigkeiten erkannt, da er jedenfalls eine längere Unterbrechung der Arbeit eintreten läßt, von der wir in seinem Brief an Goethe vom 27. Februar 1795 näheres erfahren: „Wenn die freundlichen Tage, die wir hier haben, auch von Ihnen genossen werden, so wünsche ich dem vierten Buch von 'Wilhelm Meister' dazu Glück. Mich hat diese Ankündigung des Frühlings recht erquickt und über mein Geschäft, das dessen sehr bedurfte, ein neues Leben ausgegossen. Wie sind wir doch mit aller unsrer geprahlten Selbständigkeit an die Kräfte der Natur angebunden, und was ist unser Wille, wenn die Natur versagt! Worüber ich schon fünf Wochen fruchtlos brütete, das hat ein milder Sonnenblick binnen drei Tagen in mir gelöst."

Sollten diese Worte nicht in unmittelbarer Beziehung zu jenem Preise des Willens als der einzig selbständigen Macht im Menschen stehen? Muß nicht angenommen werden, daß die fünfwöchige Unterbrechung gerade an diesem Schlusse des neunzehnten Briefes erfolgt ist?

Diese Annahme würde auch mit unseren bisherigen Beobachtungen übereinstimmen, wonach der neunzehnte Brief erst nach Goethes Januarbesuch (11.—23.) geschrieben sein kann,



Charlotte Wolter als Adelheid v. Walldorf



von dem in der Tat bis zu dem Briefe vom 27. Februar gerade etwa fünf Wochen verstrichen sind; zugleich würden wir so auch einen Anhalt für den zwanzigsten Brief erhalten, der somit etwa Ende Februar entstanden sein müßte: er bringt die Lösung, die „ein milder Sonnenblick binnen drei Tagen" in Schiller bewirkt hat.

Zunächst führt uns dieser Zwanzigste Brief wieder zum Ausgangspunkte des neunzehnten zurück und damit zugleich zum Problem der Bestimmung, indem er entwickelt, daß der Mensch auf seinem Wege vom Empfinden zum Denken, von der passiven zur aktiven Bestimmung erneut einen Zustand der Bestimmbarkeit durchlaufen müsse, ohne jedoch hierbei die Realität wieder zu verlieren, die er gleichzeitig mit dieser Bestimmung empfangen hat.

Es entstehe somit für den Menschen die doppelte Aufgabe, die Bestimmung einerseits beizubehalten (als Realität), andererseits sie zugleich (als Begrenzung) zu vernichten; das aber sei auf keine andere Weise möglich, als ihr eine andere entgegenzusetzen: die Schalen einer Wage stehen gleich, wenn sie leer sind, aber auch, wenn sie gleiche Gewichte enthalten.

Daher sei auch der Übergang vom Empfinden zum Denken nur durch eine „mittlere Stimmung" möglich, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich tätig seien, eben deswegen aber ihre bestimmende Gewalt gegenseitig aufhöben und durch eine Entgegensetzung eine Negation bewirkten. Wenn man den Zustand sinnlicher Bestimmung den physischen, den Zustand vernünftiger Bestimmung den logischen und moralischen nenne, so müsse man den Zustand der realen und aktiven Bestimmbarkeit den ä s t h e t i s c h e n heißen.

So gelangt Schiller also in der Tat zu einer Lösung der Schwierigkeiten, die allerdings noch keine endgültige sein kann, da sie erneut den Begriff des mittleren Zustandes einführt, der im maßgebenden achtzehnten Briefe ausdrücklich abgelehnt worden ist.

Daher sehen wir ihn im folgenden Einundzwanzigsten Briefe, vermutlich wieder unter dem Einflusse Goethes, erneut mit diesem Problem beschäftigt. Er stellt fest, daß die neu

gewonnene „ästhetische Bestimmbarkeit“, anders als die „bloße Bestimmbarkeit“, die jede Realität von sich ausschließt, diese gerade in sich einschließe und daher als ihr reales Gegenstück auch als „erfüllte Unendlichkeit“ bezeichnet werden müsse, nachdem die bloße Bestimmbarkeit als eine „leere Unendlichkeit“ vorgestellt wurde.

In der ästhetischen Bestimmbarkeit und somit zugleich durch das Schöne erhalten wir die Freiheit zurück, zu „sein, was wir sein sollen“, so daß Schiller das Schöne jetzt auch als „Schenkung der Menschheit“ bezeichnet. Freilich werde uns diese hierdurch nur erst möglich gemacht; im übrigen bleibe es unserem freien Willen anheimgestellt, in wie weit wir sie wirklich machen wollen.

Hierzu steht jedoch nun im Widerspruch eine Fußnote des vorhergehenden Briefes, die jedoch wahrscheinlich erst jetzt nachgetragen worden ist: sie besagt, daß unser Gemüt in der ästhetischen Bestimmbarkeit, im „ästhetischen Zustande“ zwar frei und im höchsten Grade frei von allem Zwang, aber keineswegs frei von Gesetzen handele und daß sich diese ästhetische Freiheit von der logischen Notwendigkeit beim Denken und von der moralischen Notwendigkeit beim Wollen nur dadurch unterscheide, daß die Gesetze, nach denen das Gemüt bei der ästhetischen Freiheit verfahre, nicht vorgestellt würden und, weil sie keinen Widerstand fänden, nicht als Nötigung erschienen.

Eine „Bestimmungsfreiheit“ für den ästhetischen Zustand ist hiernach nicht möglich, unser Handeln in ihm ist vielmehr gesetzmäßig bestimmt, indem das Schöne jetzt durch seine auflösende Wirkung zugleich den gesetzmäßigen, den menschheitlichen Kräften in uns, die bisher durch den Zwang der Sinne und Vorstellungen an ihrer Entfaltung gehindert waren, zum freien schöpferischen Durchbruch verhilft. In diesem Sinne wird das Schöne von Schiller jetzt auch als unsere „zweite Schöpferin“ bezeichnet.

Es ist daher anzunehmen, daß sich in dieser neuen Auffassung des ästhetischen Zustandes, die allein den Begriff der Schönheit als unserer zweiten Schöpferin wahrhaft rechtfertigt, erneut ein Einfluß Goethes geltend macht. Goethe ist vom 29. März bis

2. Mai wiederum zu längerem Besuch in Jena gewesen; er hat zweifellos auch auf den Inhalt des folgenden Briefes entscheidend eingewirkt.

So erfahren wir in diesem Zweiundzwanzigsten Briefe, daß hohe Gleichmütigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, die Stimmung sei, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen müsse. Die Reinheit dieser ästhetischen Stimmung in uns sei zugleich ein Maßstab der ästhetischen Güte des Kunstwerks selbst, das dem Ideal der Kunst stets um so näher stehe, je allgemeiner und je weniger eingeschränkt die Richtung sei, in die es unser Gemüt versetze.

Daher müsse in einem wahrhaft schönen Kunstwerk der Inhalt nichts, die Form aber alles tun; durch die Form allein werde auf das Ganze des Menschen gewirkt, während sich der Inhalt jederzeit als einschränkend erweise. Nur die Form lasse das Gemüt des Zuschauers und Zuhörers völlig frei und unverletzt, so daß es aus dem Zauberkreise des Künstlers rein und vollkommen hervorgehe wie aus den Händen des Schöpfers.

Nach diesem Ausflug in das Gebiet der Kunst, dessen Zusammenhang mit Goethe kaum zweifelhaft sein kann, nimmt nun der Dreiundzwanzigste Brief den eigentlichen Faden der Untersuchung wieder auf.

Er knüpft hierbei an den zwanzigsten Brief an und führt unter gleichzeitiger enger Wiederanlehnung an die Urbriefvorlage aus, daß der Übergang von dem leidenden Zustande des Empfindens zu dem tätigen des Denkens und Wollens auf keine andere Weise möglich sei als durch einen „mittleren Zustand" ästhetischer Freiheit, in dem die leidenden und tätigen Kräfte zugleich tätig seien, da der sinnlich (physisch) bestimmte Mensch erst wieder seine freie Bestimmbarkeit zurückerhalten müsse, ehe er zu einer neuen (aktiven) Bestimmung übergehen könne. Es gehöre daher zu den wichtigsten Aufgaben der Kultur, den Menschen schon in seinem bloß physischen Leben der Form zu unterwerfen und ihn, so weit das Reich der Schönheit nur immer reiche, ästhetisch zu machen; nur aus dem ästhetischen, nicht aber aus dem physischen Zustande könne sich der moralische entwickeln.

Man sieht: Schiller bekennt sich hier erneut zur Dreistufentheorie der Urbriefvorlage; der dreiundzwanzigste Brief kann daher zweifellos erst nach Goethes Frühjahrsbesuch, also etwa Anfang Mai, entstanden sein, nachdem die Nachwirkung der Unterhaltungen mit Goethe in ihm wieder abgeklungen war.

Von Ende Februar, wo wir Schiller an seinem zwanzigsten Brief beschäftigt sahen, bis zu der ersten Maihälfte wären somit nur zwei Briefe, der einundzwanzigste und der zweiundzwanzigste, fertig geworden. Das dürfte seinen Grund darin haben, daß Schiller in der Zwischenzeit an einem historischen Aufsatz für die 'Horen' gearbeitet hat ('Merkwürdige Belagerung von Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585'), der ihn, wie wir aus seinen Briefen an Goethe vom 19. März und an Körner vom 5. April 1795 wissen, seinen „philosophischen Arbeiten untreu" werden ließ und ihm „zu andern vernünftigen Sachen alle Zeit raubte".

Dafür wird die Arbeit an den nun noch folgenden drei Briefen, dem vierundzwanzigsten bis siebenundzwanzigsten, um so beschleunigter fortgesetzt; da das Manuskript dieser Briefe bereits am 8. Juni an Cotta zum Druck abgesandt worden ist, so werden sie sämtlich in den dazwischenliegenden drei Wochen entstanden sein.

Der Vierundzwanzigste Brief ist im wesentlichen nur eine Wiedergabe des Urbriefes vom 11. November 1793, der den historischen Erweis für die Dreistufentheorie zu erbringen gesucht hatte; wir können ihn hier unberücksichtigt lassen, besonders da er auch nur die unterste Stufe menschlichen Seins behandelt. Wir wenden uns sogleich dem Fünfundzwanzigsten Briefe zu, der sich mit der zweiten Stufe beschäftigt, die wir im Urbrief vom 21. November als die Stufe der „freien Betrachtung" kennengelernt haben.

Und da erfahren wir nun erneut, daß sich der Mensch auf dieser zweiten Stufe durch das Erwachen der Reflexion von der Welt, mit der er auf der ersten Stufe der bloßen Empfindung noch völlig eins war, absondere und ihr selbständig gegenübertrete; er richte sich jetzt auch gegen seine Götter, die ihn bisher beherrscht hatten, mit edler Freiheit auf: die Götter werfen die

Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit geängstigt haben, um ihn dafür mit seinem eigenen Bilde zu überraschen. So zieht sich das göttliche Monstrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubtieres die Welt verwaltet hat, in der griechischen Phantasie in den freundlichen Kontur der Menschheit zusammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft ist durch die unendliche Form gebändigt.

Aber mit diesen Gedanken ist die zweite Stufe bereits wieder verlassen, so daß Schiller auch fortfährt: „Indem ich bloß einen Ausgang aus der materiellen Welt und einen Übergang in die Geisterwelt suchte, hat mich der freie Lauf meiner Einbildungskraft schon mitten in die letztere hineingeführt. Die Schönheit, die wir suchen, liegt bereits hinter uns, und wir haben sie übersprungen, indem wir von dem bloßen Leben unmittelbar zu der reinen Gestalt und zu dem reinen Objekt übergingen. Ein solcher Sprung ist nicht in der menschlichen Natur, und um gleichen Schritt mit dieser zu halten, werden wir zu der Sinnenwelt wieder umkehren müssen."

So wendet sich auch der philosophierende Dichter erneut der Stufe der freien Betrachtung zu, die jedoch jetzt unter wesentlich anderen Gesichtspunkten erscheint, als wir sie soeben noch kennengelernt haben.

Die Schönheit, so erfahren wir zunächst, sei allerdings das Werk der freien Betrachtung; wir treten mit ihr in die Welt der Ideen ein, aber ohne darum die sinnliche Welt zu verlassen, wie es bei Erkenntnis der Wahrheit geschehe. Es sei auch ein vergebliches Unternehmen, die Beziehung auf das Empfindungsvermögen (die sinnliche Welt) von der Vorstellung der Schönheit absondern zu wollen, da hier vielmehr die Reflexion so vollkommen mit dem Gefühl zusammenfließe, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glaubten: die Schönheit sei daher ebensowohl Form, weil wir sie betrachten, wie Leben, weil wir sie fühlen.

Weil sie aber dieses beides zugleich sei, so diene sie zu einem siegenden Beweis dafür, daß das Leiden die Tätigkeit, die Materie die Form, die Beschränkung die Unendlichkeit keineswegs ausschließen. Und sie allein könne dies beweisen. Denn

während beim Genuß der Wahrheit oder logischen Einheit die Empfindung mit dem Gedanken nicht notwendig eins sei und daher hier nur gezeigt werden könne, daß auf eine vernünftige Natur eine sinnliche folge und umgekehrt, so finde bei dem Genuß der Schönheit oder der ästhetischen Einheit eine wirkliche Vereinigung und Auswechselung der Materie mit der Form und des Leidens mit der Tätigkeit statt: hierdurch sei die Vereinbarkeit beider Naturen, die „Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabensten Menschheit bewiesen".

Jetzt könne auch nicht mehr die Frage danach sein, wie der Mensch einen Übergang von der sinnlichen Abhängigkeit zur moralischen Freiheit finde, wie er sich von den Schranken zum Absoluten erhebe, sondern vielmehr nur, wie er sich von einer gemeinen Wirklichkeit zu einer ästhetischen, von bloßen Lebensgefühlen zu Schönheitsgefühlen den Weg bahne.

Hier liegt also eine erneute Preisgabe der Dreistufentheorie vor; wir sind infolgedessen genötigt, auch hier anzunehmen, daß eine Berührung mit Goethe vorangegangen sein muß, der Anfang Juni für einige Tage zu Besuch in Jena geweilt hatte (31. Mai — 3. Juni) und dessen Auffassung sich ganz in diesen Gedankengängen widerspiegelt.

Auch findet erst bei einer solchen Auffassung des Schönen die Forderung des maßgebenden achtzehnten Briefes ihre Erfüllung: im ästhetischen Zustand müsse eine so vollkommene Vereinigung von Empfinden und Denken, von Absolutem und Endlichem stattfinden, daß keine Spur der Teilung zurückbleibe und ein völlig neuer dritter Zustand in uns hervorgerufen werde, der dem höchst erreichbaren menschlichen Zustand überhaupt entspricht.

Daher schließt Schiller nun auch seine eigentliche Beweisführung hiermit ab und wendet sich in den beiden Schlußbriefen nur noch den beiden Erscheinungsformen des ästhetischen Zustandes, dem ästhetischen Schein und dem ästhetischen Spiele zu. Auch jetzt noch klingt zwar wiederholt die Urbriefvorlage an, doch können wir sie unberücksichtigt lassen.

So führt der Sechsundzwanzigste Brief aus, daß die Freude am Schein stets auch zugleich die erste Ankündigung der

ästhetischen Stimmung in uns sei; sie müsse uns fremd bleiben, so lange wir noch ausschließlich von der Wirklichkeit der Dinge (Stoff) beherrscht würden.

Denn der Schein habe es stets nur mit der Form der Dinge zu tun, sein Reich sei das Gebiet der schönen Kunst als das eigentliche Reich der Formen, wenngleich er auch von dem Reich der Natur nicht ganz ausgeschlossen sei, da sich auch hier das Notwendige oder die Form, wenngleich auch nur in geringerem Maße, zeige. Es sei auch durchaus nicht nötig, daß der Gegenstand, an dem wir den schönen Schein empfänden, ohne Realität sei, nur dürfe unser Urteil darauf keine Rücksicht nehmen. Andernfalls sei es kein ästhetisches Urteil mehr; denn diesem dürfe auch das Lebendige nur als Erscheinung, das Wirkliche nur als Idee gefallen. Freilich erfordere es einen viel höheren Grad der schönen Kultur, in dem Lebendigen selbst nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.

Das Empfinden des reinen Scheins und mit ihm das Erlebnis der reinen Form deutet demnach stets auf eine höhere Stufe menschlicher Entwicklung hin, und Schiller kann abschließend sagen: „Nicht daß wir einen Wert auf den ästhetischen Schein legen, . . . sondern daß wir es noch nicht bis zu dem reinen Schein gebracht haben, daß wir das Dasein noch nicht genug von der Erscheinung geschieden und dadurch beider Grenzen auf ewig gesichert haben, dies ist es, was uns ein rigoristischer Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Diesen Vorwurf werden wir solang verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht genießen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunst nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen.“

Der Siebenundzwanzigste Brief wendet sich nun noch dem Begriff des ästhetischen Spieles zu, der mit dem des ästhetischen Scheines aufs engste verwandt ist und in seinem Wesen aus dem vierzehnten und fünfzehnten Brief bereits bekannt ist. Das ästhetische Spiel ist in seiner Vollendung nur selten anzutreffen, da diese ein völliges Freisein von allem inneren Zwang erfordert, wie auch ein Freisein von jeglichem Eigennutz und

jedweder Willkür, wie sie auf der Stufe des **bloßen** Spiels noch die menschlichen Verhältnisse beherrschten.

So könne auch erst im ästhetischen Spiel das Verhältnis der Geschlechter wie auch der menschlichen Gesellschaft überhaupt (Staat) seine Lösung finden, da hier der Mensch dem Menschen nur noch als „Gestalt" erscheine, ihm als Objekt des freien Spieles gegenübertrete. Das Grundgesetz dieses neuen Reiches sei, Freiheit zu geben durch Freiheit.

In diesem Sinne bezeichnet Schiller dieses neue Reich auch als ein drittes fröhliches Reich des Spieles und des Scheins, in dem der ästhetische Bildungstrieb dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnehme und ihn von allem, was Zwang heiße, sowohl im Physischen als im Moralischen, entbinde. Indessen sei ein solcher „Staat des schönen Scheins", ähnlich wie die „reine" Kirche und die „reine" Republik, stets nur in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln anzutreffen, in denen nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigene schöne Natur das Betragen lenke, in denen der Mensch durch die verwickeltsten Verhältnisse mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld hindurchgehe und weder nötig habe, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmut zu zeigen.

Mit diesen Reflexionen schließt Schiller seine Betrachtungen ab. Sie zeigen uns noch einmal, in welch grundlegender Weise die Gestaltung dieser 'Ästhetischen Briefe' von Goethe bestimmt worden ist: gerade dieser Begriff des ästhetischen Staates ist es, von dem die Briefe ausgegangen sind, der aber zu Beginn der Untersuchung eine ganz andere Bestimmung erfährt als hier am Schlusse.

Zweiter Teil.

1.

'Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen'

Wir wenden uns nunmehr dem zweiten Teile unserer Untersuchung zu, in dessen Mittelpunkt die Abhandlung über 'Naive und sentimentalische Dichtung' steht.

Einleitend müssen wir jedoch zunächst noch ein anderes Zeugnis über das Schöne voranschicken. Es findet sich in Schillers Abhandlung 'Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen', die in ihrem ersten Teil, wie wir bereits gesehen haben, die „schöne Diktion" behandelt und noch der Ludwigsburger Zeit angehört.

An die Betrachtungen über die „schöne Diktion" knüpft der zweite Teil der Abhandlung an, indem er feststellt, daß die bisherigen Untersuchungen bloß dem Schönen gemeiner Art und der gemeinen Art, das Schöne zu empfinden, gelten. Das wahrhaft Schöne gründe sich auf die strengste Bestimmtheit, auf die genaueste Absonderung, auf die höchste innere Notwendigkeit; nur müsse sich diese Bestimmtheit eher finden lassen als gewaltsam hervordrängen. Die höchste Gesetzmäßigkeit müsse da sein; aber sie müsse als Natur erscheinen und somit als „reine Einheit zu dem harmonischen Ganzen des Menschen sprechen".

In Ergänzung des Vorangehenden und zugleich ganz im Sinne des achtzehnten 'Ästhetischen Briefes' wird hier das Schöne als höchste innere Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit bezeichnet, so daß anzunehmen ist, daß diese Bestimmungen erst nach den 'Ästhetischen Briefen' entstanden sind, besonders da in diesen auch die neue Bezeichnung des Schönen als Natur noch fehlt.

Für diese Annahme spricht weiterhin der äußere Umstand, daß das Manuskript der Abhandlung in zwei Folgen an Cotta zum Druck gesandt worden ist: der erste Teil ging bereits am 3. September 1795 ab, während der Schlußteil erst am 7. September nachfolgte, so daß die Vermutung naheliegt, er möchte erst in den dazwischenliegenden Tagen (3.—7. September) entstanden sein.

Hierdurch würde sich auch der Widerspruch erklären, daß Schiller in seinem Brief an Goethe vom 9. September von diesem Aufsatz als dem „nächsten besten" spricht, was er aus seinen Abhandlungen habe absenden müssen, so daß man an einen alten Aufsatz denken muß, während er ihn im Brief an Cotta vom 3. September als einen „neuen" bezeichnet: es würde sich die Bezeichnung eines neuen Aufsatzes nur auf den

am 7. September abgesandten Schlußteil beziehen, und mit dem „nächsten besten“ würde das alte Manuskript aus der Ludwigsburger Zeit gemeint sein, das auch Wilhelm v. Humboldt in seinem Brief an Schiller vom 30. Oktober 1795 als dieser Zeit zugehörig erkannt hat.

Somit dürfte erwiesen sein, daß die oben angeführte Charakterisierung des Schönen und besonders die Einführung des Naturbegriffes für das Schöne erst dem Spätsommer 1795 (3.—7. September) angehört und unter der unmittelbaren Nachwirkung des Goethischen Besuches vom 24. August entstanden ist. Daß dieser Besuch auch in den weiteren Abschnitten des Schlußteils, die uns jedoch hier nicht zu beschäftigen haben, deutliche Spuren hinterlassen hat, darf nicht unerwähnt bleiben.

2.
'Über naive und sentimentalische Dichtung'

Die Abhandlung 'Über naive und sentimentalische Dichtung' ist in ihrem ersten Teil unter der Überschrift 'Über das Naive' im Septemberheft der 'Horen' (Elftes Stück, 1795) erschienen, während die beiden folgenden Teile, die in gewissem Sinne die praktische Anwendung der im ersten Abschnitt entwickelten Grundbegriffe darstellen, erst im nächsten Dezember- und Januarheft (1795 und 1796) unter den Überschriften 'Die sentimentalischen Dichter' für den einen und 'Beschluß der naiven und sentimentalischen Dichtung' für den andern nachgefolgt sind.

Wir haben es daher hier zunächst mit dem ersten Aufsatz 'Über das Naive' zu tun. Sein gesicherter Anfang liegt, wie wir aus Schillers Brief an Körner vom 12. September 1794 wissen, bereits Anfang September 1794 und damit noch vor Schillers vierzehntägigem Septemberbesuch in Weimar, dessen Auswirkung wir bereits in der ersten Folge der 'Ästhetischen Briefe' kennengelernt haben.

Doch scheint es, als habe die Arbeit dann für längere Zeit geruht, um erst jetzt nach Beendigung der 'Ästhetischen Briefe' und unmittelbar nach Goethes Besuch vom 24. August wieder aufgenommen zu werden; jedenfalls heißt es in Schillers Brief an Goethe vom 9. September 1795: „Diese Zeit über, daß Sie

weg sind, habe ich zwischen prosaischen und poetischen Arbeiten abgewechselt. Eine über das Naive angefangene Abhandlung scheint gelingen zu wollen; die Materie wenigstens entwickelt sich, und ich sehe mich auf einigen sehr glücklichen Spuren."

Also ist die Wiederaufnahme der Arbeit für etwa Ende August anzusetzen, demnach noch vor den Beginn des zweiten Teiles der Abhandlung 'Über die notwendigen Grenzen ...', und hierdurch würde es sich auch erklären, wie in dieser der neue Naturbegriff für das Schöne ohne weiteres vorausgesetzt werden konnte: er war ja bereits in dem Aufsatz 'Über das Naive', den er jetzt wieder aufnahm, entwickelt worden.

Wir erfahren nämlich hier, daß „Natur" in diesem Sinne das freiwillige Dasein, das Bestehen der Dinge durch sich selbst, die Existenz nach eigenen und unabänderlichen Gesetzen bedeutet und daß in dieser ihrer „inneren Notwendigkeit" und „ewigen Einheit mit sich selbst" auch unsere Liebe zur Natur und ihren Gegenständen begründet liege. Denn „sie sind, was wir waren; sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur wie sie, und unsere Kultur soll uns auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit zur Natur zurückführen".

Es findet sich hier also die gleiche Kreislauftheorie der menschlichen Entwicklung wieder, die wir bereits im sechsten 'Ästhetischen Brief', im Anschluß an Schillers vierzehntägigen Septemberbesuch in Weimar, kennengelernt haben, so daß auch hier Ausstrahlungen dieses Besuches wahrnehmbar sind.

Jedoch scheint es, als ob dieser alte Anfang des Aufsatzes bei Wiederaufnahme der Arbeit im Spätsommer 1795 noch einmal überarbeitet worden ist, da in ihm alte und neue Gedankengänge nebeneinander hergehen und sich infolgedessen mancherlei Schwankungen zeigen, die besonders bei dem Begriff des Naiven hervortreten. So wird dieser Begriff einmal auf das noch ganz in Einfalt mit der Natur lebende Kind beschränkt, dann aber auch in erweitertem Sinne jedem in gleicher Einheit lebenden Menschen zugesprochen, in dem die „Natur über die Kunst den Sieg davonträgt" und „die Wahrheit über die Verstellung triumphiert".

Zu völlig eindeutiger Klarheit erhebt sich der Begriff des

Naiven erst gegen Mitte des Aufsatzes bei der Schilderung des Genies. Hier sagt Schiller, mit ganz neuer Gewalt der Sprache, so daß wir hier auch den eigentlichen Beginn des neuen Aufsatzes vom Spätsommer 1795 vermuten:

„Naiv muß jedes wahre Genie sein, oder es ist keines. Seine Naivetät allein macht es zum Genie, und was es im Intellektuellen und Ästhetischen ist, kann es im Moralischen nicht verleugnen. Unbekannt mit den Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeistern der Verkehrtheit, bloß von der Natur oder dem Instinkt, seinem schützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmackes, in welchen, wenn es nicht so klug ist, sie schon von weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verstrickt wird. ... Dadurch allein legitimiert es sich als Genie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphiert. Es verfährt nicht nach erkannten Prinzipien, sondern nach Einfällen und Gefühlen; aber seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes (alles, was die gesunde Natur tut, ist göttlich), seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen."

Hier wird der Begriff des Naiven völlig eindeutig bestimmt und zugleich eine klare Lösung des Geniebegriffes ganz im Goethischen Sinne gegeben. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß diese Sätze erst dem Spätsommer 1795 angehören und somit im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Goethischen Besuch vom 24. August stehen.

Es bezeichnet das Naive in erster Linie das einheitliche geistige Sein im Menschen, so daß es auch vom weiblichen Geschlechte („Schöne Seele") nicht ausgeschlossen ist. Es zeigt sich aufs engste verwandt mit dem Naturbegriff und somit auch mit dem Schönen. Daher gebraucht Schiller beide Begriffe, das Naive und das Schöne, später auch als identisch und gründet jetzt auch unsere Liebe zum Naiven, besonders im naiven Dichter, auf das gleiche Gefühl wie anfangs unsere Liebe zur Natur, das er jetzt auch sehr treffend mit der Empfindung des Kranken für die Gesundheit vergleicht.

Ein solcher naiver Dichter, der „Bewahrer der Natur", ist nun für Schiller auch Goethe, während Schiller sich selbst als

sentimentalischen Dichter empfindet, d. h. als einen Dichter, der nicht mehr Natur ist, sondern die verlorene sucht, um sie auf höherer dritter Stufe wieder zu gewinnen, der die Gewinnung der Natur in seinen Dichtungen als Ideal aufstellt.

Daher mußte es naheliegen, daß sich Schiller auch über die sentimentalische Dichtungsart Rechenschaft zu geben versuchte, um hier besonders, wie er in seinem Brief an Wilhelm v. Humboldt vom 26. Oktober 1795 sagt, die Frage zu untersuchen, inwiefern er bei dieser Entfernung von dem naiven Dichtergeiste und somit zugleich auch von dem Geiste der griechischen Poesie noch Dichter sein könne, „und zwar besserer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben scheine“.

Dieser Absicht dient nun der zweite Teil der Abhandlung mit seiner ursprünglichen Überschrift 'Die sentimentalischen Dichter', der in der Zeit von Ende Oktober bis Ende November 1795 entstanden ist. Im Gegensatz zum ersten Teile läßt er den naiven Dichter nur noch auf der untersten Stufe menschlicher Einheit gelten, wo ihm nur die Abschilderung der bloßen Wirklichkeit zufalle, während der sentimentalische Dichter gleichzeitig entsprechend erhöht und als ein Dichter bezeichnet wird, der die verlorene Einheit in sich jederzeit durch Reflexion wieder herstellen könne.

Hierdurch treten die beiden Dichtungsarten, die Schiller zugleich als die beiden einzig möglichen Ausdrucksformen des poetischen Genius überhaupt bezeichnet, in offenen Gegensatz zueinander, der sich schließlich als Gegensatz von Individuum und Ideal darstellt, so daß eine Synthese zwischen beiden von hier aus nicht als möglich erscheint.

Daher muß es auffallen, wenn es trotzdem in einer allerdings später weggelassenen Fußnote der 'Horen' anschließend weiter heißt: „Nun entsteht natürlicherweise die Frage (die wichtigste, die überhaupt in einer Philosophie der Kunst kann aufgeworfen werden), ob und inwiefern in demselben Kunstwerke Individualität mit Idealität zu vereinigen sei — ob sich also (welches auf eins hinausläuft) eine Koalition des alten Dichtercharakters mit dem modernen gedenken lasse, welche, wenn sie wirklich stattfände, als der höchste Gipfel aller Kunst

zu betrachten sein würde. Sachverständige behaupten, daß dieses in Rücksicht auf bildende Kunst von den Antiken gewissermaßen geleistet sei, indem hier wirklich das Individuum ideal sei und das Ideal in einem Individuum erscheine. So viel ist indessen gewiß, daß in der Poesie dieser Gipfel noch keineswegs erreicht ist; denn hier fehlt noch sehr viel daran, daß das vollkommenste Werk der Form nach es auch dem Inhalte nach sei, daß es nicht bloß ein wahres und schönes Ganze, sondern auch das möglichst reichste Ganze sei. Es sei dies aber nun erreichbar und erreicht oder nicht, so ist es wenigstens die Aufgabe auch in der Dichtkunst, das Ideale zu individualisieren und das Individuelle zu idealisieren."

So stellt also die Fußnote im Gegensatz zu der Meinung des eigentlichen Textes in der Vereinigung von Individuum und Ideal oder von naiver und sentimentalischer Dichtung ein ganz neues Ideal der Dichtkunst auf, und wiederum darf wohl angenommen werden, daß sich auch hier der Einfluß Goethes geltend macht: eben während der Niederschrift dieser Abschnitte hat Goethe wieder für einige Tage in Jena zu Besuch geweilt (5.—11. November) und hierbei die Abende, wie wir aus Schillers Brief an Wilhelm v. Humboldt vom 9. November wissen, fast regelmäßig bei Schiller im Gespräch über griechische Literatur und Kunst zugebracht.

Auch wissen wir aus Goethes Aufsatz 'Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil' (1788), daß er wenigstens für die bildende Kunst drei Stufen unterschied, so daß Schiller, die Dichtkunst mit der bildenden Kunst parallelisierend, annehmen mußte, in seiner neuen Theorie der Dichtkunst entsprächen die beiden Stufen des Naiven und Sentimentalischen nur den beiden Stufen der Nachahmung und der Manier, während die eigentliche Vollendung in einer dritten und höchsten Stufe noch fehle.

Diese Parallelisierung traf jedoch für die Stufe der Manier nicht ohne weiteres zu, da Manier nach Goethes Aufsatz das eigenwillige Hervordrängen einer besonderen Künstlerindividualität bedeutet, einer Individualität, die sich noch nicht zur reinen Form, zum Objektiven des Stils hinaufgeläutert hat;

sie kann der Stufe des Sentimentalischen nicht ohne weiteres gleichgesetzt werden.

Daher sehen wir Schiller auch im folgenden eine gewisse Angleichung vornehmen, indem jetzt das Sentimentalische als ein Überwiegen der Selbsttätigkeit der Vernunft über die Empfänglichkeit der Sinne bezeichnet wird, als ein Hervordrängen der Denkkräfte vor die Empfindung; auch der sentimentalische Dichter könne einen Eindruck weder rein empfangen noch rein wiedergeben, und wir erhielten durch ihn niemals den Gegenstand selbst, sondern nur das, was sein reflektierender Verstand aus ihm mache.

Doch wird diese neue Bestimmung des Sentimentalischen, die möglicherweise auch im Zusammenhange mit Wilhelm v. Humboldts Brief an Schiller vom 6. November 1795 steht, alsbald wieder aufgegeben. Schiller kehrt zunächst noch einmal zu der anfänglichen Kennzeichnung des Sentimentalischen als dem Vermögen zurück, die verlorene Einheit in uns jederzeit wieder herzustellen, worin sich das Sentimentalische mit dem Erhabenen aufs engste berührt, wie im ersten Aufsatze sich das Naive im wesentlichen mit dem Schönen deckte.

Infolge dieser Übereinstimmung finden wir nun auch im folgenden einen Vergleich zwischen dem Schönen und Erhabenen durchgeführt, wobei nun auch das Schöne oder das Naive ganz wieder im Sinne dieses ersten Aufsatzes erscheint:

„Nur dem schönen Herzen ist es verliehen, unabhängig von dem Gegenstand seines Wirkens in jeder seiner Äußerungen ein vollendetes Bild von sich selbst abzuprägen. Der erhabene Charakter kann sich nur in einzelnen Siegen über den Widerstand der Sinne, nur in gewissen Momenten des Schwunges und einer augenblicklichen Anstrengung kundtun; in der schönen Seele hingegen wirkt das Ideal als Natur, also gleichförmig, und kann mithin auch in einem Zustand der Ruhe sich zeigen. . . . Jener [der tragische Dichter] darf einen Schwung nehmen, wozu so viel eben nicht gehöret; der andre [der komische Dichter] muß sich gleichbleiben; er muß also schon dort *sein* und dort zu Hause sein, wohin der andre nicht ohne einen Anlauf gelangt. Und gerade das ist es, worin sich der schöne Charakter

von dem erhabenen unterscheidet. In dem ersten ist jede Größe schon enthalten, sie fließt ungezwungen und mühelos aus seiner Natur, er ist dem Vermögen nach ein Unendliches in jedem Punkte seiner Bahn; der andere kann sich zu jeder Größe anspannen und erheben, er kann durch die Kraft seines Willens aus jedem Zustande der Beschränkung sich reißen. Dieser ist also nur ruckweise und nur mit Anstrengung frei, jener ist es mit Leichtigkeit und immer."

Es wird also hier das Schöne im Menschen, das ganz dem Naiven im Sinne des ersten Aufsatzes entspricht, eindeutig wieder über das Erhabene gestellt, dessen Parallele mit dem Sentimentalischen in seiner ursprünglichen Gestalt unverkennbar ist. Es kann kein Zweifel obwalten, daß auch hier wieder Goethe spricht; noch kurz zuvor hatte Schiller dieses Verhältnis in seinem Gedicht 'Die Führer des Lebens' (Juli 1795) in ganz anderer Weise bestimmt, so auch in seiner Abhandlung 'Über das Erhabene'. Da wir wissen, daß Goethe während der Abfassungszeit des zweiten Teiles nur ein einziges Mal in Jena geweilt hat (5.—11. November), so ist anzunehmen, daß die oben zitierte Gegenüberstellung des Schönen und Erhabenen in dieselbe Zeit fällt wie die Betrachtung über die bildenden Künste, die ja dem Aufsatz nur als Fußnote beigegeben worden ist: diese Betrachtung kann also gleichfalls erst jetzt entstanden sein.

Hieraus würde es sich auch erklären, daß Schiller erst jetzt die letzten Folgerungen aus dem Vergleiche zwischen Dichtung und bildender Kunst zieht: nunmehr erhebt er sich in der „sentimentalischen Idylle" zur dritten Stufe der Dichtkunst, in der er die beiden vorhergehenden miteinander verbunden sein läßt und die daher notwendig, da sie zugleich als „Ideal der Schönheit" bezeichnet wird, auch mit dem Ideal des „schönen Charakters" übereinstimmen muß.

Folglich können Gegenstand dieser Idylle nur Menschen sein, die in innerer Einheit mit sich selbst leben, Menschen, welche die „geistlose Einförmigkeit" der ersten Stufe, wie sie sich in der naiven Hirten- oder Schäferidylle darstellt, durch die geistreiche Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung ersetzt

haben, Menschen der Vollendung, wie wir sie bereits am Schluß der 'Ästhetischen Briefe' in den Menschen des „Dritten Reiches" kennengelernt haben.

Es bleibt nun noch der letzte Teil der Abhandlung zu untersuchen, der als 'Beschluß der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichter' im Januarheft der 'Horen' (I. Stück 1796) erschienen ist und das Bestreben erkennen läßt, die beiden zeitweise so unterschiedlich herausgearbeiteten Begriffe wieder möglichst einander anzugleichen. Dem Dichter-Ästhetiker ist jetzt der Unterschied von naivem und sentimentalischem „Genie" nur noch darin gegeben, daß bei dem ersten das für beide geforderte Gleichgewicht zwischen Empfänglichkeit der Sinne und Selbsttätigkeit der Vernunft eine Neigung nach der Seite der Sinne hin zeige (was in seinem Extrem als „Platitude" bezeichnet wird), während bei dem zweiten, dem sentimentalischen Genie, die Gefahr eines Überneigens nach der Seite der Vernunft hin bestehe („Überspannung"); im übrigen falle beiden die gleiche Aufgabe zu, aus dem Menschen ein Ganzes zu machen oder, wie es an anderer Stelle heißt, das Absolute innerhalb der Menschheit darzustellen. Die beiden Begriffe sind jetzt nur noch „mehr der Form als dem Gehalte nach" verschieden, was in gleicher Weise auch für die beiden noch folgenden Begriffe des Realisten und des Idealisten zutrifft, die Schiller nun anschließend noch dadurch gewinnt, daß er den naiven und sentimentalischen Dichterbegriff seines „poetischen Charakters entkleidet".

Wenn uns daher der Idealist, in dem uns Schiller zugleich ein Bild von sich selbst gibt, als ein unruhiger Spekulationsgeist geschildert wird, der auf das Unbedingte in allen Erkenntnissen und Willenshandlungen dringe, während der Realist, in dem wir nach dem Briefe an Humboldt vom 9. Januar 1796 ein Bild Goethes sehen sollen, als ein nüchterner Beobachtungsgeist erscheint, der in Rücksicht auf das Praktische eine resignierte Unterwerfung unter die Notwendigkeit der Natur erkennen lasse, so schließt dies doch keineswegs aus, daß das Ideal menschlicher Natur unter beide verteilt sei. Denn diese Unterwerfung unter die Notwendigkeit der Natur sei keine blinde

Nötigung, sondern geschehe mit Freiheit und stelle auch nur eine Unterwerfung unter die Natur als ein Ganzes dar, eine Unterwerfung unter ihre ewige und absolute Notwendigkeit, deren Gesetze von denen der Vernunft (Idealist) nicht verschieden sein können.

Doch kann es sich bei einer solchen Abgrenzung der beiden Begriffe weniger mehr um eine Abweichung von dem Gleichgewicht zwischen Vernunft und Sinnen nach einer der beiden Seiten hin handeln, wie es nach ihrer Ableitung aus dem Naiven und Sentimentalischen der Fall sein müßte, als vielmehr um die Bezeichnung einer grundsätzlich verschiedenen Denk- oder Geistesform, insofern der Idealist die Wahrheit aus sich selbst schöpft und den hier gefundenen Maßstab auf die Wirklichkeit und ihre Gestaltung anwendet, während der Realist sie in der Natur und ihren ewigen Gesetzen zu ergründen sucht.

Daher sagt Schiller in den 'Votivtafeln' (1796) mit zweifellosem Bezug auf sich und Goethe unter der Überschrift 'Die Übereinstimmung':

> Wahrheit suchen wir beide: du außen im Leben, ich innen
> In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
> Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
> Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

Hiernach erfordert also eine solche Übereinstimmung zwischen Idealisten und Realisten, daß dem Menschen und der Natur das gleiche vernünftige Prinzip zugrunde liegt, oder, um mit Goethe zu reden, daß der „Kern der Natur Menschen im Herzen" wohnt.

Auch erhellt, daß nur bei einer solchen geistigen Auffassung der Natur das Naturschöne wahrhaft möglich ist, da nur so die Natur die innere Gesetzmäßigkeit und harmonische Einheit zeigen kann, wie sie von den Objekten des Schönen gefordert wurde und wie sie in gleicher Weise in den 'Ästhetischen Briefen' auch für das Subjekt des Schönen als Forderung aufgestellt wurde, weil erst auf diese Weise, aus ihrer beiderseitigen Wechselwirkung, das Erlebnis des Schönen wahrhaft in uns hervorgehen kann.

Es ist daher anzunehmen, daß auch diese geistige Auffassung der Natur, für die Goethe später so treffend den Begriff der „Gott-Natur“ geprägt hat, auf Goethe zurückgeht, der am 3. Januar 1796 wieder zu längerem Besuch in Jena eingetroffen war. Dazu stimmt, daß das Manuskript dieses Schlußteils erst am 8. Januar an Cotta zum Druck abgesandt worden ist.

Schluß.

Wir stehen am Ende unserer Untersuchung, die gezeigt haben dürfte, in welch hervorragendem Maße die Entwicklung des Schillerschen Schönheitsbegriffes von Goethe beeinflußt worden ist und wie sich erst hierdurch die beiden ästhetisch-philosophischen Hauptschriften Schillers, denen ihr Verfasser später übrigens nicht ganz mit Unrecht nur noch den Charakter von „Studien“ beigemessen wissen will, wahrhaft dem Verständnis erschließen.

Wenn Schiller im wesentlichen hier als der Empfangende erscheint, so bedeutet dies keineswegs eine Verkleinerung seines Genius und war zweifellos nur durch seine starke innere Aufgeschlossenheit diesem harmonischen Denken Goethes gegenüber möglich, das er als Sehnsucht selbst in sich trug.

Unser Ergebnis wird durch zahlreiche eigene Zeugnisse Schillers bestätigt. Er schreibt an Goethe am 21. Juli 1797: „Ich kann nie von Ihnen gehen, ohne daß etwas in mir gepflanzt worden wäre, und es freut mich, wenn ich für das Viele, was Sie mir geben, Sie und Ihren innern Reichtum in Bewegung setzen kann. . . . Die schönste und die fruchtbarste Art, wie ich unsre wechselseitige Mitteilungen benutze und mir zu eigen mache, ist immer diese, daß ich sie unmittelbar auf die gegenwärtige Beschäftigung anwende und gleich produktiv gebrauche.“ Oder am 24. Januar 1797: „. . . im einzelnen werde ich Sie zwar nicht irremachen können, weil Sie fester auf sich selbst ruhen als ich, aber Sie würden mich leicht über den Haufen rennen können.“

So bestätigen also diese Briefstellen nur unser obiges Ergebnis, durch das jedoch, wie hier noch besonders hervorgehoben

werden soll, der umgekehrte Einfluß, den Schiller auf Goethe ausübte und wovon besonders 'Wilhelm Meisters Lehrjahre' und 'Faust' immer ein denkwürdiges Zeugnis abgeben werden, in keiner Weise berührt wird. So, im wechselseitigen Geben und Nehmen, vollendet sich die Freundschaft, die der Stolz unseres deutschen Schrifttums ist.

Schiller

Festvortrag, gehalten am 26. Mai 1934

Von Ernst Bertram (Köln)



Im zukunftschweren Augenblick des besiegelten Siegs, im Mai 1871, als der junge Nietzsche sich „mutiger als je" zu deutschen Hoffnungen bekannte, da schrieb ihm sein Freund Erwin Rohde, der Griechendeuter, die am Siegfriedenstage so unheimlich ungenügsame Klage, weissagerisch einsam:

„Ach, wann wird denn das deutsche Volk es neu begreifen — denn es hat's doch eigentlich nur vergessen —, daß es im eigentlichsten Sinne der Adel der Völker zu sein bestimmt ist? So viel Treue und Liebe und Wärme noch in dieser Nation, aber wo ist jener sich aufschwingende Zug, der zu Schillers Zeit, nur kurze Zeit freilich, die Besten 'hoch über die tiefen Tale' emporriß! Geht nicht seit Jahrzehnten eine Ahnung kommender Barbarei durch so manche der edelsten Geister?"

Heute, diesseits eines doppelten Rahmens von damals geweissagtem Verfall und neuem Hoffensaufschwung, heute ergreift fast dieser Aufblick einer Jugend, die sich von inneren Drohgesichten verfolgt fühlte, hinauf zu Schiller, als dem Ahnenbilde, das am tröstlichsten gewährleiste die Rückkehr unsres Volks zur alten Bestimmung, Adel der Völker zu sein. Und dies Vertrauen zum Ahnenbilde Schiller redet auch aus dem dankbaren Schillerbildnis von Nietzsches Erster 'Unzeitgemäßer Betrachtung'.

Es war beinah das letztemal für lange, daß Schiller in solcher Gestalt, nämlich als ein Schutzgeist seines Volks erschien, wie in den Menschenaltern vorher — am sichtbarsten bei der Jahrhundertfeier von 1859. Die kämpferischen Verzerrungen, die Schillers Bild schon in den späteren Schriften Nietzsches selber erleidet, sie sind nur das sichtbarste Zeichen einer allgemeinen Wendung von Schiller hinweg, den noch Hebbel, der strenge, „diesen heiligen Mann" genannt hatte. Auf einer tieferen Ebene als bei Nietzsche beobachten wir das nämliche etwa bei Herman Grimm: das neue Kaiserreich ebenso wie sein grimmigster Befehder Nietzsche, beide wenden sich ab von dem adligen Schutz-

geist, den noch die höchste Jugend des Frankfurter Friedens anrief, in der weissagenden Sorge um unser Volk.

Daß Schiller aus den Händen der Jünglinge in die der Knaben geraten sei, das war noch das gelindeste dieser Urteile in Nietzsches mittleren Büchern. Und allenthalben begegnen wir besonders in den achtziger und neunziger Jahren der Gewalt eines sonderbaren Hasses, den gerade Schiller gegen sich erweckt. Im früheren neunzehnten Jahrhundert so nur etwa bei Büchner und Otto Ludwig.

So ist denn Schillers Wesen und Werk eine der Hochburgen unsrer Geisterlandschaft, die am schwersten berannt und umkämpft worden sind. Der im Gang der Generationen lange geliebteste deutsche Dichter ist auch der umstrittenste gewesen, ja zuweilen der gehaßteste und verachtetste, könnte man sagen im Hinblick auf die Frühromantik oder auf den Berliner Naturalismus der achtziger Jahre.

Wenn wir uns erinnern lassen, daß 1891 in Wien die Preisfrage gestellt wurde: „Ist Schiller noch lebendig?", so gibt gerade dieses Ausmaß seiner Befehdung die Antwort des Ja. Noch hat Schiller nicht aufgehört, Kampf in die Welt zu bringen, wie es der Prometheusnatur dieses Feuerbringers zukommt; der in vielem sogar noch das Maß brachte, wonach man ihn maß und richtete. Bei ihm sehen wir wahrhaft urbildlich das Nietzsche-Gesetz wirksam, wonach jede große Tat sich unweigerlich gegen den Täter richtet; wir sehen, daß die Kraft der Gegenwirkung für die Gewalt des Tuns ein Zeugnis mehr ist. Der Grad der Gegenwirkung, die Schiller zu erwecken die Kraft hat, immer noch, zeugt allein schon für seinen Rang.

Die Führermenschen, die Meistermenschen bringen der Welt ja immer beides: Kampf und Maß. Sie sind Sprenger und Binder. Großartig hat Schiller beides gebracht, beides als Gestalt dargestellt. Er hat, von heute aus gesehen, beinah mythisch den Bogen durchmessen, der als höchster menschlichem Wirken beschieden ist: von der Empörung in tyrannos zur Fürstengruft in jedem geistigsten Sinn, vom „Räuber" zum Schöpfer, vom gehetzten menschenfeindlichen Flüchtling zum Liebling eines Volks. Und es ist fast, als solle er diesen Lebensbogen immer

aufs neue noch im Geisterlande durchlaufen und kehren, woher er kam: in den immer verjüngten, immer verwandelten Kampf.

Freilich war es eine ganz bestimmte Gefahr gewesen, gegen die sich Nietzsche so erbittert wandte, und auch manche Schillergegner jener Generationen: die Gefahr nämlich, daß hartnäckig ein solches Schillerbildnis festgehalten wurde und eine solche Schätzung seiner Werke, wovon die Stunde der Gültigkeit nun einmal abgelaufen war; die Gefahr, daß man aus falscher Pietät die Frist übersehen wollte, da in dem gewaltsam starr gelassenen Bilde einer früheren Dankesform der Marmor zum Alabaster, die klare Bronze zum staubigen Schulgips wurde.

Aber Schiller selbst hat einmal auf diese echt deutsche Gefahr aufmerksam gemacht, 1802 an Körner: den Deutschen, schreibt er, gereichten selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt würden und der strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen werde. An die Werke nicht religiös glauben, heiße bei den Deutschen Ketzerei, während doch die Kunst über allen einzelnen Werken sei.

Die leidenschaftliche Schillerfeindschaft des großen Erzketzers Nietzsche kam, soweit sie nicht von Wagnerhaß und dadurch bestimmtem Deutschenhaß getragen wurde, auch aus dieser selber schillerschen Sorge um rechtzeitige Verjüngung alternder Bilder. An sich aber war das Schillerbild des späten Nietzsche von geschichtlicher Treue womöglich noch weiter entfernt als das von ihm bestrittene Pietätsgebilde.

Denn es scheint, als wenn auch hier der Totgesagte erst recht überlebt. Nicht sowohl das Werk Schillers, aber seine Gestalt steht heute im Umriß schärfer, strenger, dorischer da als seit langem. In einer Wendestunde, da wieder der adlige Kämpfer und Überwinder, der Bringer neuen Willens und Maßes, der Träger höchster Volkstümlichkeit und zugleich aristokratischer Strenge ersehnt wird aus einem neuerwachten Heimweh nach adliger Volksdichtung, da tritt auch jenes Schillerbild des letzten Goethe verwandelt wieder in sein verlorenes Altrecht: „Der Deutsche“, sagte Goethe 1824 zu Eckermann, „verlangt einen gewissen Ernst, eine gewisse Größe der Gesinnung, eine gewisse

Fülle des Innern, weshalb denn auch Schiller von allen so hochgehalten wird."

Die generationenlange Volkstümlichkeit eines der anspruchsvollsten und strengsten Geister ist eine sehr seltsame Erscheinung in unsrer Geistesgeschichte. Sie lehrt uns etwas über Möglichkeit und Grenze großer Einwirkungen auf die Volkheit, worüber uns nicht leicht ein anderes so belehren möchte: daß nämlich gerade die Volkheit es ist, die nach dem Adligen verlangt.

Es war Goethes Glaube: ein großer dramatischer Dichter, dem eine mächtige hohe Gesinnung alle Werke durchdringe, könne machen, daß die Seele seiner Dramen zur Seele seines Volks werde.

Das Volk verehrt, auch im Geistigsten, auf die Dauer am treusten nicht die guten Bürgerkönige der Literatur, sondern am liebsten einen Friedrich den Einzigen: es war weit mehr als ein festrednerisches Schmuckgleichnis, wenn die Begeisterung der Jahrhundertfeier von 1859 für Schiller die Bezeichnung „Friedrich der Große von Schwaben" prägte. Wir sehen heute diese friderizianischen Züge in Schillers Bild noch ungleich deutlicher, als die Wilhelm Raabe-Zeit sie sehen konnte.

Wir sprechen unwillkürlich von diesem „friderizianischen" Schiller, wenn wir aus der Sicht unsres geschichtlichen Augenblicks auf seine Gestalt zurückblicken. Wir sehen heute deutlicher als zu anderer Zeit den, sagen wir germanischen und zugleich den dorischen Schiller, wie ihn, außer Goethes Epilog zur 'Glocke', Danneckers heroischer Marmor am reinsten darstellt. Und wir möchten uns die Züge dieses Schiller verdeutlichen, da wo wir uns, wie hier, über nichts Einzelnes in Leben und Werk zu belehren haben. Dieser Schiller vor allem darf der unsre sein. Goethe hat, noch in der Erschütterung des Verlustes, den abgeschiedenen Freund als den Mann des siegreichen Mutes herrlich gefeiert. Der Mut, der nach Schillers Wort dem Künstler gut ansteht, der Mut ist wirklich der eigentliche Musaget schillerscher Dichtung; jener Mut aus Goethes Nänie, der „früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegt". Von der antiken Erkenntnis, alle wahre Weisheit sei Sache des Mutes, von ihr geht, wie später Nietzsche, auch Schiller aus: die 'Briefe

über die ästhetische Erziehung des Menschen' wiederholen das horazische „sapere aude“:

„Erkühne dich, weise zu sein. Energie des Mutes bekämpft die Hindernisse, die sowohl Trägheit der Natur als Feigheit des Herzens der Erkenntnis entgegensetzen. Der alte Mythos läßt die Göttin der Weisheit in voller Rüstung aus Jupiters Haupte steigen: schon ihre erste Verrichtung ist kriegerisch.“ Für Schiller trägt die Athena immer den Speer und den Panzer — das hat man zu Unrecht vergessen wollen.

Neun Zehntel alles Bösen in der Welt, sagt Nietzsche einmal, geschehe aus Furchtsamkeit. Aber das ist Schillers Gedanke. Ganz dorisch heißt es 1802: „Man könnte den Menschen zum halben Gott bilden, wenn man ihm durch Erziehung suchte alle Furcht zu benehmen. Nichts in der Welt kann den Menschen sonst unglücklich machen als bloß und allein die Furcht.“

Wiederum hat ja Goethe diesen Wesenszug Schillers auch für den persönlichen Eindruck bezeugt: „Schiller erscheint .. immer im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur. .. Nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksichten und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein. Wir andern dagegen fühlen uns immer bedingt.“ 1828 zu Eckermann.

Wir finden die Grundnatur des schillerschen Idealismus tragisch verkannt etwa in Nietzsches 'Morgenröte', als sei dieser Idealismus gleichbedeutend mit dem „Verlangen nach glänzenden knochenlosen Allgemeinheiten, nebst der Absicht auf ein Schöner-sehen-wollen in bezug auf alles“, „ein weicher, gutartiger, silbern glitzernder Idealismus, welcher vor allem edel verstellte Gebärden und Stimme haben will“. Aber an wie vielen Stellen der großen Abhandlungen, in ihrer Gesamthaltung vor allem, hätte gerade Nietzsche ein Verwandtes erkennen können!

„Hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen verzärtelten Geschmack, der über das ernste Angesicht der Notwendigkeit einen Schleier wirft und .. eine Harmonie .. lügt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen! Stirne gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängnis.“ Ist

das der gegenidealistische Nietzsche? Es ist der dorische Schiller. ('Über das Erhabene', 1796.) Nietzsche hätte hier auch jenen Mut zum Irren, den Mut zum Extrem finden können, den er so oft gefordert hat, und zugleich jene Heiterkeit des Siegs, die er bei den großen Überwindern feiert.

Der „mutige Streit des Gemüts mit dem großen Naturgeist" gebiert nach Schillers Glauben die Lichtgedanken und die Heldenentschlüsse. ('Über das Erhabene.') Und das tragische Geistergesetz aller Erkenntnis stellen die 'Philosophischen Briefe' ganz so auf wie später Nietzsche: „Wir gelangen nur selten anders als durch Extreme zur Wahrheit; wir müssen den Irrtum, und oft den Unsinn, zuvor erschöpfen." Ein Fugenthema, über das ja auch der 'Wilhelm Meister' gebaut ist.

Der als empfindsam verschrieene Dichter Schiller (freilich bewahrt sein Werk Elemente der Empfindsamkeit seines Jahrhunderts), er ist in Wahrheit einer der entschiedensten Überwinder solcher Zeitgefahr. Schillers dorische Strenge wendet sich bezeichnend gegen die sentimentalen Elemente sogar der antiken Dichtkunst: „Ich kann die Klaggesänge des Ovid, wie rührend sie auch sind, .. im ganzen nicht als ein poetisches Werk betrachten. Es ist viel zu wenig Energie, viel zu wenig Geist und Adel in seinem Schmerz." Und diesen Mangel an Energie haßte er ja auch an der jungen Romantik (etwa bei Tieck), dieses Fehlen von Geist und Adel etwa an der künstlichen Roheit eines Bürger.

Ästhetische Schlaffheit wird ihm, ganz platonisch, zur sittlichen. Unter dem Einfluß Kants nähert sich seine Strenge zuweilen dem spätplatonischen Rigorismus der 'Politeia': die Schlaffheit in ästhetischen Dingen zeige sich immer mit der moralischen Schlaffheit verbunden, und das reine strenge Streben nach dem hohen Schönen werde den Rigorism im Moralischen mit sich führen. 1798 an Goethe.

Schillers eigentlichste Gedichte bezeichnen alle eine Überwindung, sie sind die Verherrlichung eines Siegs — das ist ihr eigenstes Kennzeichen. „Jede schöne Erscheinung feiert einen Sieg", lautet Schillers ästhetisches Bekenntnis; sie feiert also in der Gestalt eine Überwindung — sei es des Stoffes, des Zweifels, der Not oder der eignen hochbedürftigen Meisternatur:

Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit,
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

('Das Ideal und das Leben.')

Selbst in der so oft angefochtenen, eigentümlich eintonigen, marschmäßig festlichen Rhythmik dieses „männlichsten unsrer Dichter" (wie man ihn früh genannt hat), in der gleichsam triumphierenden und siegreich einziehenden Händel-Musik seiner besten Lyrik verrät sich das Grundwesen dieses Geistes. Und daß sich etwas von solcher kriegerischen Männlichkeit sogar auch in der Erscheinung des Dichters, trotz den Zügen des Leidens, noch spät ausgeprägt haben muß, bezeugt die uns überlieferte Anekdote, wonach Dame Staël, auf ihrer kühnen taciteischen Forschungsreise ins unbekannte geistige Germanien, auf großer Hofgesellschaft in Weimar den eben hereinkommenden Schiller, seinem ganzen Auftreten nach, für einen General gehalten habe.

Noch in Schillers Vorstellung von seinem künftigen deutschen Theater dringt ein Element dieses Männlich-Dorischen ein; Goethe berichtet 1824: Schiller habe den guten Gedanken gehabt, ein eigenes Haus für die Tragödie zu bauen, auch jede Woche ein Stück bloß für Männer zu geben, was in Weimars kleinen Verhältnissen nicht zu verwirklichen gewesen sei.

Eine gewisse dorische Härte ist, entgegen manchen sentimentalmachenden Bildnissen und Schilderungen, von Schillers Wesen nicht abtrennbar. Sie ist in seiner kassandrischen Seherstrenge wirksam, wie sie zuletzt auch noch in seinen unbedingten, schonungslosen Kritiken fremder Werke zu erkennen ist, so seltsam abstechend von Goethes nachsichtig ausweichender, gütig verschweigender Duldsamkeit.

„Alles an Schiller", so hörte zwanzig Jahre nach Schillers Tod Eckermann die Erinnerung Goethes reden, „alles an Schiller war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft." So waren sie, wenn sie in Goethes Antlitz blickten. Aber von eben diesen Augen, deren Sanftheit Goethe so betont, bezeugt

Schelling 1796: „Schlägt Schiller die Augen auf, so ist etwas Durchdringendes, Vernichtendes in seinem Blick, das ich noch bei niemandem so bemerkt habe."

Es ist das nämliche Jahr, aus dem auch das berühmte Zeugnis Jean Pauls stammt: „Ich trat gestern vor den felsigten Schiller, an dem wie an einer Klippe alle Fremden zurückspringen .. Seine Gestalt ist .. hartkräftig, voll Eckſteine, voll scharfer schneidender Kräfte, aber ohne Liebe."

Dies Bild ist aus dem Jahr, da Schiller an den 'Wallenstein' geht.

So kann das nämliche Gesicht, das manche späteren Betrachter gar mit dem sanften Johannesantlitz auf Dürers Aposteltafeln vergleichen konnten, es kann als ein luziferisches Antlitz ohne Liebe erscheinen. Schillers Bild, so schreibt wieder Jean Paul 1795, stelle einen Cherub mit dem Keime des Abfalls dar; er scheine sich über alles zu erheben, über die Menschen, über das Unglück und über die Moral. „Ich konnte das erhabene Angesicht gar nicht satt bekommen, dem es einerlei zu sein schien, welches Blut fließe, fremdes oder eignes."

Niemand wird die Verwandtschaft solchen Bildes mit dem luziferischen, das ist „lichtbringenden" Übermenschen Nietzsches verkennen. Der geniale Kinderblick Jean Pauls erkannte diese luziferischen Möglichkeiten in Schillers Wesen. Er sah: es fehlt nicht ein Element hoher Grausamkeit in der Strenge Schillers. Die 'Xenien' zeigen es, der unglückliche Bürger hat es erfahren und auch die Brüder Schlegel. Goethe hat gelegentlich einer 'Egmont'-Inszenierung Schillers auf diesen Zug hingewiesen: „Es war wunderlich, daß ihm von den 'Räubern' her ein gewisser Sinn für das Grausame anklebte, der selbst in seiner schönsten Zeit ihn nie ganz verlassen wollte." 1825 zu Eckermann.

Freilich ist ohne diesen Zug der Grausamkeit der große Tragiker ja überhaupt nicht zu denken (Shakespeare — Kleist — Hebbel); aber bei Schiller wird, besonders in der Frühdramatik, die Grenze gegen die Gladiatorenspiele der Seele nicht gar so selten überschritten.

Der zuweilen fanatische Haß der jungen Romantik gegen Schiller, von dem sie doch mit ausgegangen war, jenseits des

Persönlichen und Halbzufälligen bedeutet er etwas wie Furcht vor Strenge, vor Unbedingtheit, vor Verantwortung, vor unweigerlichem Ja und Nein, vor der Forderung des Mutes auch in der Dichtkunst. „Schiller war der letzte Edelmann im deutschen Schrifttum", sagt Goethe, im Blick gegen die Brüder Schlegel. Aber auch die Härte gegen sich selber gehört dazu, die herrische Ungeduld, die von sich selber das Ungemeine fordert, noch in der ungeneigten Stunde. Das Element des strengen Dürerfleißes (eines Fleißes, der zudem weiß, daß er nicht viel Frist mehr hat), er gehört auch zu der Härte des schillerschen Ethos: „Die Hauptsache ist der Fleiß; er gibt dem Leben seinen alleinigen Wert." 1802 an Körner.

Und gegen welche Versuchungsstunden der Mutlosigkeit sich dieser eigene Mut ritterlich zu wehren hatte, lassen die Briefe an Goethe durchblicken: „Es gibt gegen Eine Stunde des Mutes und Vertrauens immer zehn, wo ich kleinmütig bin und nicht weiß, was ich von mir denken soll" (1795). Aber zur selben Zeit kann er dennoch an Wilhelm v. Humboldt schreiben: „Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund, so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen Sie in geweihter Stille dieses Gedicht." Dies Gedicht war 'Das Ideal und das Leben', in der damaligen Fassung 'Das Reich der Schatten' genannt. Und später, zum 'Tell': „Wenn mir die Götter günstig sind .. so soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern."

Solche dorische Grundhaltung, Mut und Strenge, bestimmt Schillern zur Laufbahn des Eroberers und Befreiers, der er wurde; seine frühste Erscheinungsform nur mußte der jugendliche Aufrührer und soziale Empörer in tyrannos, der anspringende Löwe der 'Räuber' werden.

Dieser junge Schiller hat sich gegen die eigne oft bis zur Menschenfeindlichkeit gesteigerte Strenge zur Wehr setzen müssen, und jenes leidenschaftliche Freundschaftsverlangen in ihm (auch das ein dorisches Element) erscheint oft gleichsam als die Form dieses Sichwehrens gegen die übermächtige Versuchung, „sich Menschenhaß aus der Fülle der Liebe zu trinken" — so wenigstens sah es Schiller selbst. „Ich muß edle Menschen finden.

Diese müssen mich mit dem ganzen Geschlecht wieder versöhnen, mit dem ich mich beinah abgeworfen hätte." 1783.

Bewegend ist dies Kampfschauspiel der zwei Gewalten im jungen Schiller: der Kampf zwischen den beinah shakespearischen Timon-Stimmungen äußerster Menschenverachtung und einem früh erwachten, ebenso leidenschaftlichen Wunsche nach Verklärung und Überhöhung.

Wie aufschlußreich für diese timonische Grundstimmung im Aufrührer Schiller ist der später gestrichene Satz in der Abhandlung 'Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet' (1784): „So gewiß ich den Menschen vor allem andern zuerst im Shakespeare aufsuche, so gewiß weiß ich im ganzen Shakespeare kein Stück, wo er wahrhaftiger vor mir stünde, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen spräche, wo ich mehr Lebensweisheit lernte als im 'Timon von Athen'." (Von dieser gefährlichen Lebensweisheit ist auch Schillers Bruchstück 'Der Menschenfeind' ein Zeugnis.)

Solche timonischen Stimmungen kehren ja selbst noch beim spätern klassizistischen Schiller gelegentlich wieder — denken wir an die furchtbare richterliche Kennzeichnung seiner Zeit-Gegenwart im 5. und 6. Briefe 'über die ästhetische Erziehung des Menschen' — eine der großartig ungenügsamsten Schriften des Jahrhunderts und seine „Unzeitgemäßeste Betrachtung". Immer wieder muß dieser Schiller des Ruhmes heilige Kränze auf der gemeinen Stirn entweiht sehen; immer aufs neue weiß er Patroklos begraben und Thersites zurückkommen, und immer wieder erlebt er, wie allenthalben das entweihte Gefühl nicht mehr Stimme der Götter ist und das Orakel verstummt in der entadelten Brust. Bis denn auch hier Schiller die erobererhafte Lösung im Tun findet, und der ewige Abgrund zwischen Ideal und Leben sich auf das Geheiß eines heroischen Willens schließt, wie, ein Jahr vor dem Tode, in den Mahnworten, die Schiller dem Genius in der Weimarer 'Huldigung der Künste' zuteilt:

Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er sucht es nicht darin.

„Schiller war, unter uns, weit mehr Aristokrat als ich“, bekannte Goethe 1824 zu Eckermann. Schillers souveräne Verachtung der Mehrheit, etwa an der berühmten Stelle des ‘Demetrius’, ist nur ein Ausdruck dieses ungemein aristokratischen Lebensgefühls, das sich nur in völliger Freiheit in den Dienst einer Gesamtheit — „Immer strebe zum Ganzen!“ — zu stellen vermag und das seine schönste Freiheit in der Freiheit fürstlichen Beschenkens der Welt findet, nachdem er sie besiegt und erobert hat, immer aufs neue.

Denn Zeitgegnerschaft, Empörung, Befehdung ist die Lebensform Schillers, nicht nur in seiner ‘Sturm und Drang’-Zeit. Krieg ist die Form seines Wirkens. Selbst im Gedanklichen zeigt seine Neigung zum Dualismus, zur Antithese, zum Aufbau der Welt aus großen Gegensätzlichkeiten das Verlangen nach dem Gegner, nach Vorkämpfertum „zwischen zwei Heeren“.

Eine unmittelbare Gegnerschaft gegen den Zeitcharakter, bekennt Schiller noch 1795 an Fichte, mache den Geist seiner Schriften aus, und noch im Jahr des vollendeten ‘Wallenstein’, 1799, schreibt Schiller an Goethe, das einzige Verhältnis gegen das Publikum, das einen nicht reuen könne, sei der Krieg.

Der Künstler scheint ihm verloren, der diese Grundhaltung verläßt oder die Kraft zu ihr einbüßt, der sein Gesetz von seiner Nur-Gegenwart annimmt, anstatt im Namen der Zukunft gegen sie zu streiten, da wo es not tut. Die ‘Briefe über die ästhetische Erziehung’ bekennen geradeheraus: „Wie verwahrt sich der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit? Wenn er ihr Urteil verachtet.“ Und Schiller läßt dieses Gesetz in der Forderung an den geborenen Führermenschen gipfeln: „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht, was sie loben.“ Schon die Form solcher Gesetzlichkeiten hat dorischen Charakter. Wenn Jean Paul mahnt: „Was [nur] für die Zeit erzogen wird, das wird schlechter als die Zeit“, so ist er da der Lehrling des „felsigten“ Schiller.

Die ‘Briefe über ästhetische Erziehung’ fordern immer wieder streng die Gegnerschaft des Künstlers gegen seine Zeit: er sei zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn (und schlimm

auch, ist Schillers Meinung, für die Gemeinschaft, der er kämpfend zu dienen hat), wenn er zugleich ihr Zögling oder gar ihr Günstling sei. „Mann geworden, kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück, furchtbar, wie Agamemnons Sohn, es zu reinigen.“

Der Künstler als rächender und reinigender Orestes: das ist völlig ein Urbild schillerscher Haltung; indessen Goethes Künstler als ein heimlich waltender guter Hausgeist und Getreuer Eckart erscheinen könnte. Und wir dürfen uns dabei auch wohl an Schillers Wort zu Goethe erinnern (1802): „Ohne Furien ist kein Orest.“

Selbst der Theatermann, der doch wie kein andrer Künstler sich der Kräfte der Nur-Gegenwart bedienen muß, zeigt in Schiller diese hohe Zeitfeindschaft. Seine gedankliche Entfremdung vom zeitgenössischen Theater geht so weit, daß er 1782 beinahe wieder den Marionetten das Wort reden möchte, ein Vorläufer Heinrich v. Kleists, oder wenn er die ‘Braut von Messina’ für das Talent gemeiner Schauspieler zu antik erklärt.

Hohe Ungenügsamkeit ist das Kennzeichen des schillerschen Künstlertums. Mitten in einer Zeit, deren Geistigkeit und Werkreichtum wir beneiden, 1803, schreibt Schiller an Wilhelm v. Humboldt, es sei jetzt ein so kläglicher Zustand der Dichtkunst bei Deutschen und Ausländern, daß alle Liebe und aller Glaube dazu gehöre, um noch an ein Weiterstreben zu denken und auf eine bessere Zeit zu hoffen.

Solche Hoffnung aber nimmt bei Schiller immer ihre männlichste Form an: die Form der Tat. Die erstrebte höhere Wirklichkeit und Übergegenwart wird ihm allzeit zu einer Form des eignen Wirkens: „Aus der Idee aber kann ohne die Tat gar nichts werden.“ 1801 an Goethe. Was abgewandelt wiederkehrt in der Vorrede zur ‘Braut von Messina’: „Wo die Tat nicht spricht, da wird das Wort nicht viel helfen.“

Wenn in der Mitte des Goethischen Wesens das Sein steht, so in der Mitte des schillerschen das Tun, ob auch Goethe den Vorrang des Tuns vor dem Sein, Schiller den Vorrang des Seins vor dem Tun gepriesen hat.

Wir hören diesen dorischen Willen zur säkularen, das Einzel-

tum weit übersteigenden Tat schon in dem Vermächtnis, das der zum Tod gereifte Posa für Carlos in die Hände der Königin legt:

> Er mache das Traumbild wahr,
> Das kühne Traumbild eines neuen Staates,
> Der Freundschaft göttliche Geburt. Er lege
> Die erste Hand an diesen rohen Stein.
> Ob er vollende oder unterliege —
> Ihm einerlei! Er lege Hand an! ..

Ungunst des geschichtlichen Augenblicks, Schwäche der Gegenwart, Gegnerschaft des Jahrhunderts läßt Schiller nicht gelten: des Dichters Augenblick ist immer das Jetzt und Nun.

Als 1804 jemand in der Unterhaltung mit Schiller das unpoetische Zeitalter beklagt, antwortet der Dichter: die Welt oder das Volk möchte sein wie es wollte, man müsse nur in sich einen kindlichen Sinn bewahren — um dadurch, so ist zu ergänzen, diesem Zeitalter einen jüngern, einen wieder dichterischen Charakter aufzuzwingen. Denn der Sänger (wie es in Schillers 'Vier Weltalter'-Gedicht heißt) „kommt aus dem kindlichen Alter der Welt":

> Er saß in der Götter urältestem Rat
> Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Aber diese Kindlichkeit aus der ältesten Weltzeit — „Naiv muß jedes wahre Genie sein, oder es ist keines", lautet es in der großen Abhandlung 'Über naive und sentimentalische Dichtung' — diese Kindlichkeit ist eine dorische Kindlichkeit; sie hat in Schillers Vorstellung immer etwas Jung-Siegfriedhaftes, etwas vom furchtlosen Befehder aller Zwerge und Drachen im Geisterwalde.

Das Angreiferische, Aufstörende, zu Großem Beunruhigende der echten Hochdichtung forderte ein Brief an Goethe 1797: „Man muß die Leute inkommodieren, ihnen ihre Behaglichkeit verderben, sie in Unruhe und in Erstaunen setzen. Eines von beiden, entweder als ein Genius oder als ein Gespenst muß die Poesie ihnen gegenüberstehen." Auch hier etwas von der drohenden Dopplung, die Jean Paul in Schiller sah.

Das Gefühl des Eroberers waltet, von den 'Räubern' an, durchaus vor in Schillers Natur, noch gegenüber den eigenen Wesensmöglichkeiten.

Den unermüdlichen Eroberer seiner selbst und seiner eignen höchsten Möglichkeiten hat Goethe noch zwanzig Jahre nach Schillers Tod bewundernd gefeiert: „Alle Tage war Schiller ein anderer, ein vollendeterer; jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir fortgeschritten."

Es gibt, aus den achtziger Jahren, kaum einen so im höchsten Sinne schillerschen Brief wie jenes „herkulische Gelübde", 1785, an den Freund Körner. Die erste Jugend, fühlt Schiller, ist ihm mißraten; es gilt, eine zweite, die eigentliche, die zeitlose Jugend zu erobern:

„Mit .. Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit. .. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selber zernichtet. Tief, bester Freund, habe ich das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gärung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu einem herkulischen Gelübde vereinigt — die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen."

Wir erinnern uns da: Herakles war der Heros und mythische Halbgott der Dorier.

1797, im Brief an Goethe, weiß dann Schiller, daß diese zweite Jugend von ihm erobert worden ist: „Die zweite Jugend ist die Jugend der Götter, und unsterblich wie diese."

Richard Wagner, selber einer der großen Eroberer in deutscher Kunstgeschichte, sagt einmal, jedes der Dramen Schillers vom 'Wallenstein' an bedeute eine Eroberung, einen erobernden Zug in das Gebiet eines unbekannten Ideals.

Man kann dies selbst bis in die Gestaltung seiner Dramen hinein verfolgen, bis in die Haltung seiner Gedichte; ganz im Gegensatz, wie fast immer, zu Wesensart und Verfahren Goethes. Der Aufbau der Dramen zeigt ebenso den imperatorischen Kunstverstand, die kalte, klare Feldherrntugend, die sich um das Schicksal der Einzelheiten nicht kümmern darf, sondern den Lenkerblick immer auf das Ganze des dramatischen Kampffeldes gerichtet

hält. Sorgfältiges Motivieren im einzelnen sei Schillers Sache nicht gewesen, bezeugt Goethe. Schillers Dramatik zeigt immer ein gleichsam strategisches Verfahren: das Einzelne, Untergeordnete mag sich selber durchhelfen im Sinn und Geist des Ganzen.

Das Heroisch-Sokratische der Urhaltung bleibt noch in Schillers Sterbetagen sichtbar: einer der allerletzten Gesprächsversuche, am 7. Mai 1805, galt dem Thema, „wie man die höheren Kräfte im Menschen erregen müsse".

Die großen Eroberer, die bewußt als Erreger höherer Kräfte im Menschen enden, sie beginnen allesamt als Aufrührer: kaum jemals so sinnbildhaft deutlich wie Schiller, in dessen Jugendwerken der deutsche 'Sturm und Drang' der siebziger Jahre zu Ende brandet.

Die Erinnerung eines Jugendfreundes spiegelt das seltsam fast Lokihafte des Schiller der Aufrührerjahre: „Er sah mit seinem blassen Gesicht, mit seinen feuersprühenden, rotumgrenzten Augen, mit seinem in Unordnung wallenden roten Haupthaar aus wie ein Geist."

Aber dieser Lokigeist war ein Feuergeist der Kraft: „Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor andern auszeichnen, und sie ist auch die meine" — dies Wort des Sängers der 'Eroica' und des 'Liedes an die Freude' hätte auch Schiller aussprechen können.

> . . Die Ohnmacht
> Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg —

das Distichon verrät seine Abkunft von Schiller. „Die Freiheit kündigt sich in ihren ersten Versuchen immer als Feindin an", heißt es in den 'Ästhetischen Erziehungsbriefen'. Das war Erlebnis und selbst Form des jungen Schiller. Die „hohe dämonische Freiheit in der Brust des Menschen" ('Über das Erhabene'), sie zeigt gesetzmäßig ihr Dämonisches, ehe ihr Hohes sich entfalten kann. „Nur nach bezwungenen Ungeheuern wird Herkules Musaget", so drückt Kant dies apollinische Gesetz, in einem Schillerzusammenhange, einmal aus. Es ist oft an Goethes Wort erinnert worden, durch alle Werke Schillers gehe die Idee der Freiheit; sie habe eine andere Gestalt jeweils angenommen,

so wie Schiller selber aufwärts gegangen und ein anderer geworden sei. Daran wird sich immer gemahnt fühlen, wer den Lebensaufstieg Schillers begleitet.

In seiner Frühzeit, wie oft hören wir da auch außerhalb des Werkes die Stimme Catilinas, der, nach Nietzsche, die Vorexistenzform jedes Cäsar ist. Etwa zum Freunde knabenhaft in der 'Räuber'-Zeit: „Wir wollen ein Buch machen, das durch den Schinder absolut verbrannt werden muß!"

Karl Moor spricht dies vorcäsarische Selbstgefühl des Catilina-Schiller aus: „Ich soll meinen Willen schnüren in Gesetze. Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus."

Wie Karl Moors Treuschwur für seine auf Leben und Tod verbundenen Genossen, wie die Verschwörung des Fiesco und das hohe Liebesbündnis von Karl und Posa zeigt Schillers eigne Frühe wunderbar deutlich die gesetzhafte Erscheinung des Freundschaftswillens bei den großen Empörern, das echt antike Bündnis in tyrannos, das geschichtlich-mythische Urgesetz der Harmodios und Aristogeiton.

Die spartanisch abgesonderte, militärisch harte Erziehung des jungen Schiller begünstigte, wie den geistigen Aufrührer, so die Entwicklung zur dorischen Freundschaft, die der Hinaufverwandlung der Welt dienen möchte. An die mannigfaltigen innern und äußern Freundschaftskämpfe in Schillers Vor-'Carlos'-Zeit brauchen wir nicht zu erinnern, und nicht an die rettende Flucht dank opfernder Freundestreue. Noch die dorische Ballade von der Bürgschaft erneuert in Schillers Spätzeit die Jugenderlebnisse, die ihre schönste Verklärung in der 'Carlos'-Dichtung finden sollten.

Die leidenschaftliche Freundesverschwörung zu höchsten Zielen ist eine dorische Urform schillerschen Erlebens. Er spricht das selbst aus an den Freund: „Verbrüderung der Geister ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit. Einzeln können wir nichts." (Das ist schon Nietzsches: „Einer mit seinen Gedanken allein ist ein Narr. Mit zweien beginnt die Weisheit.") „Darum knüpfte der große Meister der Natur die denkenden Wesen durch die allmächtige Magnetkraft .. aneinander. Was existiert im uner-

meßlichen Reiche der Wahrheit, worüber Menschen wie wir, verbrüdert wie wir, nicht endlich Meister werden sollten?" 1785 an Körner.

„Gedanken lassen sich nur durch Gedanken locken — und unsre Geisteskräfte müssen wie die Saiten eines Instruments durch Geister gespielt werden." 1783 an Reinwald.

Und das Geistergesetz wird geradezu ausgesprochen: „Ein großer Dichter muß wenigstens die Kraft zur höchsten Freundschaft besitzen, wenn er sie auch nicht immer geäußert hat."

Namentlich in dem Brief an Körner, aus der 'Carlos'-Zeit, haben wir die Zeugnisse dieses dorischen Freundschaftswillens:

„O wie schön und wie göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf dem Wege zur Gottheit begegnen! .. O mein Freund! Nur unsrer innigen Verkettung, .. unsrer heiligen Freundschaft allein war es vorbehalten, uns groß und gut und glücklich zu machen. .. Unsre künftig erreichte Vollkommenheit soll und darf auf keinem andern Pfeiler als unsrer Freundschaft ruhen. .. Der Himmel hat uns seltsam einander zugeführt, aber in unsrer Freundschaft soll er ein Wunder getan haben." 1785.

„Er soll ein Wunder getan haben" — auch hier wieder die schillersche Betonung des Entschlusses, des Willens zur Eroberung. Mit ebendiesem Ton heißt es 1785 an den Freund: „Mein Rodrigo! möcht ich Dir zurufen. Wenigstens wollen wir Arm in Arm bis vor die Falltüre der Sterblichkeit dringen, wo die Linien zwischen Geistern und Menschen gezogen sind. Enthusiasmus bleibe stets unsre erste treibende Gewalt, unsre Kugel soll wenigstens so kräftig von der Hand emporfliegen, daß der Bogen in den Wolken verschwinden und ihr Rückfall kaum mehr geglaubt werden soll." An Huber. Und wieder: „Ich brauche zu meiner Glückseligkeit einen rechten wahren Herzensfreund, der mir stets an der Hand ist wie mein Engel."

Noch das Verhältnis zu den Gestalten seiner Dichtung sieht Schiller unter dem Bild einer solchen enthusiastischen Freundschaft: „Jede Dichtung ist .. eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unsres Kopfes." „Das was wir für einen Freund und was wir für einen Helden

unsrer Dichtung empfinden, ist eben das[selbe]." 1783 an Reinwald.

Daß jenes „kühne Traumbild eines neuen Staates" im 'Don Carlos' „der Freundschaft göttliche Geburt" ist, dies macht eben das innerste Wesen der 'Carlos'-Dichtung aus, und eine tragische Königsfreundschaft hätte auch in der Mitte des Staufer-Dramas gestanden, dessen Plan vom 'Don Carlos' verdrängt wurde: wir wissen, daß Schiller statt des 'Don Carlos' ursprünglich einen 'Konradin von Schwaben' plante; die Wahl des Carlosstoffes geht auf einen Vorschlag Dalbergs zurück.

Was Schillern in alter großer Dichtung, in der 'Ilias' etwa, am stärksten ergriff, gehört in diesen Zusammenhang. „Wenn man auch nur gelebt hätte," sagt er 1788, „um den 23. Gesang der 'Ilias' zu lesen, so könnte man sich nicht über sein Dasein beschweren." Was besagt das?

Der 23. Gesang der 'Ilias', das ist die Totenklage Achills um Patroklos, und dessen nächtliche letzte Erscheinung vor Achilles.

Und wenn unter den unvollendet gebliebenen Plänen das heroische Männerstück des Malteser-Dramas dem Dichter das liebste blieb, das, ausgeführt, eines der seltsamsten Gebilde deutscher tragischer Dichtung geworden wäre, so deutet auch das auf den dorischen Grundcharakter der schillerschen Dichtung.

Die wunderbaren Werbebriefe endlich um Goethes Achtung und Bündnis, aus dem Sommer 1794, sind wie ein einziger Eroberungssturm auf die Feste einer höchsten männlichen Freundschaft, und sie bedeuten Schillers edelsten und folgenreichsten Sieg.

Es ist ein schönes Sinnbild, daß noch das letzte der vollendeten Dramen Schillers, der 'Tell', ein Geschenk der Freundschaft ist: Stoff und Anstoß gab ja Goethes von der letzten Schweizerreise mitgebrachter epischer Tellenplan für die am meisten „vaterländische" und vom Vaterland am meisten bedankte Dichtung Schillers.

Wenn das öffentliche Leben im Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts Schillern die Betätigung in tyrannos verwehrte, bei Strafe eines Schubartschicksals, so bot sich dieser Leidenschaft und ihrem Werkzeug, einer genialen feueratmenden Rhetorik,

das Theater als eine Art Ersatz für öffentliches Leben und politisches Wirken, wie so vielen jungen Deutschen, und wie noch dem Heinrich v. Kleist in 'Hermannsschlacht' und 'Prinz von Homburg'. Das Theater wird die erste Form seiner Eroberungszüge und seiner Befreiungsleidenschaft. Der „Weg des Ohres" bedeutet ihm, 1782 'Über das gegenwärtige deutsche Theater', nur „den gangbarsten und nächsten Weg" zum Herzen der Menschen, die er erschüttern und beherrschen will. Schiller arbeitet in diesen Frühjahren rastlos daran, seine Leidenschaft für das Theater zu seinem Amte zu erheben: „Mein Klima ist das Theater .. und meine Leidenschaft ist glücklicherweise auch mein Amt." 1784.

Die Dramen stehen von Anfang an „im Dienst".

Wir hören etwa den radikalen Aufklärungskämpfer des achtzehnten Jahrhunderts, wenn Schiller als Absicht seines 'Don Carlos' betont, er wolle es sich in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen und ihre Schande fürchterlich an den Pranger zu stellen: „Ich will .. einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen." 1783.

Wir hören den Stimmklang eines tiefsten Haßwillens am Schluß des 'Don Carlos', in der Szene zwischen König und Großinquisitor, wenn der König fragt:

„Wem hab' ich gesammelt?" —
„Der Verwesung lieber als der Freiheit".

Später wird selbst um die Musik als Helferin geworben: deutlich auf dem Pfade Glucks und des künftigen Zweiten 'Faust', ja Wagners, sehen wir Schiller 1797 in einem gewissen musikalischen Klassizismus, der vorromantisch anmutet: „Ich hatte immer ein gewisses Vertrauen zur Oper, daß aus ihr wie aus den Chören des alten Bacchusfestes das Trauerspiel in einer edleren Gestalt sich loswickeln sollte. .. Auf diesem Wege könnte sich das Ideale auf das Theater stehlen."

Nach dem 'Don Carlos' tritt dann eine Zeitlang die Geschichtsschreibung für Schiller in den Rang eines großgearteten Mittels zur Eroberung, als würdiger Ersatz für die Möglichkeit öffentlichen Wirkens, Befreiens und königlichen Herrschens.

Im Jahre 1790 sieht Schiller die Richtung seines Alexanderzuges gegen das Ziel einer cäsarischen Geschichtsschreibung (eine Wandlung der Plutarchvorliebe Räuber Moors): „Ich sehe nicht ein, warum ich nicht, wenn ich ernstlich will, der erste Geschichtsschreiber in Deutschland werden kann. Schon seit anderthalb Jahren trage ich mich mit einem 'Deutschen Plutarch'.. Alle Fähigkeiten, die in mir vorzüglich und durch Übung ausgebildet sind, werden dabei beschäftigt; die Wirkung auf das Zeitalter ist nicht leicht zu verfehlen. Gewiß ist dies die Arbeit, die auf mich wartet." An Körner. Wir achten auf den Willenscharakter auch dieser neuen Wendung.

Man sieht nun deutlich, wie die Teilnahme auch des Geschichtsschreibers Schiller ganz folgerecht vor allem den großen Befreiungskämpfen, den tragischen Abwehrkämpfen gehört, wie sich auch die Darstellung immer dort zu ihrer eigentlich schillerschen Höhe erhebt: die Belagerung von Antwerpen, die Zerstörung Magdeburgs, die Rede des Claudius Civilis in der Einleitung zur 'Geschichte des Abfalls der Niederlande': das sind solche Höhepunkte, und noch jene Kennzeichnung der Inquisition im 'Don Carlos', der Haß gegen das Jesuitentum im 'Geisterseher' gehören mit dahin.

Wir wissen, daß Schiller ein großes Werk über Luther und die deutsche Reformation geplant hat; noch erinnert der jetzige Eingang zum 'Abfall der Niederlande' an diese gesteigerte Teilnahme für den geistlichen Arminius und Wilhelm Tell der Deutschen, und noch in jenem Entwurf zu einem Jahrhundertwendegedicht verherrlicht Schiller spät die Befreiersendung des deutschen Volkes, so wie später Ernst Moritz Arndt dem Norden die Aussendung der Befreier und Rächer zuordnet:

> Schwere Ketten drückten alle
> Völker auf dem Erdenballe,
> Als der Deutsche sie zerbrach,
> Fehde bot dem Vatikane,
> Krieg ankündigte dem Wahne,
> Der die ganze Welt bestach.

Diese Verherrlichung aller großen nordischen Befreiungs- und Abwehrkämpfe gilt aber nicht nur der Vergangenheit. Die Ge-

schichtsdarstellung soll hier unmittelbar auch der Gegenwart und der Zukunft dienen und helfen. Sie soll zeigen, wo die rettenden Möglichkeiten in den unausbleiblich wiederkehrenden Befreiungskämpfen der Völker liegen. Sie soll mutmachend verbürgen, daß diese rettenden Kräfte auch künftig aus der Tiefe des Volkstums heraufzurufen sind, weil immer das Einst auch die Gewißheit des Dereinst verbürgt.

In der ursprünglichen Einleitung zum 'Abfall der Niederlande' heißt es vorahnend: „Die Kraft, womit das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden, der glückliche Erfolg . . auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufte wiederkehren und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Taten rufen." Wir erraten, welches die Haltung Schillers nach Jena geworden wäre, gesetzmäßig. Das Wesen der schillerschen Geschichtsschreibungsversuche, deren Wert ja nicht in eigner Forschung noch in historischer Gründlichkeit liegen konnte, ist dies, daß es eine Geschichtsschreibung auf Hoffnung ist, im Sinne eines Zukunftsglaubens, der aus der Zuversicht seines Jahrhunderts kommt und der über jenen timonischen Pessimismus nun den Sieg davongetragen hat: „Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkürlichkeit; aber in dem inneren, nicht bloß in dem äußeren Menschen muß es sich ereignen." 'Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.'

Dieser Satz bezeichnet die Wendung des Weges nach innen, die der Eroberer und Befreier Schiller nimmt. Die Wendung von der aufklärerischen Rebellion zur ästhetischen Sittlichkeit. Ein Weg, auf dem Kant ihm ein Helfer wurde. Der Weg zur Freiheit geht nun nicht mehr über die Empörung, nicht mehr über die Bühne, nicht mehr durch die Geschichtsschreibung: er geht durch die philosophisch erkannte und gedeutete große Gesetzlichkeit der Kunst.

„Ein edler Geist muß alles andere um sich her in Freiheit setzen, auch das Leblose. Schönheit aber ist der einzig mögliche Ausdruck der Freiheit in der Erscheinung." 'Briefe über die ästhetische Erziehung'. Dies ist auch der Sinn des schillerschen Satzes, die Schönheit sei unsre zweite Schöpferin. Ein Gesichtsausdruck, der die Abhängigkeit hervorhebt (etwa in einem vom

bloßen Verstande beherrschten Gesicht, sagt Schiller), sei deshalb niemals schön und edel. Um die Erringung der Unabhängigkeit geht es auch hier, in der philosophisch-moralischen Sphäre.

Die Form befreit — dieser eigentümlichste Gedanke des klassisch gereiften Schiller, wie sehr er immer am Studium Kants genährt erscheint, er ist der Herzgedanke der philosophischen Zeit des Dichters. Hier findet jener Eroberungsdrang, der Trieb zu befreien und zu helfen, seine geistigste Erfüllung. „Wo der Formtrieb die Herrschaft führt, da ist die höchste Erweiterung des Seins. .. Das Urteil aller Geister ist durch das unsrige ausgesprochen, die Wahl aller Herzen ist repräsentiert durch unsere Tat. .. Wir sind nicht mehr Individuum, sondern Gattung." Das besagt also: der wahre Eroberer der Form ist damit auch der wahre geistige König.

„Alle Kunst ist der Freude gewidmet," bestimmt die Abhandlung 'Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie', „und es gibt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe, als die Menschen zu beglücken. .. Der höchste Genuß aber ist die Freiheit des Gemüts in dem lebendigen Spiel aller seiner Kräfte."

Schiller bezeichnet als die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen solle, „die hohe Gleichmütigkeit und Freiheit unsres Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden." Hierin sieht er den sichersten Probierstein wahren Kunstwertes. „Das Gemüt des Zuschauers und Zuhörers muß völlig frei und unverletzt bleiben, es muß aus dem Zauberkreise des Künstlers rein und vollkommen wie aus den Händen des Schöpfers gehen."

Der berühmte Satz: der Mensch sei nur da ganz Mensch, wo er spiele, bezeichnet so den Lösungspunkt aller dieser Fragen. Das eigentlichste Kunstgeheimnis des Meisters, diese Erkenntnis erobert sich Schiller in den Jahren der „Ästhetischen Erziehung", ist dies: daß er den Stoff durch die Form vertilge.

Form allein wirkt, so erkennt Schiller jetzt, auf das Ganze des Menschen, Inhalt nur auf einzelne seiner Kräfte. Noch der erhabenste und weitumfassendste Inhalt wirkt einschränkend auf den Geist; wahre ästhetische Freiheit erzwingt nur die Sittlichkeit der strengen Form. „Der wahren Kunst ist es ernst damit,

den Menschen nicht bloß in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich frei zu machen, dadurch, daß sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die sinnliche Welt in ein freies Werk unsres Geistes zu verwandeln."

Und noch eine Stufe höher: „Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet."

Kein deutscher Dichter, auch Goethe nicht, hat dem Künstler eine solche Verantwortung aufgebürdet für die Gesamtheit. Die Abhandlung 'Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie' stellt fest: „Es ist nicht wahr, daß das Publikum die Kunst herabzieht; zu allen Zeiten ist die Kunst durch die Künstler gefallen." Wir erinnern uns da alle der berühmten Mahnung aus dem Gedicht 'Die Künstler':

> Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
> Bewahret sie!
> Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben.

Ganz Schillers Eigentum ist in diesem Zusammenhang auch die Begründung für den Charakter des Christentums als der einzigen „ästhetischen" Religion: eben weil das Wesen des Christentums in der inneren Aufhebung, der inneren Überwindung des Gesetzes liege. 1787 an Goethe. Wir gewahren da eine Art von säkularisiertem paulinischen Christentum, das auch sonst bei Schiller begegnet: Form ist, wie Liebe, des Gesetzes Erfüllung und Aufhebung aus der Kraft des Innern.

Die Flucht aus der Wirklichkeit in die Wahrheit oder, um es tätiger, schillerscher auszudrücken, die Eroberung der Wahrheit durch Überwindung der Wirklichkeit, dies ist die Form, die das Steigerungs- und Überwindungsgesetz, wonach Schillers Geist angetreten, in der Zeit seines reinsten Klassizismus annimmt. Nichts törichter, als darin eine Neigung zu blutloser Abstraktion zu sehen. Auch hier handelt es sich um Wagnis und Gefahr; das zeigt Schillers eigne Ausdrucksweise in den 'Erziehungsbriefen': „Wer sich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern."

Wagnis, Eroberung, auch hier. Ein Wagnis, das in der großartigen Hybris des idealistischen, höchst ungoethischen Satzes

gipfelt: „Die Natur selbst ist nur eine Idee des Geistes.“ Vorrede zur 'Braut von Messina'.

Schiller ist überzeugt: „Eine poetische Wahrheit kann, eben weil sie absolut wahr ist, mit der Wirklichkeit niemals zusammenfallen.“ 1797 an Goethe. Die Matthissonkritik gibt die bündigste Anwendung dieses Gesetzes auf die Dichtung: „In einem Gedicht muß alles wahre Natur sein, darf aber nichts wirkliche Natur sein. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Notwendigen liegt der große Stil.“ Es ist Erinnerung an diese Formeln schillerscher Ästhetik, wenn viel später Goethe von Claude Lorrains Bildern rühmt, sie hätten die höchste Wahrheit, aber keine Spur von Wirklichkeit.

Wir sehen hier, was Schillern mit Notwendigkeit zu den Griechen führen mußte, zu jener leidenschaftlichen, ja gefährlichen Griechenverherrlichung, die ein Kennzeichen so vieler deutscher Geistesbewegungen geworden ist, bis hin zu George; zu jenem sehnsüchtigen „Hinauf bis zu den Griechen“, das schon die 'Philosophischen Briefe' Schillers genau in der Wage zwischen Klopstock und Hölderlin zeigen:

Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
.. Waltet göttlich dieser Drang.
.. Höher stets und höher,
Vom Barbaren bis zum griechischen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht ..

Noch während Goethe in Italien ist, schreibt Schiller, er lese jetzt fast nichts als Homer. „In den nächsten zwei Jahren, habe ich mir vorgenommen, lese ich keinen anderen Schriftsteller mehr. Keiner tut mir wohl .., nur die Alten geben mir jetzt wahre Genüsse.“

Aber die bloße elegische Wendung nach rückwärts, wie sie sich noch in dem Gedicht 'Die Götter Griechenlands' heimwehmütig ausdrückt (das ist die Stelle, wo Hölderlin von der Bahn Schillers abzweigt), sie wäre dem nach vorwärts drängenden Alexanderwillen Schillers zu wenig gemäß und erträglich gewesen: daher vor allem die Beglückung in der Begegnung mit Goethe: „Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß, was wir sonst in der weiten Ferne eines begünstigten Altertums suchen und kaum

finden, mir in Ihnen so nahe ist." So wird die Einfachheit und Stille einer deutschen griechennahen Kunst ein vorläufiges Gipfelziel dieses Alexanderzuges, wie es die Schlußzeile des Gedichts 'Der Genius' ausspricht:

Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Hart daneben aber zeigt der Aufsatz 'Über das Erhabene' (1796) ein noch höheres Fernziel in der Gestalt einer Kunst, die auch noch jene Gefahr, auf allen Klassizismus lauernd, die Gefahr ästhetischen Selbstgenusses und sinnlichen Schönheitskultes herakleisch überwindet, da auch dieser noch „Knechtschaft" wäre: „Ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unsre Würde vergessen machen, .. wir würden die Rüstigkeit des Charakters einbüßen .. Das Erhabene verschafft uns einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangenhalten möchte." Die Frage der Freiheit steigt so bis in die höchsten Felswände der ästhetisch-philosophischen Spekulation mit hinauf. Von der „entgötterten Natur" der modernen, nachantiken Welt weiß das Gedicht von den Göttern Griechenlands (1788) nichts Härteres und nichts richtender auszusagen, als daß seitdem diese Natur „knechtisch dem Gesetz der Schwere diene".

Der Überwindung des „knechtischen Gesetzes der Schwere" galten die Träume des jungen Schiller vor allem in Beziehung auf das staatliche Leben. Auch hier geht nun für Schiller der entscheidende Eroberungszug nach innen zu.

Höchst denkwürdig ist der Versuch, auch der Frage nach der Natur des Staates eine ästhetisch-philosophische, eine dorisch-klassische Lösung zu erzwingen. 1795 heißt es ('Briefe über die ästhetische Erziehung'): „Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmannes auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt das große Schicksal der Menschen verhandelt wird." (Die Franzosen schickten sich, nach Besetzung des linken Rheinufers, soeben an, die europäischen Völker auf Grund der neuen Menschenrechte der französischen Glückseligkeit entgegenzuführen.) „Man muß, um jenes politische Problem zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen, weil es die Schönheit ist, durch die man zu der Freiheit wandert" (ein echt schillersches Weil!).

Auch im Politischen möchte Schiller jenen Stufenaufbau der „drei Reiche“ aufzeigen, die er in seiner Ästhetik sah: das furchtbare Reich der bloßen Kräfte, das heilige Reich der strengen Gesetze, das frohe Reich des freien Spiels der Kunst. Entsprechend sieht Schiller den dynamischen Staat, der die Natur durch Natur bezeichnet; dieser Staat mache die Gesellschaft möglich. Der ethische Staat unterwerfe den Einzelwillen dem allgemeinen; er mache die Gesellschaft notwendig. Der ästhetische Staat endlich ist ihm der, welcher den Willen des Ganzen durch die Natur und das Wesen des Individuums vollzieht, und er allein macht die Gesellschaft wirklich.

Von hier ist der Kleist des 'Prinzen von Homburg' ausgegangen.

Es ist im Politischen die nämliche Lösung, die im Religiös-Metaphysischen sich in dem Gedichtziel des am meisten kantisch bestimmten Schiller ausdrückt:

> Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
> Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
> Des Gesetzes strenge Fessel bindet
> Nur den Sklavensinn, der es verschmäht.

Wie eine Mahnung erreicht uns Heutige die Stimme der 'Erziehungsbriefe', worin schon so mancher Gedanke Fichtes verarbeitet ist: „Die [staatbildende] Vernunft darf die Mannigfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Gleich weit von Einförmigkeit und Verneinung ruht die siegende Form. Totalität des Charakters muß bei dem Volke gefunden werden, das fähig und würdig sein soll, den Staat der Not mit dem Staat der Freiheit zu vertauschen.“

Für diese freie Übereinstimmung des reif gewordenen Ichs mit dem sittlichen Staate geben die 'Erziehungsbriefe' die wesentliche Formel: „Für den innern Menschen, der mit sich einig ist, wird der Staat bloß die deutlichere Formel seiner inneren Gesetzgebung sein.“ Das besagt: das sittliche Ich findet den Willen des sittlichen Staates schon in sich selber vor, und es ist damit unabhängig von jedem Zwang. Diese Lösung kündigt sich sogar schon in der Empörungszeit Schillers deutlich an: schon das in vielem Betracht fratzenhafteste, theaterwütigste aller Ge-

bilde Schillers, der 'Fiesco', ist nach des Dichters Absicht als ein moralisches Lehrgedicht über die Aufopferung an den Staat zu verstehen: „Wenn jeder von uns," schreibt er 1784, „zum Besten des Vaterlands diejenige Krone hinzuwerfen lernt, die er fähig ist zu erringen, so ist die Moral des 'Fiesco' die größte des Lebens." So stark bricht doch auch in dieser Catilinazeit Schillers der Gedanke an das Staatliche durch. Der Weg ins staatliche Wirken, den von den Stürmern und Drängern Friedrich Maximilian Klinger und in gewissem Sinne ja auch Goethe gegangen war, er hatte auch für Schiller, und gerade für ihn, seine Anziehung gehabt.

Der treue Jugendfreund Streicher berichtet, daß Schillern bei ihrer Trennung im Jahre 1785 nicht sowohl die Zukunft des Dichters als des Staatsmanns, des Ministers vorgeschwebt habe. Dem antwortet das Zeugnis der Karoline v. Wolzogen für 1804: Schiller habe sich oft in dem Gedanken gefallen, im vorgerückten Alter zu einem Staatsamt tüchtig zu sein, und habe geglaubt, es mit Interesse und Nutzen verwalten zu können. Noch in Goethes Späturteil klingt etwas von der Erinnerung an diese Möglichkeit mit: „Schiller war so groß am Teetisch, als er es im Staatsrat gewesen sein würde."

Und wir dürfen sagen: dank den politischen Wirkungen seiner dramatischen Kunst hat ja Schiller dieses hohe Amt im „Staatsrat" der deutschen Zukunft auch wirklich, in höherer und höchster Wirklichkeit bekleidet.

Gervinus sagt in solchem Zusammenhange: „Der letzte Dichter von unbedingter Größe, gab Schiller dem Vaterlande die Richtung an über sein Leben hinaus; es war der innerste Drang seiner Natur, daß er überall auf jene politischen Stoffe in seiner Dichtung fiel; gewaltig sind die politischen Wirkungen seiner Dichtung, die unsere Jugend angefeuert haben und noch manchesmal erwärmen werden."

Für 1793 bezeugt ein Unterredner: Politik allein habe Schiller interessiert. Ein andrer im folgenden Jahr: Schillers ruhiger und sanfter Ton habe in gewöhnlicher Unterhaltung nicht das hohe Feuer seiner Werke erraten lassen; sobald man aber auf eine dem Vaterlandsfreunde wichtige oder vollends auf eine poetische Ma=

terie zu sprechen gekommen, habe sich augenblicklich alles an ihm begeistert.

Der Dichter, der uns das äußerst idealistische „Über seine Zeit hinaus“ verkörpert — „Was sich nie und nirgends hat begeben, Das allein veraltet nie“ — er bekennt sich doch, und wie oft ist eben das zu Unrecht übersehen worden, zur Pflicht des Zeitdienstes. 1793 schreibt er an den Herzog von Augustenburg: „Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben und für ein anderes wirken. Man ist ebensogut Zeitbürger, als man .. Staatsbürger, Hausvater ist. .. Es gibt viele Wahrheiten, die zu untersuchen sind, und bei der Wahl .. gebührt .. dem Zeitbedürfnis .. eine entscheidende Stimme.“ Auch das ist Schiller.

Hier zeigt sich, welchen Weg der Dichter zurückgelegt hat seit Posas Bekenntnis:

> Das Jahrhundert
> Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
> Ein Bürger derer, welche kommen werden.

Im Jahr 1789 beschäftigt ihn der Plan, ein episches Gedicht aus einer merkwürdigen Aktion Friedrichs II. zu machen: „Die Idee [dazu] fängt an sich bei mir zu verklären .. Ein tiefes Studium unsrer Zeit (denn das ist eigentlich der Punkt, um den sich alles dreht) und ein ebenso tiefes Studium Homers werden mich dazu geschickt machen.“

Ende 1792 schreibt Schiller über seinen Plan einer Verteidigungsschrift für Ludwig XVI., es gebe Zeiten, wo man öffentlich sprechen müsse, und eine solche Zeit scheine ihm die jetzige zu sein.

In den Aufzeichnungen zum Plan eines Themistokles-Dramas, zu dem Karl Moors Lieblingsschriftsteller Plutarch ihm den Stoff gab, lesen wir die Stichworte: „Inniges Bürgergefühl gegenüber einem ruhmvoll wachsenden Staate. Begeisterung für das öffentliche Leben.“

Und noch die schon todbedrohte Wirkenssehnsucht des letzten Jahres fühlt mit ungeduldigem Schauer, daß sie „eines neuen, eines größeren Elements bedürfe.“ 1804.

Dem Freund Wilhelm v. Humboldt beneidet er die „höhere

Region" und den weiten Lebens- und Wirkenskreis von Rom. Er schreibt ihm etwa: „Allein kann ich nichts machen, oft treibt es mich, mich in der Welt nach einem andern Wohnort und Wirkenskreis umzusehen; wenn es irgendwo leidlich wäre, ich ginge fort." Und wieder: „Ich bin nicht willens, in Weimar zu sterben."

In mehr als nur einem Sinne strebt in den letzten Jahren etwas in ihm über die Begrenzung von „Weimar" hinaus.

Ergreifend ist die Wandersehnsucht des Todgeweihten, in dem es sich schon insgeheim zur weitesten Wanderung rüstet; wovon die erhaltenen Zeugnisse berichten: „Eine große Sehnsucht nach mannigfacher Weltanschauung auf Reisen wandelte ihn in den letzten Jahren oft an. Das Meer wünschte er sogar zu sehen .. Im letzten Frühling seines Lebens fühlt er ein oft wiederkehrendes Verlangen, die Schweiz zu sehen." Nie, so erzählt der jüngere Voß aus dem Jahr 1804, habe er Schillern einen Wunsch mit größerer Innigkeit äußern hören als den nach Anschau des Meeres.

So auch im Geistigen: ein Spätbrief an Goethe fordert die Unantastbarkeit des Historischen und des Mythischen, als die eigentlichen Voraussetzungen der Kunst. Und wie eine allerletzte schon romantische Rückkehr zu Volk und Vorzeit klingt die Halbfieberbitte des Sterbenden: „Gebt mir Märchen und Rittergeschichten! Da liegt doch der Stoff zu allem Schönen und Großen."

In solchen Zügen sehen wir Andeutungen eines vorbestimmten Weges über „Weimar" hinaus, in der Richtung des jungen Jahrhunderts, der Romantik; vor allem aber, und das ist oft übersehen worden (unabsichtlich und absichtlich übersehen) hinüber auch zu der vaterländischen Romantik der Arndt und Fichte, Kleist und Eichendorff.

Wohl hat das Mißverständnis, das in Schiller bis zuletzt nur den Kosmopoliten, den Weltbürger achtzehnten Jahrhunderts sehen wollte, manchen Fürsprecher gefunden: Hebbel konnte 1859 sagen, Schiller sei nur in dem Sinne unser nationalster Dichter, daß er seine Nation, wie sie sich selbst, verleugne und ihrem kosmopolitischen Zuge, wie kein zweiter, zum Ausdruck verhelfe. Das ist, wie so manches bei Hebbel, einseitig richtig

gesehen. Es trifft mindestens für den letzten Schiller nicht mehr zu, der beim Antritt des neuen Jahrhunderts eine neue Landschaft zu betreten sich anschickt: die der vaterländischen Abwehrromantik. Gerade in Hebbels Lieblingsgedicht, das sich noch der sterbende Dichter der 'Nibelungen' vorlesen ließ, in Schillers 'Spaziergang' klingt dann der vaterländisch-romantische, man möchte sagen der dorisch-hölderlinsche Ton zuerst an (1795):

> Tausend Hände belebt Ein Geist, hoch schläget in tausend
> Brüsten, von Einem Gefühl glühend, ein einziges Herz.
> Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze,
> Hier auf dem teuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.

Das ist hier noch eine Stelle von beziehungsloser Allgemeinheit, gleichsam klassizistisch für jedes und für kein besonderes Vaterland gesagt. Die Wendung geschieht um 1800.

Nicht ohne frühere Vorzeichen im rein Ästhetischen: schon 1782, in dem Aufsatz 'Über das gegenwärtige deutsche Theater', wendet sich Schiller mit beinahe noch lessingischer Strenge gegen das französische Theater, und zwar merkwürdig genug gegen dessen am meisten heroisch-antikische Form, die den späten Schiller vielleicht nicht mehr ganz so fremd hätte anmuten müssen: „Die Menschen des Peter Corneille sind frostige Behorcher ihrer Leidenschaft — altkluge Pedanten ihrer Empfindung. .. Seinen Helden höre ich auf offner Bühne Vorlesung halten und seine Gemütsbewegungen sorgfältig durchmustern wie eine Pariserin ihre Grimassen vor dem Spiegel." Aus der Kunst der Franzosen spreche kein lebendiger Geist, heißt es noch spät in jenem Theatergedicht an Goethe. Und später: „Kaum können wir es einem französischen Trauerspielhelden glauben, daß er leidet, denn .. die unaufhörliche Rücksicht auf den Eindruck, den er auf andere macht, erlaubt ihm nie, der Natur in sich ihre Freiheit zu lassen." 'Über das Pathetische.'

Als 1801 Göschen sich von Schiller ein Gedicht zur Feier des Friedens von Lunéville erbittet, da verweigert sich der Dichter: „Ich fürchte, wir Deutschen werden eine so schändliche Rolle in diesem Frieden spielen, daß sich die Ode unter den Händen des Poeten in eine Satire auf das Deutsche Reich verwandeln müßte." Auch sonst wird Schiller jetzt in deutschen Dingen emp-

findlicher. Gegen eine wohlbekannte, auch in Weimar sichtbar werdende deutsche Schwäche und Unart wendet sich seine lutherisch-kräftige Mahnung, bei Gelegenheit des Besuches der Frau v. Staël, 1803: man begehe eine Sünde wider den Heiligen Geist, wenn man der Französin auch nur im mindesten nach dem Maule rede.

Noch herrscht auch in dem Gedicht zum 'Antritt des neuen Jahrhunderts' eine gleichsam elegisch-resignierte Stimmung, die pessimistische Stimmung des Betrachters, der das zu höherer Dauer in Geist und Gesang vorbestimmte Volk im äußern Völkerleben unterliegen zu sehen glaubt:

> Zwo gewalt'ge Nationen ringen
> Um der Welt alleinigen Besitz;
> Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
> Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.
>
> Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
> Und, wie Brennus in der rohen Zeit,
> Legt der Franke seinen eh'rnen Degen
> In die Wage der Gerechtigkeit.

Aber schon in Schillers frühromantischem Fragment, das erst seit dem Jahre 1870 bekannt ist und das erst 1902 die Überschrift 'Deutsche Größe' erhalten hat, begegnen wir einer veränderten Haltung; wir dürfen dieses Gedicht, das Bruchstück zu bleiben bestimmt war, wie Schillers Entwicklung zu einer entschieden vaterländischen Romantik selber abgebrochen wurde, wir dürfen es als einen der entscheidenden Beweise für die Stromrichtung gegen die Möglichkeit Arndt und Kleist hinüber ansehen.

Noch sind freilich die Elemente des achtzehnten Jahrhunderts vorherrschend, vor allem auch durch das Überwiegen des vaterländischen Sprachstolzes wie bei Klopstock und Herder.

Die Linie von Leibniz über Klopstock bis zu Fichte zeichnet sich ab, wenn Schiller in diesem Bruchstück, das als sein erstes deutschromantisches Bekenntnis gelten darf, vor allem die Neigung zur Sprachverherrlichung zeigt, wenn er, fast schon wie die 'Reden an die deutsche Nation' von 1808, den Sprachvorrang des deutschen Volkes feiert: „Das köstliche Gut der deutschen Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und das Flüchtigste,

den Geist, die Seele, die voll Sinn ist. — Unsre Sprache wird die Welt beherrschen." „Wir können das jugendlich Griechische und das modern Ideelle ausdrücken." Abermals die Besinnung auf die dorischen Möglichkeiten.

Herdererinnerungen könnten mitsprechen in Schillers Vorstellung von der Sendung des langsamsten Volkes, des deutschen, das dereinst alle die schnellen, flüchtigen Völker einholen werde. Der Tag des Deutschen werde die Ernte der ganzen Zeit sein. Und wiederum herderisch ist dann Schillers Erkenntnis von dem bewahrenden Charakter des deutschen Volkes, das bestimmt ist, alle Stufen des Werdeganges zugleich darzustellen und gleichsam das Gedächtnis der Welt zu sein: „Der Deutsche ist erwählt von dem Weltgeist, . . zu bewahren, was die Zeit bringt."

„Die Dichter sind, schon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer", hatte es in der Abhandlung über 'Naive und sentimentalische Dichtung' geheißen — damit ist eine innerste Gleichsetzung des Deutschen und des Dichterischen in Schillers Denken vollzogen.

So sehen wir den Dichter der 'Jungfrau' und des 'Tell' schon auf der Brücke, die den Sohn des weltbürgerlichsten Jahrhunderts dennoch ans Ufer einer leidenschaftlichen Abwehr nahender Fremdherrschaft tragen sollte, hinüber zu den Vorstreitern künftigen Befreiungskampfes, unter denen er der Jugend von 1813 zu höchst erscheinen sollte.

Der Brückenschlag erreichte nicht ganz das Ufer. Anderthalb Jahre vor Jena und Auerstedt bricht Schillers Werk mit den Versen des Marfa-Monologs im 'Demetrius' ab, unbewußt entgegengesandt gleichsam dem tief gedemütigten Deutschland von morgen:

> Das schöpf' ich flammend aus der tiefsten Seele,
> Wie eine Heerschar send' ich dir's entgegen —

Schillers letzte Zeilen, am Todestag auf seinem Schreibtisch gefunden. Wie eine Heerschar —

Karl Immermann, der Dichter des 'Merlin', hat in seinem Lebensgedenkbuch, den 'Memorabilien', von der Stimmung der Jugend beim Tode Schillers lebendig erzählt: wie die jungen Menschen damals in einer Art von leidenschaftlichem Liebesbund mit den großen Schriftstellern ihrer Zeit gestanden hätten;

wie sie in der feurigen Begeisterung ihrer Trauer um Schiller wohl gar gelobt hätten, Gliedmaßen ihres Leibes zu opfern, wenn sie dadurch noch Schillers Leben verlängern könnten. So war nicht um Mozart getrauert worden und nur in viel engerem Kreise um Winckelmann; so nicht später um Kleist und kaum um Schubert. Und doch zeichnet sich uns, wenn wir uns Schillers heroisches Leben nur um wenige Jahre verlängert denken, eine Gefahr ab, die jenen opferfrohen Jünglingen von 1805 nicht deutlich werden konnte: die Gefahr einer Entfremdung von Goethe. Frevel wäre es, Schiller hier oder anderwärts gegen Goethe auszuspielen; er selber würde solchen Versuch am strengsten richten. Aber nichts erscheint gewisser, zumal nach der ganzen Entwicklung, die Schiller seit etwa 1800 in der Richtung auf die vaterländische Romantik genommen hatte, als daß ihm die Verehrung, ja der Kult des neuen Philipp und Alba, des Napoleon Bonaparte, wie Goethe ihn bei sich hegte für die Naturgewalt des fremden Dämon, daß sie ihm aufs tiefste hätte zuwider sein müssen; ja daß dieser Kult den Dichter der 'Jungfrau von Orléans' und des 'Tell', den Ersinner des Bruchstücks von 'Deutscher Größe' recht im Innersten hätte verwunden müssen. Die Vorstellung, daß auch ein Schiller, so wie Goethe und Wieland, in eine Huldigungsaudienz beim Erfurter Napoleon gewilligt hätte, sie ist uns unvollziehbar. Und in dünnen Geisterumrissen deutet sich uns heute eine mögliche Tragik an, verwandt der im Verhältnis von Goethe und Kleist: die Tragik, daß die segensreichste Eroberung Schillers, die Freundschaft mit Goethe, zu den Festungen hätte gehören können, die infolge von Jena gefallen sind. Schiller hätte, so wie wir ihn heute sehen, das innere geistige Bündnis des großen Freundes mit dem Todfeinde seines Volkes kaum ertragen und schwerlich verwunden die Huldigung vor dem Fremdkaiser, der an einen seiner Unterkönige die erzromanische Weisung schrieb: „Den deutschen Geist heimatlos zu machen, ist das erste Ziel meiner Politik." Und welche männliche Freundschaft hätte einen solchen Gegensatz unerschüttert überlebt? Schiller hätte wie Heinrich v. Kleist sprechen müssen: „Wann dürft ihr ihn bewundern? Wenn er vernichtet ist."

Dies ist keine müßige Vermutung.

Wir haben das in diesem Zusammenhang sehr wichtige Zeugnis der Schwägerin Karoline für das Jahr 1804:

„Unterwerfung unter irgendeine nicht mit Mäßigung und Weisheit wirkende Macht war ganz gegen Schillers Natur. Hätte er dem Welteroberer gegenübergestanden, er würde .. von jener hohlen, kolossalen Größe ungeblendet geblieben sein, die zusammenstürzen mußte, da sie nicht auf Gerechtigkeit und Wahrheit ruhte. .. Zu dem Eroberer hatte Schiller nie Neigung und Vertrauen, nie hoffte er, daß irgend etwas Gutes der Menschheit durch ihn werden könne. Der Hauch der Tyrannei war ihm durchaus zuwider. Als alle Welt voll war von dem Ruhme Napoleons .. und die ungeheure Wirkung auch manch guten Kopf und manches edlere Gemüt mit Zauberkraft magisch umspann," (der Hinweis auf Goethe ist deutlich) „stimmte Schiller .. nicht ein; wir hörten ihn sagen: 'Dieser Charakter ist mir durchaus zuwider'".

Und wenn wir dieses persönliche Zeugnis nicht wollten gelten lassen, so bleibt unüberhörbar der Eingang der Abhandlung 'Über das Erhabene', die in jetziger Gestalt wohl im Jahre 1796 entstanden ist: „Der Wille ist der Geschlechtscharakter des Menschen. .. Der Mensch ist das Wesen, welches will. Eben deswegen ist des Menschen nichts so unwürdig als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns antut, macht uns .. die Menschheit streitig; wer sie feigerweise erleidet, wirft seine Menschheit hinweg." Bis in die 'Demetrius'-Entwürfe hinein erklingt dies Thema, Schillers erstes und buchstäblich sein letztes: „Alles was nach Knechtschaft schmeckt, ist ihm [Demetrius] ganz unerträglich, aber freiwillig und aus Zuneigung tut er alles."

Und so mag der vielbetrauerte vorzeitige Tod, ein Klaglied noch im Munde der Befreiungsjugend von 1813, er mag dennoch unserm Volk ein Kostbarstes gerettet haben: das Bild des Bündnisses mit unserm höchsten Dichter, das wir aus deutscher Geistesgeschichte nicht hinwegdenken könnten, und das erobert zu haben Schillers nie genug bedankter Sieg bleibt.

Unerobert freilich blieb die höchste Traumburg einer Vermählung germanischer und griechischer tragischer Kunst; die 'Braut

von Messina' bedeutete doch nur einen vergeblichen Ansturm. Und so gleicht Schiller, bei seinem vorzeitigen Tode „angesichts des Heeres", einem Robert Guiscard vor der fast eroberten Hauptstadt. Dies Byzanz blieb, will man den Maßstab „Shakespeare" anlegen, auch hier unerstürmt; aber der heldische Tod „vor den Mauern", der kämpfende Widerstand bis zum letzten Augenblick bietet nun selbst das Bild einer heroischen Tragödie, die mehr bedeutet als die Summe aller Einzelwerke Schillers; ja die vom Bestand dieser Werke zunehmend unabhängiger wird.

Das heutige Gedenkbild Schillers ist recht ein dorisches Standbild „mit der Siegerbinde". Die Kämpfe selbst und die Gegenspieler dieser Kämpfe sind längst ins Dunkel zurückgetreten. Die Werke selber mögen immer deutlicher ihre Jahrhundertbindungen zeigen, und vieles daran mag wirklich, mit Nietzsche, in die Hände der Knaben geraten sein — eine immer noch neidenswerte Form des Veraltens — stehen bleibt das Erzbild, das selbst augenlos noch die Jahrhunderte herrschend überblickt und Nachfolgeschaften, geistige Nachkommenschaften erweckt, die wir heute nur ahnen können; die wir aber gerade heute wieder ahnen dürfen.

> Nichts ist verloren und verschwunden,
> Und alles ist Frucht und alles ist Samen . .

so kündet der Chorführer in der 'Braut von Messina'.

Nicht in der Richtung der Werke Schillers, deren Reinstes noch und Echtestes künstlerisch wohl jahrhundertbefangener ist als manches läßlichere Gebilde Goethes, wohl aber in der Richtung der überdauernden Vorgestalt „Friedrich Schiller" liegt noch eine ganze Welt jugendlich-männlicher Dichtung, einer zugleich begeisterten und gebändigten Kunst; wartet eine starke Ordnung von staatlicher Zucht und metaphysisch-sittlicher Freiheit; winkt ein strenger Traum von adligster deutscher und dorischer Schönheit.



49. Jahresbericht
(Berichtsjahr 1933/34)



Vorstand

und

Ortsausschuß der Goethe-Gesellschaft

zu Beginn des Berichtsjahres 1934/35

Vorstand

Präsident

Professor Dr. Julius Petersen, Berlin-Wannsee

Vizepräsidenten

Professor Dr. Anton Kippenberg, Leipzig-Gohlis
Professor Dr. Hans Wahl, Direktor des Goethe-Nationalmuseums und des Goethe- und Schiller-Archivs, Weimar

Vorstandsmitglieder

Professor Dr. Ernst Bertram, Köln-Marienburg
Professor Dr. Ernst Beutler, Direktor des Goethemuseums, Frankfurt a. M.
Dr. h. c. Flodoard Freiherr v. Biedermann, Berlin-Steglitz
Professor Dr. Carl J. Burckhardt, Basel
Ministerialrat Dr. Rudolf Buttmann, Berlin-Schlachtensee
Professor Dr. Werner Deetjen, Direktor der Landesbibliothek Weimar, Weimar
Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Donndorf, Weimar
Geh. Hofrat Professor Dr. Otto v. Güntter, Stuttgart
Dr. Fritz Klein, Schriftsteller, Berlin
Walter v. Molo, Schriftsteller, Berlin-Zehlendorf
Geh. Regierungsrat Professor Dr. Max Planck, Berlin-Grunewald
Oberregierungsrat a. D. Professor Dr. Eduard Scheidemantel, Weimar
Professor Dr. Eduard Spranger, Berlin-Dahlem
Sektionschef a. D. Baron Wilhelm v. Weckbecker, Wien
Staatsrat Dr. Hans Severus Ziegler, Weimar

Ortsausschuß in Weimar

Vorsitzender: Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Donndorf
Schatzmeister: Finanzdirektor Leopold Eisele, Direktor der Städt. Sparbank
Schriftführer: Bibliothekar Dr. Alfred Bergmann

Bankdirektor a. D. Hans Adlung
Prof. Dr. Werner Deetjen
Prof. Dr. Max Hecker, Archivar am Goethe- und Schiller-Archiv
Viktor Graf Henckel von Donnersmarck
Generalintendant Dr. Ernst Nobbe
Oberreg.-Rat a. D. Prof. Dr. Eduard Scheidemantel
Sanitätsrat Dr. Walther Vulpius
Prof. Dr. Hans Wahl
Staatsrat Dr. Hans Severus Ziegler

Liste
der
Ortsgruppen der Goethe-Gesellschaft und ihrer Vorsitzenden

1. **Berlin:** Dr. h. c. Flodoard Freiherr v. Biedermann, Berlin-Steglitz, Albrechtstraße 33
2. **Chemnitz:** Studienrat Professor Dr. Otto Happach, Weststraße 56
3. **Dresden:** Ministerialrat Geh. Rat Professor Dr. E. Menke-Glückert, Dresden-Blasewitz, Schubertstraße 4
4. **Essen/Ruhr:** Buchhändler Erich Haake, Viehhoferstraße 16
5. **Hamburg:** Univ.-Professor Dr. Robert Petsch (stellvertretender Vorsitzender), Hamburg 37, Mittelweg 45
6. **Hannover:** Erster Staatsanwalt Dr. Max Döring, Hannover-Waldhausen, Kurhausstraße 1
7. **Jena:** Oberstudiendirektor Dr. Benno v. Hagen, Reichardtstieg 3
8. **Königsberg/Pr.:** Geh. Oberregierungsrat i. R. Willy Preuß, Luisenallee 1
9. **Leipzig:** Univ.-Professor Dr. Hermann August Korff, Adolf-Hitler-Straße 156
10. **Weimar:** Sanitätsrat Dr. Walther Vulpius, Hoffmann v. Fallersleben-Straße 2
11. **Goethe Society of America:** Prof. Emanuel de Marnay Baruch, New York 57 East 77. Street.

Geschäftsbericht 1933/34

erstattet in der Hauptversammlung am 25. Mai 1934

Wenn ich heute statt des hochverdienten Vorsitzenden des Ortsausschusses Herrn Oberbürgermeister a. D. Dr. Donndorf als sein Stellvertreter den Geschäftsbericht vortrage, so liegt das an dem schweren Verlust, den er jüngst durch den Tod seiner treuen Lebensgefährtin erlitten hat und der ihn noch von persönlichem Auftreten in der Öffentlichkeit zurückhält. Wir haben alle tiefen Anteil an seinem Geschick genommen und danken ihm, daß er nach kurzer Pause seine mühevolle Arbeit wieder aufgenommen hat.

Seit Erstattung des letzten Jahresberichts im Jahre 1933 hat der Vorstand unserer Gesellschaft, wie wir gehört haben, durch den Tod des Herrn Rechtsanwalts Dr. Kleinschmidt, des Vorsitzenden der Hamburger Ortsgruppe, einen neuen schweren Verlust erlitten. Herr Geheimrat Professor Dr. Voßler (München) ist auf eigenen Wunsch aus dem Vorstand ausgetreten. Über die Neubesetzung der dadurch und durch das Hinscheiden des Herrn Senators Dr. Strunk (Danzig) freigewordenen drei Vorstandssitze wird der Herr Präsident nachher berichten. Herr Professor Dr. Julius Wahle ist nach jahrzehntelanger, fruchtbringender Wirksamkeit auf eigenen Antrieb auch aus dem Ortsausschuß ausgeschieden, nachdem er schon seine Tätigkeit im Vorstand eingestellt hatte. Möge dieser kundigste und stets hilfsbereite Freund uns trotzdem künftig mit Rat und Tat zur Seite stehen! — Auch Herr Dr. Heinrich Lilienfein, Generalsekretär der 'Deutschen Schillerstiftung', hat zu unserm lebhaften Bedauern auf eigenen Wunsch auf seine Zugehörigkeit zum Ortsausschuß verzichtet. An seine Stelle ist der Schriftführer der Gesellschaft, Herr Dr. Alfred Bergmann, Bibliothekar am Goethe- und Schiller-Archiv, getreten. In der Angestelltenschaft fand nur insofern eine Änderung statt, als der Rechnungsführer Herr Dyroff von der Städtischen Sparbank seine Tätigkeit bei uns aufgab und durch Fräulein Förste von derselben Anstalt ersetzt wurde.

Den Sommer über leitete noch Herr Professor Dr. Kippenberg als 1. Vizepräsident die Geschäfte; es wurden mehrere eingehende Besprechungen der Mitglieder des Ortsausschusses abgehalten. Erst Anfang Oktober trat der aus Nordamerika heimkehrende Herr Präsident wieder in die Arbeit ein. Seitdem haben je zwei Sitzungen im Orts- und im Arbeitsausschuß stattgefunden, die sich neben der Erledigung laufender Geschäfte besonders mit der Vorbereitung der diesjährigen Hauptversammlung, mit den Veröffentlichungen der Gesellschaft und mit organisatorischen Fragen befaßten.

Das 'Jahrbuch' für 1933, das im Wielandjahr vornehmlich auch den 'Oberon'-Dichter würdigte, konnte, wie herkömmlich, Ende August, und zwar in einer Auflage von rund 3500 Exemplaren, verschickt werden, diesmal, der Ersparnis an Porto- und Verpackungskosten wegen, zusammen mit der 'Schrift' des Jahres: 'Die Werther-Illustrationen des Johann David Schubert', herausgegeben von Wolfgang

Pfeiffer. Von den gedruckten 4000 Exemplaren der 'Schrift' wurden etwa 500 auf Lager genommen. Wir können das geschmackvoll ausgestattete Bändchen, das unsre Mitglieder für 2 *RM* erhalten, zu Geschenkzwecken empfehlen. Dem Insel-Verlag sei für seine freundliche Mithilfe bei der Herausgabe dieser Schrift und beim Versand der beiden Veröffentlichungen bestens gedankt!

Inzwischen nähert sich die von Max Hecker besorgte Arbeit an dem Register, das die ersten 20 Bände unsres 'Jahrbuchs' umfassen wird, ihrer Vollendung. Trotz dem voraussichtlichen Umfang von etwa 31 Bogen werden wir, mit Hilfe eines erheblichen Zuschusses aus Gesellschaftsmitteln, versuchen, den Preis, mit dem der Registerband zur Subskription aufgelegt werden soll, möglichst niedrig, vielleicht auf 4 *RM* festzusetzen. Die Aufforderung zum Vorbestellen wird mit den beiden Publikationen dieses Jahres Ende August unsern Mitgliedern zugehen, auch solchen, welche die Not der Zeit neuerdings zum Austritt gezwungen hat, da auch bei ihnen der Wunsch, ein vollständiges Register zu den in ihrem Besitz befindlichen Bänden zu erhalten, vorausgesetzt werden darf.

Daß und weshalb der Plan, an die Stelle des 'Jahrbuchs' mit Beginn des Jahres 1935 eine Vierteljahresschrift zu setzen, vorläufig wieder aufgegeben worden ist, wurde vom Herrn Präsidenten bereits mitgeteilt. So wird also das altvertraute, vielen liebgewordene Jahrbuch unter Leitung Max Heckers auch 1935 erscheinen.

Von unseren älteren Veröffentlichungen, die alljährlich in der Dezember-Drucksache zusammengestellt werden, wurden im Berichtsjahr 130 'Jahrbücher' und 188 'Schriften' verkauft. Wir verweisen nochmals auf diese Gelegenheit, wertvolle Werke, die im Buchhandel nicht käuflich sind, verhältnismäßig billig zu erwerben. Die Mitglieder erweisen der Gesellschaft damit zugleich einen Dienst, da unser immer mehr anschwellendes Bücherlager entlastet werden muß. — Auch auf die Sammlung der 50 Zelterlieder, die Schriften von Alfred Bergmann und Hans Bürgin, die in unsern Mitteilungen vom Dezember unter besonders günstigen Bedingungen angeboten worden sind und in unsrer Geschäftsstelle neben dem Goethehause ausliegen, sei gleichfalls empfehlend hingewiesen.

Dort kann auch das Verzeichnis der zur Versammlung angemeldeten Teilnehmer eingesehen werden, womit ein in früheren Jahren geübter Brauch wieder aufgenommen worden ist. Das nach Goethes Wappen gearbeitete Festabzeichen (den silbernen Goethestern im blauen Felde), das in der Geschäftsstelle ausgegeben wird, bitten wir zu tragen. Die Herren vom Ortsausschuß, kenntlich durch ein etwas abweichendes Abzeichen (Goethestern auf blauer Tuchunterlage), stellen sich für Erteilung von Auskünften, Vermittlung von Bekanntschaften und ähnliche kleine Hilfeleistungen nach Möglichkeit gern zur Verfügung.

Im Bücheraustausch standen wir mit der 'Japanischen Goethe-Gesellschaft', die Band 2 ihres wieder sehr schön ausgestatteten Jahrbuchs überwies, ferner mit dem 'Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen', der 'Bibliothek der Deutschen in Reichenberg' (Tschechoslowakei) und der 'Goethe-Gesellschaft' in Riga. Die fälligen Publikationen der 'Kleist-' und der 'Schopenhauer-Gesellschaft', der 'Otto Ludwig-Gemeinde' und der 'Wilhelm Busch-Gesellschaft' erhielten wir auf Grund unserer Mitgliedschaft. Der 'Wiener Goethe-Verein' schickte seine 'Chronik'. Andererseits schenkten wir auf Ansuchen dem Herder-Institut in Riga 13 ihm noch fehlende Bände unserer 'Schriften'. —

Für den 'Deutschen Schillerbund' in Weimar wurde wieder der Betrag von 100 RM in den Haushaltsplan eingestellt.

Am Doppelstandbild Goethes und Schillers huldigte man in der üblichen Weise durch Lorbeerkränze dem Andenken der beiden Großen. — Am 200. Geburtstag des Malers der klassischen Zeit Georg Melchior Kraus, am 26. Juli 1933, wurde an seinem Grabe auf dem Jakobsfriedhof von pietätvollen Urenkelinnen aus den Vereinigten Staaten eine Gedenktafel errichtet. Herr Dr. Freiherr v. Maltzahn hielt eine Ansprache, und unsere Gesellschaft schmückte das Grab mit einem Kranze. An Wielands 200. Geburtstag, dem 5. September 1933, wurden Kränze niedergelegt an seinem hiesigen Standbild, am Grabe in Oßmannstedt und einige Tage später am Denkmal, das ihm im Schwabenlande seine Vaterstadt Biberach a. d. Riß errichtet hat. An der großen volkstümlichen Feier, die zu Ehren des 'Oberon'-Dichters in seiner Heimat stattfand, nahm ich im Auftrage des Vorstandes teil und sprach für die Gesellschaft. — Um Wielands Andenken zu feiern, übergaben wir ferner reiches Material an Herrn Professor Hundhausen in Peking für eine zugleich in deutscher und chinesischer Sprache erschienene Wieland-Gedächtnisnummer der 'Deutsch-Chinesischen Nachrichten'.

Auf Veranlassung der Reichspropagandaleitung hat Herr Sanitätsrat Dr. Vulpius an der am 9. Oktober 1933 erfolgten Enthüllung eines Goethedenkmals an der Kesselbergstraße in Urfeld am Walchensee teilgenommen und die Grüße der Gesellschaft überbracht.

Im Dezember 1933 schließlich fand ein geselliges Beisammensein zu Ehren unsres italienischen Freundes Professor Arturo Farinelli statt.

Die Tätigkeit der Geschäftsstelle wird immer schwieriger und leider auch undankbarer. Wir haben zur Zeit nur etwa 3200 zahlende Mitglieder, müssen also gegen das Vorjahr einen Verlust von 500 Mitgliedern verzeichnen. Man ist nach Kräften bemüht, die Ausscheidenden zu halten und bereits Ausgeschiedene wieder zu gewinnen. Das erfordert einen sehr eingehenden und den persönlichsten Bedürfnissen und Wünschen Rechnung tragenden Briefwechsel, mit dessen Hilfe es auch gelungen ist, etwa 60 Mitglieder wieder an uns zu fesseln. Zu einer großangelegten Werbetätigkeit ist die Zeit nicht geeignet; auch fehlen die Mittel dazu. Die Einziehung der Beiträge erfordert, mit früheren Zeiten verglichen, jetzt doppelte und dreifache Mühewaltung. — Für erhöhte Beitragsleistung haben wir wieder zu danken: der Stadtkasse Bochum, dem 'Verband alter Sängerschafter' in Leipzig, Frau Geheimrat Merck (Darmstadt), Herrn Staatssekretär Ernst v. Simson und Herrn Dr. Otto Haas. — Von der inzwischen als Letzter ihres Geschlechts verstorbenen Fräulein Dr. Selma v. Lengefeld erhielten wir 36 Bände unserer Veröffentlichungen zurück, von Herrn Hermann Ortelli in Sonneberg 33 Bände. Indem wir allen freundlichen Spendern herzlich danken, richten wir an unsere Mitglieder die dringende Bitte — wenn auch nicht um ähnliche wirtschaftliche Unterstützung, zu der gewiß nicht jeder in der Lage ist —, so doch um Festhalten an ihrer Zugehörigkeit zu unsrer Gesellschaft trotz den dadurch bedingten materiellen Opfern — schon im Hinblick auf das bevorstehende fünfzigjährige Jubiläum unsrer Vereinigung, das wir in stattlichstem Kreise 1935 begehen zu können hoffen.

Werner Deetjen.

Von unsern Ortsgruppen ist nur die Leipziger suspendiert. Von den übrigen sind Berichte eingelaufen, aus denen im folgenden das Wichtigste mitgeteilt wird.

1. Berlin: Die Ortsgruppe Berlin veranstaltete am 28. August 1933 zur Feier von Goethes Geburtstag eine Zusammenkunft im Kaiserpavillon in Wannsee, bei der der Vorsitzende eine Ansprache hielt und Herr Schauspieler Hochstätter durch Vortrag Goethischer Dichtungen erfreute.

Im Oktober wurde eine neue Satzung beschlossen, wonach der Vorsitzende für 3 Jahre gewählt wurde und darauf die weiteren Mitglieder des Vorstandes berief. Der Vorstand besteht sonach jetzt folgendermaßen: Dr. Flodoard W. Frhr. v. Biedermann, Vorsitzender; Marie v. Bunsen, stellvertretende Vorsitzende; Elsa Karraß, geb. Freiin v. Biedermann, Schatzmeisterin; Dr. Wieland Schmidt, Schriftführer; Reg.-Rat Wolfgang Goetz, Beisitzer; Intendant Dr. Ulbrich, Beisitzer.

Im Laufe des Winters wurden folgende Vorträge gehalten: am 28. November 1933: Friedrich Kayßler: 'Vertrautheit mit Goethe' (Vortrag und Vorlesung). — 31. Januar 1934: Professor Julius Petersen: 'Neue Faustdeutungen.' — 27. Februar: Professor Hans Wahl: 'Goethes Sammler- und Forschererbe im Goethe-Nationalmuseum'. — 23. März: Professor Hans-Joachim Moser und Frau Hanna Sattler: 'Goethe im Liedschaffen neuerer Tonsetzer.'

Für den 11. Mai ist die satzungsmäßige Hauptversammlung mit gemeinsamem Abendessen angesetzt. Nach der geschäftlichen Verhandlung soll Dr. Frhr. v. Biedermann einen Vortrag halten: 'Zu Goethes Gesprächen' und Dr. Erich Drach aus Goethes Gesprächen vorlesen.

2. Chemnitz: Die Mitgliederzahl hielt sich dank lebhafter Werbetätigkeit auf gleicher Höhe: sie beträgt 60.

Die Führung der Ortsgruppe liegt nach wie vor in den Händen von Professor Happach; Kassenwart blieb Herr Fritz Grote, Bücherwart Fräulein Sachse, Schriftwart Frau Gruner, Beisitzer Bürgermeister Schulz.

An Vorträgen, die sämtlich von dem Vorsitzenden gehalten wurden, fanden im Laufe des Vortragsjahres statt: 'Herder in seinem Verhältnis zu Goethe.' — 'Goethe in Berlin.' — 'Pandora.' — 'Goethe und die Natur.' — 'Prägung des Menschlichkeitsgedankens in der Iphigenie.'

Außerdem wurde veranstaltet ein geselliges Beisammensein mit Darbietungen eines Tonkünstlerterzetts und Darstellung einiger Szenen aus dem 'Jahrmarktsfest zu Plundersweilern' durch Mitglieder der Ortsgruppe. Ein Abend mit Liedervorträgen des Konzertsängers Worlitzscheck war dem Andenken Ulrikens v. Levetzow gewidmet.

3. Dresden: Es trugen vor jeweils am ersten Mittwoch jeden Monats vom Oktober 1933 bis März 1934: Frau Kammersängerin Stünzner, Dresden: Goethe-Lieder. — Professor Dr. Litt, Leipzig: 'Goethe.' — Erich Ponto, Dresden: 'Goethes Briefe an Gräfin Stolberg.' — Walter v. Molo, Berlin: 'Goethe und wir.' — Professor Dr. Spranger, Berlin: 'Goethe und die metaphysischen Offenbarungen.' — Professor Dr. Stepun, Dresden: 'Bunin, der russische Nobelpreisträger.'

Wie in anderen Dresdner Vereinen ist auch in unserer Ortsgruppe

die Mitgliederzahl etwas gesunken. Sie beträgt jetzt 170. Die Kassenlage ist befriedigend.

4. Hamburg: Die Ortsgruppe veranstaltete am 7. Februar 1934, gemeinsam mit der 'Deutsch-Griechischen Gesellschaft', einen Vortragsabend in der Universität, bei dem Professor Dr. Robert Petsch über 'Goethes Elegiendichtung' sprach und Fräulein Eleonore Ziebarth ausgewählte Elegien des Dichters zum Vortrag brachte.

Darauf folgte im April ein von den Damen der Ortsgruppe veranstalteter Unterhaltungsabend im 'Hamburger Hof', der dem Andenken Minchen Herzliebs und der Sonettendichtung Goethes gewidmet war.

Bald danach sah sich unser langjähriger Schriftführer, Herr Oberstabsarzt Dr. Moritz Fürst, veranlaßt, von seinem Posten im Vorstande zurückzutreten.

Einen schweren Verlust erlitt die Ortsgruppe am 21. September 1933 durch das Ableben ihres ersten Vorsitzenden, des Herrn Rechtsanwalts Dr. Albert Kleinschmidt, der auch Mitglied des Gesamtvorstandes der Goethe-Gesellschaft gewesen war. Der stellvertretende Vorsitzende Professor Dr. R. Petsch rief ihm am Grabe Worte der ehrenden Anerkennung nach.

Einstweilen ist an die Fortsetzung der Arbeiten der Ortsgruppe aus verschiedenen Gründen nicht zu denken, so daß von weiteren Veranstaltungen nichts zu berichten ist.

5. Hannover: Es fanden folgende Veranstaltungen statt: 26. August 1933: Besuch der 'Faust'-Aufführung auf der Goethe-Freilichtbühne in Porta bei Minden. — 28. August 1933: Goethe-Geburtstagsfeier. Vortrag von Regisseur Rudolf Bach: 'Der junge Goethe.' Goethe-Lieder: Marianne Harms. Rezitationen: Werner Krynitz. — 25. September 1933: Rudolf Bach: 'Herders deutsche Sendung'. — 14. November 1933: Professor Dr. Hans Wahl (Weimar): 'Goethes Forscher- und Sammlererbe' (mit Lichtbildern). — 10. März 1934 (gemeinschaftlich mit dem 'Hannoverschen Künstlerverein'): Goethe-Abend zum Besten der Winterhilfe. Goethe-Lieder: Marianne Harms. Rezitationen: Werner Krynitz. 'Die Laune des Verliebten' (Spielleitung: Rudolf Bach). — 24. April 1934: 1. Gedächtnisrede des Vorsitzenden auf die Goetheforscherin Dr. Käthe Woltereck; 2. Amtsgerichtsrat Dr. Friedrich Behme: 'Goethe als Harzgeologe' (mit Lichtbildern).

Unsere Arbeitsgemeinschaft vollendete ihre in drei Wintern durchgeführte Beschäftigung mit 'Faust', mit der Besprechung des 3. bis 5. Akts des II. Teils.

In unseren Vorstand wurde neu gewählt: Professor Dr. Wilhelm Böhm, der Inhaber des Lehrstuhls für Literaturgeschichte an der Technischen Hochschule Hannover.

Käthe Woltereck, geboren zu Hannover am 23. April 1874, besuchte die Höhere Töchterschule und wandte sich dann wissenschaftlichen Studien zu, die sie zu monatelangem Aufenthalt nach Frankreich und England führten. 1906—1909 war sie Professorin an dem Damen-College Wellesley bei Boston U.S.A. 1910 kehrte sie nach Deutschland zurück, studierte in Jena und München und erwarb dort Anfang 1914 die philosophische Doktorwürde. Während des Krieges widmete sie sich sozialen Liebeswerken. Später wurde sie Schriftstellerin, besonders auf dem Gebiet der Goetheforschung und der Heimatkunde. Ihre Bücher und Schriften gelten der Stadt ihrer Vorfahren, Goslar,

dem Harz, der Insel Rügen. Anfang 1934 siedelte sie nach Rom über, um ganz der Goetheforschung zu leben. Schon nach wenigen Wochen mußte sie schwerleidend nach Goslar zurückkehren und ist hier am 23. März 1934 gestorben. In den 'Jahrbüchern' der Goethe-Gesellschaft sind aus ihrer Feder veröffentlicht: 'Goethe-Fragen in Amerika' (Band 33, 1912, S. 174—185) und 'Goethe und Wagner' (Band 34, 1913, S. 141—155).

6. Jena: Am 23. Januar 1933 sprach Fräulein Augusta Barmann im Prinzessinnenschlößchen über 'Goethe und Suleika'.

Eine Wielandfeier veranstaltete die Gruppe im Saale des Rhenanenhauses am 27. Oktober 1933, bei der Studienrat Dr. Germann den Festvortrag hielt.

Der Vorstand legte am 100. Todestage Knebels, am 23. Februar 1934, auf Knebels Grabe im alten Friedhof einen Kranz mit Schleife nieder.

Ebenso gedachte der Vorstand des 70. Geburtstages des in Jena lebenden Goetheforschers Professor Dr. Hans Gerhard Gräf, indem er durch den ersten Vorsitzenden die Verdienste des Jubilars bei einem persönlichen Besuche in seiner Wohnung würdigte.

7. Königsberg: Mit Rücksicht auf die Zeitumstände haben wir im Jahre 1933 bei unserer geringen Mitgliederzahl und den sehr beschränkten Mitteln von jeder Veranstaltung absehen müssen.

Unserer Anregung, für eine würdige Herstellung der Grabstätte der Jenny v. Gustedt auf dem Kirchhofe von Gr.-Legitten, dem Kirchdorfe ihres Sterbeortes, zu sorgen, hat der Kreisausschuß in Labiau inzwischen stattgegeben. Von den insgesamt *RM* 250.— betragenden Spenden, die zu diesem Zwecke von unserer Ortsgruppe, von Herrn Dr. Ludwig Goldstein (Königsberg), von zwei auswärtigen Mitgliedern der Familie v. Gustedt, vom Kreise Labiau und von der Provinzialverwaltung Ostpreußen beigesteuert worden sind, sind *RM* 85.— zur würdigen Instandsetzung der Grabstätte bereits verwendet worden; für den Rest von *RM* 165.— soll eine Gedenktafel mit Inschrift beschafft werden.

8. Weimar: Die Ortsgruppe hat im ältesten Teil des Parkes ein steinernes Denkmal wieder herrichten lassen: die Sphinx M. G. Klauers, die ein übler Anstrich lange verunstaltet hatte.

Zur Feier von Goethes Geburtstag luden wir unsere Mitglieder nach Waldeck ein. Nach der Kaffeetafel unter den hohen Buchen am 'Alten Schloß' sprach Studienrat Dr. Vulpius über den jungen Goethe und seinen Waldecker Brief von 1775.

Die nächste Veranstaltung fand erst am 25. Januar 1934 statt. Die Ortsgruppe hatte diesmal Friedrich Muckle eingeladen zu einem Vortrag über 'Goethes Weltschau einer neuen Kultur'.

Den letzten Vortrag des Veranstaltungsjahres hielt Professor Dr. Hans Wahl über 'Goethe als bildenden Künstler'.

Anschließend fand die Jahreshauptversammlung statt, die den bisherigen Vorstand in seinen Ämtern bestätigte: Erster Vorsitzender: Sanitätsrat Dr. Vulpius; zweiter Vorsitzender: Museumsdirektor Professor Dr. Köhler; Schriftführer und Kassenwart: Studienrat Dr. Vulpius; Beisitzer: Frau M. v. Goeben. — Die Mitgliederzahl betrug beim Antritt des neuen Jahres 179 gegen 180 im Vorjahr; der Rückgang ist also nicht sehr beträchtlich; an jungem Nachwuchs fehlt es allerdings ganz.

Rechnungsabschluß für 1933

Der Rechnungsabschluß für das Jahr 1933 ergibt ein günstiges Bild.

Die Einnahmen gliedern sich wie folgt:

1. Jahresbeiträge der Mitglieder	*RM* 32.219,24
2. Erlös aus früheren Veröffentlichungen	„ 1.144,30
Außerdem außergewöhnlich aus der Subskription für Goethe-Meyer IV	„ 3.909,96
3. Zinsen und Kapitalien	„ 4.880,45
4. Verschiedene Einnahmen	„ 296,10
Sa.	*RM* 42.450,05

Die Ausgaben haben betragen:

1. Für das 'Jahrbuch' Bd. 19	*RM* 10.161,22
2. Für die 'Schrift' Bd. 46	„ 3.202,08
3. Für die Bibliothek der Gesellschaft	„ 1.500,—
4. Beitrag zur Verwaltungsgemeinschaft für das Goethe- und Schiller-Archiv einschließlich Reichsmark 1.000,— Zuweisung an das Goethe-Nationalmuseum	„ 4.225,—
5. Sonstige Beihilfen (Landesbibliothek, Dornburger Schlösser, Zuschüsse zu Veröffentlichungen Dritter und zum Registerband, Restkosten Goethe-Meyer IV)	„ 3.754,27
6. Ehrengaben und Vereinsbeiträge	„ 2.100,50
7. Persönliche und sachliche Aufwendungen für die Geschäftsstelle	„ 8.727,89
8. Aufwendungen für die Hauptversammlung	„ 5.049,49
9. Verschiedene Unkosten und Aufwendungen	„ 1.675,25
Sa.	*RM* 40.395,70

Das Jahr 1933 schließt mit einem Überschuß in Höhe von 2.054,35 *RM* ab, der im wesentlichen durch eine höhere Einnahme an Beiträgen und durch geringere Ausgaben für die 'Schrift' und die Geschäftsstelle entstanden ist.

Das Kapitalvermögen der Goethe-Gesellschaft betrug am 31. Dezember 1933 buchmäßig	*RM* 84.070,14
Hierzu kommt der Überschuß aus dem Rechnungsabschluß des Jahres 1933 mit	„ 2.054,35
Das gesamte Kapitalvermögen stellt sich auf	*RM* 86.124,49

Es ist zinstragend in Wertpapieren, Hypotheken, Darlehen und als Bankguthaben angelegt.

Sämtliche Abrechnungen sind von dem Revisor der Goethe-Gesellschaft geprüft und mit den Büchern und Belegen in Ordnung befunden.

Bericht über die Goethe-Anstalten, die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft und die Dornburger Schlösser

Im Gegensatz zu dem bewegten Vorjahre 1932 konnten im Goethe- und Schiller-Archiv wieder eigene Arbeiten in größerem Umfange durchgeführt werden. Ganze Bestände wurden aufgearbeitet: so der umfangreiche literarische, wissenschaftliche und briefliche Gesamtnachlaß Karl Simrocks, der Briefnachlaß des bekannten Theaterleiters Max Martersteig, der literarische Nachlaß Rudolf und Heinrich Abekens, der Ludwig v. Schorns, endlich der an Briefen und Akten außerordentlich reiche Nachlaß der beiden Goethischen Enkel. Vollkommen verzettelt wurden auch die Briefe Goethes an seine Familie (Mutter, Frau und Schwiegertochter, Sohn und Enkel), der Nachlaß August v. Goethes, die Briefwechsel der Enkel mit ihrer Mutter, schließlich der neu hinzugekommene 2600 Briefe umfassende Nachlaß Karl Frenzels und der des Goetheforschers Gustav v. Loeper.

Daneben wurde für die Ergänzung und Vermehrung der Bibliothek der Goethe-Gesellschaft gesorgt. Zugänge aus dem Goethe-Gedenkjahr waren noch einzureihen, desgleichen fremdsprachige Erwerbungen, endlich Neuerwerbungen aus der Bibliothek Dr. Hermann Türck. Weit über 1000 Büchereingänge sind zu verzeichnen. Vor allem aber wurde, was der immer größer werdenden Bibliothek bisher fehlte, ein wirklicher Sachkatalog in Angriff genommen, der später auch auf die älteren Bestände ausgedehnt werden soll. Daneben rücken die großen Bestände bisher fehlender Goethe-Literatur älterer Zeit aus der Sammlung Stiebel in die Reihen der Bücher ein. Wenn sie eingegliedert sind, werden wir sagen können, daß die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft und des Archivs sich zahlenmäßig in den letzten sechs Jahren fast verdoppelt hat.

Sind wir also hier in gutem Fortschreiten zum Ziele, so sind wir durch das abermalige Ausfallen des früher üblichen festen Reichszuschusses in der Ergänzung der archivalischen Bestände erheblich behindert. Durch Schenkung konnten wir den Otto Ludwig-Nachlaß bedeutsam vermehren: Professor O. Walzel (Bonn) übergab zwei Diarien und neun Notizkalender des Dichters. Frau Geheimrat Norden brachte den Bericht des Mediziners Schultze-Jena über seinen Besuch bei Goethe. Wir konnten erwerben einen Brief Wielands über Schiller und seine 'Räuber' aus dem Jahre 1783, Briefe Riemers und seiner Familie, Briefe Abekens an Solger, Herders an den Grafen Görtz und den gesamten Nachlaß des noch mit Goethes Jahren zusammenhängenden Schriftstellers A. Bube, der vorhandene Nachlässe aus dem 19. Jahrhundert in willkommener Weise ergänzt. Die schönste Erwerbung des Jahres ist der berühmte Brief Goethes an Schönborn vom 1. bis 4. Juli 1774, der drei Gedichte des jungen Goethe umschließt; ihn konnten wir durch freundliche Hilfeleistung des Herrn Reichsministers des Innern festhalten, dem auch an dieser Stelle der besondere Dank des Archivs dargebracht sei.

Unseren Dank dehnen wir aus auf rund 360 Autoren, Verleger und Gesellschaften, die unsere Bibliothek durch Stiftung ihrer Veröffentlichungen bereichert haben.

Die Benutzung der Archivbestände war auch im vergangenen Jahre

rege: neben den Nachlässen Goethes, Schillers und Wielands wurden die Nachlässe Otto Ludwigs, Immermanns, Mörikes, Hebbels, Rückerts benutzt, ferner das Kanzler Müller- und das Bertuch-Archiv, außerdem Handschriften und Briefe von Möser, Hackert, Kniep, den Wolzogens, v. Gersdorff, Coudray und der Marie v. Ebner-Eschenbach.

Soweit es die Satzungen gestatteten, wurde Material an die Bibliotheken in Nimwegen, Halle, Greifswald, Jena, Würzburg, Breslau, Berlin, Göttingen und Zittau sowie an die Preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin verschickt.

Das Goethe- und Schiller-Archiv darf also auf ein in Hinsicht auf seine Arbeitsziele erfolgreiches Jahr zurückblicken im Gegensatz zum Goethe-Nationalmuseum. Die Hoffnungen, die das Museum vor einem Jahre nach vierjährigen Enttäuschungen auf sein wesentliches Ziel, den Erweiterungsbau, vertrauensvoll setzen durfte, sind noch immer nicht erfüllt worden. Die Thüringische Staatsregierung hat infolge unvorhergesehener mehrfacher Hemmungen den von dem Herrn Reichsminister des Innern vorgeschlagenen Weg zur Beschaffung des restlichen Drittels der Baukosten nicht beschreiten können. Sie wird jedoch nach Beseitigung der Hindernisse jetzt erneut ihre Bemühungen der Aufgabe zuwenden, und wir wollen hoffen, daß der abschließende Erweiterungsbau, bestimmt, die Werkstätte Goethischer Lebensarbeit der Nation darzubieten, also doch noch die Goethe-Gesellschaft am Halbjahrhunderttag ihres Bestehens begrüßen kann.

Das Jahr 1935 ist ja nicht nur für unsere Gesellschaft ein Gedächtnisjahr, sondern ebenso für das Goethe-Nationalmuseum selbst und, was nicht vergessen sei, für den Staat Thüringen als Rechtsnachfolger des Großherzogtums Sachsen-Weimar. Auch der Staat und durch ihn als Treuhänder die Nation sind dann seit einem halben Jahrhundert Erben des Goethischen Nachlasses und durch die Stiftungsurkunde Vollstrecker der mit dem Erbe übernommenen hohen Aufgaben und Verpflichtungen für das ganze deutsche Volk.

Das Großherzogliche Haus hat bereits zehn Jahre nach dem Antritt seines Erbteils, des gewaltigen Handschriften-Nachlasses, in vorbildlicher Art seine übernommene Verpflichtung erfüllt, als es mit dem Goethe- und Schiller-Archiv der Welt die erste Goethe-Forschungsstätte schenkte. Der Weimarische Staat hat 1914 die ungefährdete Aufbewahrung der rund 60 000 Gegenstände umfassenden künstlerischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen sichergestellt. Ihre Darbietung in lebensgeschichtlichem Zusammenhang, die Schaffung der Werkstatt des gewaltigsten schöpferischen Geistes deutscher Zunge, vorbildhaft für jede Art ernster Arbeit, ist noch zu leisten. Sie ist das Ziel des Erweiterungsbaus. Dieses Ziel rechtzeitig zu erreichen wird aber nur dann möglich sein, wenn jetzt keine Zeit mehr verloren wird.

In Erkenntnis dieser Sachlage hat der Vorstand der Goethe-Gesellschaft sich großherzig dazu bereit erklärt, eine beträchtliche Summe zur inneren Ausstattung des Neubaus zur Verfügung zu halten unter der Voraussetzung, daß das fertig eingerichtete Museum Pfingsten 1935 feierlich der Öffentlichkeit übergeben wird. Für diesen hochherzigen Entschluß darf ich an dieser Stelle der Goethe-Gesellschaft den aufrichtigsten Dank des Museums zum Ausdruck bringen.

Möchte er nicht umsonst gefaßt worden sein: das ist wohl unser aller Wunsch!

Das Goethe-Nationalmuseum hat ein recht schwieriges Jahr hinter sich. Die Einnahmen sind infolge des Wegfalls ausländischer Besucher stark zurückgegangen, so daß der Haushalt des Museums und der Klassischen Stätten empfindlich gekürzt werden mußte. Das hat sich entscheidend bei der Erweiterung der Bestände durch Neuerwerbungen geltend gemacht. Wir haben fast nur die Abteilungen 'Goethestätten' und 'Illustrationen zu Goethes Werken' ergänzen können. Dabei ist es möglich gewesen, Originalaquarelle von Volpato, dem jüngeren Horny, dem Grafen Bouquoy, dem Deutsch-Römer Dies, Wilhelm Tischbein, Julius Hübner und Ramberg zu erwerben, außerdem eine ganz frühe Zeichnung und eine böhmische Landschaft von der Hand Goethes. Aus russischem Besitz konnte herbeigezogen werden das Bildnis Goethes von Gerhard v. Reutern, das dieser in Anlehnung an Stieler 1831 in Weimar gezeichnet hat. Die Musikalienabteilung konnte erweitert werden durch die Handschrift der Zelterschen Komposition des Liedes 'Der Goldschmiedsgesell'. Mit den Mitteln der Goethe-Gesellschaft ließ sich eine nur einmal vorhandene Klauersche Büste festhalten, und dem 'Weimarbund deutscher Frauen und Mädchen' verdanken wir es, unter anderem eine Zeichnung des jüngeren Horny aus dem Tiefurter Park erwerben zu können. Frau Ellinor Schulte-Leitershofen (Berlin) überwies das Ölbildnis der Schauspielerin Amalie Wolff-Malcolmi. Dr. Hermann Freiherr v. Egloffstein überbrachte uns im Auftrage der Gräflich Egloffsteinschen Familie in Arklitten das umfangreiche Reiseskizzenbuch der Gräfin Julie Egloffstein. Herr Architekt Schneemann (Erfurt) ergänzte sehr willkommen die großen Bestände des Coudrayschen Nachlasses. Mrs. Moberly-Hereford, einstmals Bewohnerin des Goethehauses, übersandte alle Erinnerungszeugnisse an jene Zeit, und Stadtrat Kalbe (Weimar) vermachte uns testamentarisch eine der Goethischen Jugendradierungen nach Alexander Thiele. Herrn Oberbaudirektor a. D. Krieche (Weimar) verdanken wir die Überweisung einer großen Anzahl von Werken über das antike Rom und das Rom Goethes. Die 'J. G. Farben' übernahmen die Neuherstellung der Darbietung der sinnlich-sittlichen Wirkung der Farben im Physiksaal. Wie so oft schon, hat uns Fräulein Margarete Geibel mit einer Folge ihrer schönen Holzschnitte, diesmal zum Thema Dornburg, erfreut. Allen diesen gütigen Spendern sei der Dank des Goethe-Nationalmuseums an dieser Stelle herzlich wiederholt.

Bei der Bearbeitung der Bestände wurde abgeschlossen der Katalog der Vertonungen Goethischer Texte aus Goethes eigenem Besitz und der der umfangreichen eigenen Notensammlung Goethes. Die Aufnahme und Bearbeitung der kunstgewerblichen Abteilung der Goethischen Sammlungen (Majoliken, Keramik, Kleinplastik, Bronzestatuetten, Gläser, Glasmalerei, Metallarbeiten) steht bevor.

Nun noch zu den Dornburger Schlössern! Vor einem Jahre war die äußere Wiederherstellung des Goetheschlosses gemeldet und die Errichtung eines kleinen Dornburg-Museums in Aussicht gestellt worden. Wir hoffen, daß sich die Goethe-Gesellschaft im nächsten Jahre in ihren Schlössern und Gärten wieder einmal von Herzen heimisch fühlen und sich an einem neu eingerichteten, bescheidenen Museum erfreuen wird. Den außerordentlich schweren Wildschaden durch Kaninchen, den der vergangene Winter den Gärten gebracht hatte, werden

wir bis dahin reichlich ausgeglichen haben; auch im Innern der Schlösser werden, soweit es unsere geringen Mittel erlauben, einige weitere Verbesserungen erzielt worden sein. Das schöne Pfingstwetter müssen die Besucher allerdings selbst mitbringen; dann soll es tags an der „Ferne blauer Berge" und nachts am „Übermaß der Sterne" gewiß nicht fehlen. Hoffen wir mit Goethes Dornburger Gedicht, daß in einem Jahre

Wenn der Äther, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage streitet,
Dann ein Ostwind, sie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet.

Hans Wahl.

Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft am 25. und 26. Mai 1934

Während im vergangenen Jahre die Tagung der Goethe-Gesellschaft unter dem Zeichen Wielands gestanden hat, ist die diesjährige dem Andenken Schillers gewidmet gewesen, dessen Geburtstag am 10. November 1934 zum 175. Male wiederkehrt.

Freitag, den 25. Mai 1934.

4 Uhr nachmittags trat die Mitgliederversammlung im Kleinen Saale der 'Weimarhalle' zusammen. Präsident Petersen eröffnete die 49. Hauptversammlung mit einer Ansprache, in der er zunächst die namentlich aus Weimar und der Nachbarschaft zahlreich erschienenen Mitglieder und die Ehrengäste begrüßte, darunter einen Beauftragten des Stellvertreters des Führers, ferner Vertreter des Reichsstatthalters in Thüringen, der Thüringischen Staatsregierung, der Reichsschrifttumskammer, des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt a. M., den Rektor der Landesuniversität Jena und den Oberbürgermeister von Weimar. Er übermittelte die Grüße der 'Goethe Society of America', berichtete, daß auch die Japanische Goethe-Gesellschaft in Tokio im Aufblühen sei und den zweiten Band ihres Jahrbuchs mit japanischen und deutschen Beiträgen übersandt habe, und gedachte der Ereignisse des vergangenen Jahres, an denen die Gesellschaft in Leid oder Freude teilgenommen hat.

Anknüpfend an seinen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten, wo man ihm ernstlich die Frage vorgelegt habe, ob sich das neue Deutschland wirklich von Goethe abgewendet habe und sich an Nietzsche aufrichten wolle, führte er weiterhin aus: Auch in Deutschland beginne man neuerdings in gewissen Kreisen, Schiller gegen Goethe auszuspielen. Für die Goethe-Gesellschaft könne es in dieser Frage kein Entweder-Oder geben. In dem Aufbruch der Nation marschiere auch sie mit und trage die Bildnisse der Persönlichkeiten voran, zu denen sie sich bekenne. Wenn Schiller in seinem 'Wilhelm Tell' die Freiheit gefeiert habe, so seien Goethes 'Götz von Berlichingen', 'Egmont' und 'Hermann und Dorothea' von dem gleichen Geiste erfüllt. Es sei notwendig, uns endlich von dem Bilde Goethes als des volksfremden Fürstenknechts, des kaltherzigen Geheimrats freizumachen; denn dieses Zerrbild sei ja gerade im Beginn des Zeitalters geprägt worden, das wir jetzt überwunden glaubten.

Die Goethe-Gesellschaft wolle ihr Bekenntnis zu Goethe und Schiller auch durch die Tat beweisen und habe darum den Beschluß gefaßt, eine Schrift zu veranstalten, in der nach nochmaliger genauester Prüfung der deutschen Öffentlichkeit sämtliche Dokumente zugänglich gemacht werden sollen, die den Tod und die Bestattung Schillers betreffen. Immer wieder werde von gewisser Seite die unhaltbare Behauptung in die Welt gesetzt, daß Schiller einem Giftmord zum Opfer gefallen sei, ja man gehe sogar soweit, Goethen der Anstiftung oder Beihilfe zu bezichtigen. Mit solchen immer weiter um sich

fressenden Gerüchten und Legenden gründlich und für alle Zeiten aufzuräumen betrachte die Goethe-Gesellschaft als eine ihrer dringlichsten Aufgaben.

Was die sonstigen Publikationen der Gesellschaft angehe, so sei der Plan, das 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' in eine Vierteljahrsschrift umzuwandeln, nochmals zurückgestellt worden, unter anderm deswegen, weil er eine Aufgabe der 'Schriften' bedinge und man sich dazu nicht habe entschließen können. Als 'Schrift' dieses Jahres werde eine Faksimile-Reproduktion des elf Blätter umfassenden Boasschen 'Xenien'-Manuskriptes erscheinen, für 1935, zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Goethe-Gesellschaft, eine Darstellung ihrer Geschichte vorbereitet.

Um den dringend notwendigen, noch immer nicht in Angriff genommenen Erweiterungsbau des Goethe-Nationalmuseums zu ermöglichen, sei die Goethe-Gesellschaft ferner bereit, aus ihrem Vermögen den Betrag von 20 000 *RM* zur Verfügung zu stellen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß mit dem Bau ohne weiteren Verzug begonnen werde und die feierliche Einweihung zur Jubiläumstagung im kommenden Frühjahr stattfinden könne.

Darauf hielt Herr Schulte-Strathaus die folgende Ansprache: Der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, hat mich beauftragt, Ihnen seine Grüße zu überbringen und ein paar grundsätzliche Worte vor Ihnen zu sprechen. Gerade vor Ihnen, die Sie im Zeichen Goethes hier versammelt sind. Denn in diesem Zeichen fühlt sich Rudolf Heß mit Ihnen verbunden.

Der geistige Gehalt der Bewegung, die zu erleben wir das Glück haben, wurzelt in dem Urgrund, aus dem aufquoll, was in Hamann, Herder, Goethe, Schiller, Hölderlin, Kleist, Fichte deutsch ist. In diesen Gottbegnadeten vollzog sich, um ein Wort des Führers zu gebrauchen, die Fleischwerdung der höchsten Werte unseres Volkes. Sie haben den Grundstein für die deutsche Zukunft gelegt; an uns ist es, auf diesem „letzten guten Fundament" weiterzubauen.

Der Führer hat die Seelen aufgerüttelt. Ich glaube, erst jetzt ist die Zeit gekommen, daß die Saat der wenigen Auserwählten reifen kann, das geistige Erbe sich aus den Hirnen in die Herzen senkt, um vom Einzelnen der Gemeinschaft den inneren Halt und die innere Kraft zu geben.

Wir stehen erst in den Anfängen des geistigen Aufbruchs. Eins seiner Ziele ist: die überkommenen höchsten Werte deutschen Wesens im Seienden wie im Werdenden lebendig, das heißt wirklich zu erhalten, mit dem kostbaren geistigen und seelischen Gut der Vergangenheit das kostbare Gut der Gegenwart zu verschmelzen. Aus dieser Vereinigung wird ein starkes neues Leben für die uns folgenden Geschlechter erwachsen.

Daß Sie und alle, die von dem Goethischen „Geist von Weimar" erfüllt sind, helfen, den Weg dahin zu bereiten, zur Ehre und zum Heile des deutschen Volkes, das ist der Wunsch des Stellvertreters des Führers.

In Vertretung des Oberbürgermeisters a. D. Dr. Donndorf erstattete Professor Dr. Deetjen den Geschäftsbericht über das abgelaufene 48. Geschäftsjahr (siehe S. 255), Finanzdirektor Eisele trug die Jahresrechnung vor und erhielt Entlastung.

Professor Wahl gab Rechenschaft von den ihm unterstehenden klassischen Stätten, dem Goethe- und Schiller-Archiv, dem Goethe-Nationalmuseum und den Dornburger Schlössern (S. 262).

Zum Schlusse wurden der Versammlung drei Anträge vorgelegt:

1. bei dem bisherigen Jahresbeitrag in Höhe von *RM* 9.— zu bleiben,
2. der Zuwahl der Herren Professor Dr. Ernst Beutler, Direktor des Goethehauses in Frankfurt am Main, Dr. Rudolf Buttmann, Ministerialdirektor im Reichsministerium des Innern, und Staatsrat Dr. Hans Severus Ziegler in Weimar, die sämtlich ihre Wahl angenommen haben, zu bestätigen,
3. die Bewilligung der *RM* 20 000.— für den Erweiterungsbau des Goethe-Nationalmuseums unter der aufgeführten Bedingung gutzuheißen.

Alle drei Anträge wurden ohne Widerspruch angenommen.

Am Abend spielte das Deutsche Nationaltheater Schillers 'Wilhelm Tell' unter Leitung von Dr. Ziegler.

Sonnabend, den 26. Mai 1934.

Die festliche Sitzung fand um 11 Uhr im Deutschen Nationaltheater statt. Der Vortrag von Professor Dr. Ernst Bertram aus Köln über 'Schiller' war von musikalischen Darbietungen der Staatskapelle umrahmt; zu Beginn hörte man den ersten Satz des Concerto grosso D-moll von Händel, zum Abschluß den ersten Satz des Brandenburger Konzerts Nr. 5 von Bach.

Am Nachmittag wurde ein Ausflug nach Rudolstadt unternommen. Nach einer Kaffeestunde im 'Löwen' fand man sich im Rokokosaal der Heidecksburg zusammen, wo Schulrat Dr. Rein, der Leiter des Schloßmuseums, an der Hand der ausgestellten Büsten, Porträts und Kunstblätter über 'Schiller und Goethe am fürstlichen Hofe zu Rudolstadt' sprach und die Rudolstädter 'Singakademie' gemeinsam mit dem Saalfelder 'Cäcilienverein' unter Leitung von Musikdirektor Wollong das 'Weihelied' und deutsche Vaterlandslieder von Albert Methfessel sowie Tischlieder von Max Eberwein zum Vortrag brachte. Am Schillerhause vorbei zogen die Teilnehmer der Fahrt dann zum 'Anger', um in den anliegenden Gaststätten die Abendmahlzeit einzunehmen. Um 9 Uhr wurde die gemeinschaftliche Rückfahrt angetreten.

Alfred Bergmann.

Register

I. Personen- und Ortsnamen

II. Goethe



Inhalt



Tafeln

Gedruckt in der Hof-Buchdruckerei zu Weimar





